

blanvalet

# SECHIL

UNDERGROUND  
JACK REACHER  
ROMAN

Lee Child

# **Underground**

Ein Jack-Reacher-Roman

Aus dem Englischen  
von Wulf Bergner

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »Gone  
Tomorrow«  
bei Bantam Press, a division of Transworld Publishers,  
The Random House Group Ltd., London.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Lee Child

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by Arrangement with Lee Child

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-641-06115-9

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für meine Schwägerinnen Leslie und Sally,  
zwei selten charmante und begabte Frauen.*

# 1

Selbstmordattentäter sind leicht zu entdecken. Sie senden alle möglichen verräterischen Signale aus. Hauptsächlich aus Nervosität. Logischerweise sind sie alle Anfänger.

Das defensive Drehbuch schrieb die israelische Spionageabwehr. Sie sagte uns, wonach wir Ausschau halten mussten. Sie benutzte pragmatische Beobachtungen und psychologische Erkenntnisse, um eine Liste mit Verhaltensindikatoren zu erstellen. Vor zwanzig Jahren erhielt ich diese Liste von einem Hauptmann der israelischen Armee. Er schwor darauf. Deshalb schwor auch ich darauf, denn ich war damals für drei Wochen abkommandiert und tat die meiste Zeit Schulter an Schulter mit ihm Dienst: in Israel selbst, in Jerusalem, im Westjordanland, im Libanon, manchmal in Syrien, manchmal in Jordanien, in Bussen, in Geschäften,

auf belebten Gehsteigen. Ich ließ den Blick wandern und hakte in Gedanken einen Punkt der Liste nach dem anderen ab.

Zwanzig Jahre später habe ich die Liste noch immer im Kopf. Und meine Augen bewegen sich noch immer. Reine Gewohnheit. Von einem anderen Haufen habe ich ein weiteres Mantra gelernt: *Hinsehen statt sehen, zuhören statt hören. Je mehr man sich engagiert, desto länger lebt man.*

Die Liste ist zwölf Punkte lang, wenn man einen verdächtigen Mann betrachtet, und elf, wenn man eine Frau vor sich hat. Der Unterschied ist die frische Rasur. Selbstmordattentäter nehmen ihren Bart ab. Das macht sie weniger auffällig, weniger verdächtig. Das Ergebnis ist eine hellere untere Gesichtshälfte.

Aber mich interessierten keine Rasuren.

Ich arbeitete die Elfpunktliste ab.

Ich hatte eine Frau im Blick.

Ich fuhr mit der New Yorker U-Bahn, war mit dem 6 Train, dem Lokalzug zur Lexington Avenue,

stadtauswärts unterwegs, um zwei Uhr morgens. Ich war in der Bleecker Street am Südenende des Bahnsteigs in einen Wagen eingestiegen, in dem nur fünf Fahrgäste saßen. U-Bahnwagen kommen einem klein und intim vor, wenn sie voll sind. Sind sie leer, wirken sie riesig und höhlenartig und einsam. Nachts kommt einem ihre Beleuchtung wärmer und heller vor, obwohl es dieselbe wie tagsüber ist. Es gibt nur diese eine Beleuchtung. Ich hatte es mir auf der den Bahnsteigen abgekehrten Seite des Wagens auf dem Zweiersitz nördlich der Endtür bequem gemacht. Die übrigen Fahrgäste saßen südlich von mir auf den langen Sitzbänken: seitlich im Profil zu sehen, weit voneinander entfernt, ausdruckslos quer durch den Wagen starrend, drei links und zwei rechts.

Der Wagen hatte die Nummer 7622. Ich war im 6 Train einmal acht Haltestellen weit neben einem verrückten Kerl sitzend gefahren, der über den Wagen, in dem wir saßen, mit der gleichen Begeisterung sprach, mit der andere Männer über Sport oder Frauen reden. Deshalb wusste ich, dass

Wagen 7622 zur neuesten Modellreihe R142A des New Yorker U-Bahn-Systems gehörte – bei Kawasaki im japanischen Kobe gebaut, nach New York verschifft, zum Rangierbahnhof 207th Street transportiert, mit einem Kran aufs Gleis gesetzt, zur 180th Street geschleppt und dort getestet. Ich wusste, dass er zweihunderttausend Meilen ohne größere Wartung zurücklegen konnte. Ich wusste, dass sein automatisches Ansagesystem für Anweisungen eine Männerstimme und für Informationen eine Frauenstimme benutzte, was angeblich ein Zufall war, aber in Wirklichkeit daher kam, dass die zuständigen Manager diese Arbeitsteilung für psychologisch schlüssig hielten. Ich erkannte die Stimmen, hatte sie in Bloomberg TV gehört – aber schon vor Jahren, bevor Mike Oberbürgermeister wurde. Ich wusste, dass in New York sechshundert Wagen der Baureihe R142A verkehrten und dass jeder etwas über fünfzehn Meter siebenzig lang und etwas über zwei Meter vierzig breit war. Ich wusste, dass es in einem Wagen ohne Fahrerstand, in dem ich auch



heute wieder saß, vierzig Sitzplätze und maximal hundertachtundvierzig Stehplätze gab. Alle diese Angaben hatte der Verrückte nur so hervorgesprudelt. Selbst sehen konnte ich, dass die Sitze des Wagens aus blauem Kunststoff im gleichen Farbton wie ein Spätherbsthimmel oder eine britische RAF-Uniform waren. Ich konnte sehen, dass seine Wandverkleidung aus einem Glasfasermaterial bestand, das gegen Graffiti resistent war. Ich konnte auch die in zwei langen Streifen angeordnete Werbung am Übergang zwischen Seitenwänden und Dach sehen. Ich konnte all die bunten kleinen Plakate sehen, die für Fernsehshows und Sprachunterricht und mühelose Studienabschlüsse und glänzende Verdienstmöglichkeiten warben.

Und ich konnte eine Mahnung der Polizei sehen, die mich aufforderte: *Wenn Sie etwas sehen, melden Sie es.*

Mir am nächsten befand sich eine Hispanierin. Sie saß auf der anderen Seite des Wagens, links von mir, vor der ersten Doppeltür, ganz allein auf

einer Bank für acht Fahrgäste, deutlich außerhalb der Mitte. Sie war klein, irgendwo zwischen vierzig und fünfzig und wirkte erhitzt und übermüdet. Sie hatte die abgewetzte Tragetasche eines Supermarkts über ihr linkes Handgelenk geschlungen und starrte den leeren Platz gegenüber an.

Danach kam ein Mann auf der anderen Seite, ungefähr eineinviertel Meter weiter den Wagen entlang. Auch er saß allein auf einer Achtpersonenbank. Er hätte vom Balkan oder der Schwarzmeerküste stammen können. Dunkles Haar, runzliges Gesicht. Er war sehnig, von Arbeit im Freien verbraucht. Seine Füße standen fest auf dem Boden. Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und beugte sich nach vorn. Nicht schlafend, aber in einer Art Halbschlaf. Scheintot, auf der Stelle tretend, im Takt mit den Bewegungen des Zuges schwankend. Er war ungefähr fünfzig und trug Sachen, die viel zu jugendlich für ihn waren: sackartige Jeans, die ihm nur bis zu den Waden reichten, und ein übergroßes NBA-Trikot mit dem

Namen eines Spielers, den ich nicht kannte.

An dritter Stelle kam eine Frau, die vermutlich aus Westafrika stammte. Sie saß links, etwas südlich der mittleren Doppeltür. Erschöpft, träge. Ihre schwarze Haut sah durch die Beleuchtung staubig grau aus. Sie trug ein farbenfrohes Batikkleid mit einem dazu passenden bunten Kopftuch. Ihre Augen waren geschlossen. Ich kenne New York einigermaßen gut. Ich bezeichne mich als Weltbürger und New York als die Hauptstadt der Welt, sodass ich diese Stadt so gut verstehe, wie ein Engländer London und ein Franzose Paris kennt. Ihre Gewohnheiten sind mir bekannt, aber nicht vertraut. Trotzdem war leicht zu erraten, dass drei Leute wie diese, die schon südlich der Bleecker Street im 6 Train nach Norden gesessen hatten, Raumpfleger waren, die von der Spätschicht in der Umgebung der City Hall heimfuhren oder in Restaurants in Chinatown oder Little Italy als Küchenhelfer arbeiteten.

Die Fahrgäste vier und fünf waren anders.

Bei der Nummer fünf handelte es sich um einen

Mann ungefähr in meinem Alter. Er lümmelte diagonal gegenüber und durch die gesamte Wagenlänge von mir getrennt schräg auf einer Zweiersitzbank. Er war lässig, aber nicht billig gekleidet. Chinos und ein Golfhemd. Er stierte auf einen Punkt irgendwo vor ihm, kniff die Augen dabei zusammen oder veränderte ihren Fokus, als wäre er hellwach und überlegte. Sie erinnerten mich an die Augen eines Baseballspielers. In seinem Blick lag eine gewisse listige, berechnende Schlauheit.

Aber es war die Nummer vier, die ich unauffällig im Auge behielt.

*Wenn Sie etwas sehen, melden Sie es.*

Sie saß auf der rechten Wagenseite, ebenfalls allein auf einer Achtpersonenbank, gegenüber und ungefähr in der Mitte zwischen der erschöpften Westafrikanerin und dem Kerl mit dem Blick eines Baseballspielers. Sie war eine unscheinbare weiße Frau, die ich auf Anfang vierzig schätzte. Sie hatte schwarzes Haar, das ordentlich, aber nicht modisch geschnitten und zu gleichmäßig

dunkel wirkte, um nicht gefärbt zu sein. Sie war ganz in Schwarz gekleidet. Ich konnte sie verhältnismäßig gut beobachten. Der rechts von mir zwischen uns sitzende Kerl hockte weiterhin nach vorn gebeugt da, und die V-förmige Lücke zwischen seinem Rücken und der Seitenwand des Wagens verschaffte mir freie Sicht, die nur durch die vielen Haltestangen aus rostfreiem Stahl leicht beeinträchtigt wurde.

Keine ideale Sicht, aber doch gut genug, um bei jedem einzelnen Punkt der Elfpunktliste sämtliche Alarmglocken schrillen zu lassen. Sie blinkten rot wie die Kirschen im Display eines Spielautomaten in Vegas.

Wollte ich der israelischen Spionageabwehr glauben, sah ich eine Selbstmordattentäterin.

## 2

Diesen Gedanken verwarf ich sofort wieder. Nicht aus ethnischen Erwägungen. Weiße Frauen sind zu ebensolchen Verrücktheiten imstande wie jeder andere. Ich verwarf ihn, weil er taktisch nicht plausibel war. Der Zeitpunkt war ganz falsch. Die New Yorker U-Bahn wäre ein gutes Ziel für einen Selbstmordanschlag gewesen. Der 6 Train wäre so gut wie jeder andere und besser als die meisten gewesen. Er hält unter dem Grand Central Terminal. Acht Uhr morgens, achtzehn Uhr abends, ein voll besetzter Wagen, vierzig Sitzplätze, hundertachtundvierzig Stehplätze. Abwarten, bis die Türen sich zum überfüllten Bahnsteig hin öffnen, dann auf den Knopf drücken. Hundert Tote, mehrere hundert Schwerverletzte, Panik, Bauschäden, vielleicht ein Brand, eine wichtige Verkehrsdrehscheibe tage- oder wochenlang lahmgelegt und vielleicht für alle Zeiten

misstrauisch beäugt. Für Menschen, deren Denkweise wir nicht ganz verstehen, sicher ein bedeutender Erfolg.

Aber nicht um zwei Uhr morgens.

Nicht in einem Wagen, in dem nur sechs Fahrgäste saßen. Nicht wenn auf den U-Bahnsteigen unter dem Grand Central nur herumliegender Müll, leere Kaffeebecher und ein paar Obdachlose auf den Bänken anzutreffen waren.

Die U-Bahn hielt am Astor Place. Die Türen öffneten sich zischend. Niemand stieg aus. Niemand stieg zu. Die Türen schlossen sich polternd, die Motoren heulten auf, und der Zug fuhr weiter.

Die elf wichtigen Punkte blinkten weiter rot.

Auf den ersten konnte jeder kommen: unpassende Kleidung. Sprengstoffgürtel waren inzwischen so perfektioniert wie Baseballhandschuhe. Man nimmt ein dreißig mal neunzig Zentimeter großes Stück Segeltuch, legt es der Länge nach einmal zusammen und erhält so

eine dreißig Zentimeter hohe Tasche. Diese Tasche legt man dem Attentäter um und näht sie hinten zusammen. Schnallen oder Reißverschlüsse können dazu führen, dass jemand sich die Sache anders überlegt. Dann steckt man eine Palisade aus Dynamitstangen in die Tasche, verdrahtet sie, füllt die Zwischenräume mit Nägeln oder Kugellagerkugeln aus, näht die Tasche oben zu und ergänzt sie durch einfache Schulterträger, um die Last besser zu verteilen. Insgesamt wirkungsvoll, aber recht sperrig. Die einzig brauchbare Tarnung ist ein übergroßes Kleidungsstück wie ein gefütterter Winterparka. Im Nahen Osten gänzlich ungeeignet, in New York nur etwa drei Monate im Jahr passend.

Aber wir hatten September, es war so heiß wie im Sommer und im Untergrund mindestens fünf Grad heißer. Ich trug ein T-Shirt. Die Nummer vier trug eine Daunenjacke von North Face: schwarz, bauschig, etwas zu groß und mit bis unters Kinn zugezogenem Reißverschluss.

*Wenn Sie etwas sehen, melden Sie es.*



Den zweiten der elf Punkte ließ ich vorerst unberücksichtigt. Er war nicht gleich überprüfbar. Der zweite Punkt ist: roboterhafter Gang. Bedeutsam an einer Kontrollstelle oder auf einem belebten Platz, aber bei einer sitzenden Verdächtigen im öffentlichen Nahverkehr nicht relevant. Selbstmordattentäter gehen nicht roboterhaft, weil sie wegen ihres unmittelbar bevorstehenden Märtyrertums in Ekstase sind, sondern weil sie zwanzig Kilo ungewohntes Extragewicht mit sich herumschleppen und betäubt sind. Märtyrertum ist nur bis zu einem gewissen Grad reizvoll. Die meisten Selbstmordattentäter sind unter Druck gesetzte Einfaltspinsel, die einen Priem aus Rohopiumpaste in der Backe haben. Das wissen wir, weil Dynamitgürtel mit einer typischen Druckwelle in Doughnutform detonieren, die sich in Bruchteilen einer Nanosekunde durch den Oberkörper fortpflanzt und den Kopf von den Schultern sprengt. Der menschliche Kopf ist nicht angeschraubt. Er hält sich durch Schwerkraft und ist durch Haut, Muskeln, Sehnen und Bänder

fixiert. Aber diese schwachen biologischen Anker richten nicht viel gegen eine starke chemische Detonation aus. Von meinem israelischen Mentor weiß ich, wie sich leicht feststellen lässt, ob eine Detonation unter freiem Himmel durch eine Autobombe, einen Selbstmordattentäter oder eine Kofferbombe ausgelöst worden ist: Man sucht einen Radius von fünfundzwanzig bis dreißig Meter nach einem abgetrennten menschlichen Kopf ab, der meist seltsam intakt und unbeschädigt ist – bis hin zu dem Opiumpriem in der Backe.

Der Zug hielt am Union Square. Die Türen gingen auf. Niemand stieg aus. Niemand stieg zu. Vom Bahnsteig wehte heiße Luft herein und kämpfte gegen die Klimaanlage des Wagens an. Dann schlossen die Türen sich wieder, und der Zug fuhr weiter.

Die Punkte drei bis sechs sind Variationen eines subjektiven Themas: Reizbarkeit, Schwitzen, Tics und auffällige Nervosität. Meiner Ansicht nach kommt das Schwitzen ebenso häufig von körperlicher Erhitzung wie von schwachen

Nerven, von unpassender Kleidung und dem Dynamit. Dynamit besteht aus Sägemehl, das mit Nitroglyzerin getränkt und zu Stangen gepresst wird. Sägemehl isoliert gut. Deshalb gehört das Schwitzen mit dazu. Aber die Reizbarkeit, die Tics und die Nervosität sind wertvolle Indikatoren. Diese Leute befinden sich in den letzten verrückten Augenblicken ihres Lebens, sorgenvoll, mit Angst vor Schmerzen, von Betäubungsmitteln benommen. Sie sind erklärtermaßen irrational. Sie glauben oder glauben nur halb oder eigentlich nicht an das Paradies, in dem Milch und Honig fließen, an grünes Land und Jungfrauen, stehen unter ideologischem Druck oder werden von den Erwartungen ihrer Gefährten und Familien angetrieben und stecken plötzlich zu tief drin, um sich noch befreien zu können. Tapfere Reden bei Geheimtreffen sind eine Sache, tapferes Handeln eine andere. Daher die unterdrückte Panik mit all ihren sichtbaren Anzeichen.

Die Nummer vier ließ sie alle erkennen. Sie sah genau wie eine Frau aus, die zum Ende ihres

Lebens unterwegs ist – so zuverlässig und sicher, wie der Zug zur Endstation dieser Strecke unterwegs war.

Deshalb Punkt sieben: Atmung.

Sie hechelte leise und kontrolliert: ein, aus, ein, aus. Wie eine Atemtechnik, um Wehenschmerzen zu ertragen, wie als Folge eines Schocks oder wie als letzte verzweifelte Barriere davor, vor Angst, Schrecken und Entsetzen laut zu kreischen.

Ein, aus, ein, aus.

Punkt acht: Selbstmordattentäter, die kurz davor stehen, in Aktion zu treten, starren angestrengt geradeaus. Niemand weiß, weshalb, aber Videoaufnahmen und die Aussagen überlebender Augenzeugen haben das bestätigt. Selbstmordattentäter starren geradeaus vor sich hin. Vielleicht haben sie ihre Entschlossenheit ausgereizt und fürchten, aufgehalten zu werden. Vielleicht glauben sie wie Kinder und Hunde, dass keiner sie sieht, wenn sie niemanden ansehen. Vielleicht bewirkt ein letzter Rest Anstand, dass sie die Leute, die sie vernichten werden, nicht

ansehen können. Keiner weiß, weshalb sie's tun, aber sie tun es.

Die Nummer vier tat es auch. Das stand fest. Sie starrte das leere Fenster gegenüber so durchdringend an, dass ihr Blick fast ein Loch ins Glas brannte.

Die Punkte eins bis acht trafen also zu. Ich verlagerte mein Gewicht auf meinem Sitz etwas nach vorn.

Dann hielt ich inne. Die Idee war taktisch absurd. Dies war der falsche Zeitpunkt.

Dann sah ich noch einmal hin. Und bewegte mich erneut. Weil auch die Punkte neun, zehn und elf vorhanden waren und zutrafen – und weil sie die wichtigsten Punkte von allen waren.

### 3

Punkt neun: gemurmelte Gebete. Alle bisher bekannten Attentate sind durch Religion, fast ausschließlich durch den islamischen Glauben, angestiftet oder motiviert, gerechtfertigt oder überwacht worden, und Muslime waren es gewöhnt, in der Öffentlichkeit zu beten. Überlebende berichten von langen formelhaften Beschwörungen, die mehr oder weniger hörbar, aber stets mit sichtbar bewegten Lippen wiederholt werden. Die Nummer vier war wirklich eifrig dabei. Ihre Lippen bewegten sich unter ihrem starren Blick in einer langen, keuchenden, ritualistischen Beschwörung, die sich etwa alle zwanzig Sekunden zu wiederholen schien. Vielleicht stellte sie sich bereits der Gottheit vor, der sie jenseits der Linie zu begegnen hoffte. Oder vielleicht versuchte sie sich selbst davon zu überzeugen, dass es wirklich eine Gottheit und

eine Linie gab.

Der Zug hielt in der 23rd Street. Die Türen gingen auf. Niemand stieg aus. Niemand stieg zu. Über dem Bahnsteig sah ich die roten Hinweisschilder zu den Ausgängen: 22nd and Park, Nordostecke, oder 23rd and Park, Südostecke. Unauffällige, aber plötzlich attraktive Gehsteigabschnitte in Manhattan.

Ich blieb auf meinem Platz. Die Türen schlossen sich. Der Zug fuhr weiter.

Punkt zehn: eine große Umhängetasche.

Dynamit ist ein stabiler Sprengstoff, solange es frisch ist. Es geht nicht von selbst hoch, sondern muss durch Zündhütchen gezündet werden. Zündhütchen sind durch ein Zündkabel mit einem Unterbrecher und einer Stromquelle verbunden. Die großen Zündmaschinen in alten Westernfilmen waren beides. Wurde ihr Hebel nach unten gedrückt, betrieb er einen Dynamo, und im letzten Teil wurde ein Schalter betätigt. Für tragbare Ladungen nicht geeignet. Für die benötigt man eine Batterie, und für einen laufenden Meter Dynamit

braucht man etwas Spannung und Stromstärke. Kleine AA-Batterien liefern kümmerliche anderthalb Volt – nach allgemeinen Faustregeln nicht genug. Ein Neunvoltblock ist besser, aber für eine sichere Zündung will man eine kantige Blockbatterie von der Größe einer Suppendose, wie sie für Handscheinwerfer verkauft werden. Zu groß und zu schwer für eine Jackentasche, daher die Umhängetasche. Die Batterie liegt darin, und das Zündkabel läuft von ihr zu einem Schalter, bevor es durch einen unauffälligen Schlitz hinten aus der Tasche hinausführt und unter dem Saum des unpassenden Kleidungsstücks nach oben verschwindet.

Die Nummer vier trug eine Kuriertasche im urbanen Stil aus schwarzem Segeltuch so umgehängt, dass der Gurt vor ihrem Körper verlief und die Tasche selbst auf ihrem Schoß lag. Die Art, wie das steife Gewebe sich beulte und doch wieder Falten bildete, ließ darauf schließen, dass die Tasche bis auf einen einzigen schweren Gegenstand leer war.



Der Zug hielt in der 28th Street. Die Türen gingen auf. Niemand stieg aus. Niemand stieg zu. Die Türen schlossen sich, und der Zug fuhr weiter.

Punkt elf: Hände in der Tasche.

Vor zwanzig Jahren war Punkt elf noch eine kürzlich hinzugefügte Neuerung gewesen. Davor hatte die Liste mit Punkt zehn geendet. Aber die Entwicklung ging weiter. Aktion, dann Reaktion. Die israelischen Sicherheitsdienste und ein paar tapfere Bürger hatten eine neue Taktik erfunden. Wurde man misstrauisch, lief man nicht weg. Das war eigentlich sinnlos. Schneller als ein Schrapnell kann niemand rennen. Stattdessen umschlangen sie den Verdächtigen mit verzweifelter Kraft, hielten seine Arme fest und hinderten ihn so daran, den Schalter zu erreichen. Auf diese Weise wurden mehrere Anschläge vereitelt und viele Menschenleben gerettet. Aber die Attentäter lernten dazu. Jetzt brachte man ihnen bei, ihren Daumen ständig auf dem Zündknopf zu lassen, um die Umarmungstaktik wirkungslos zu machen. Der Schalter befindet sich neben der

Batterie in der Tasche. Deshalb die Hände in der Tasche.

Die Nummer vier hatte beide Hände in der Kuriertasche, deren Klappe zwischen ihren Handgelenken faltig zusammengedrückt war.

Der Zug hielt in der 33rd Street. Die Türen gingen auf. Niemand stieg aus. Die einzelne Person auf dem Bahnsteig zögerte, wandte sich dann nach rechts und stieg in den nächsten Wagen. Ich drehte mich um, schaute durch das kleine Fenster hinter meinem Kopf und beobachtete, wie sie sich für einen Sitzplatz in meiner Nähe entschied. Zwei Querwände aus rostfreiem Stahl und der schmale Luftraum über der Kupplung. Ich hätte ihr am liebsten bedeutet, nach hinten zu gehen. Am anderen Ende des Wagens hätte sie vielleicht eine Überlebenschance. Aber ich rührte mich nicht. Wir hatten keinen Blickkontakt, und sie hätte mich ohnehin ignoriert. Ich kenne New York. Auf irre Gesten in spätnächtlichen U-Bahnen reagierte man nicht.

Die Türen blieben einen Herzschlag länger offen

als normal. Eine verrückte Sekunde lang überlegte ich, ob ich versuchen solle, alle dazu zu bringen, den Wagen zu verlassen. Aber ich tat es nicht. Das wäre eine Komödie gewesen. Überraschung, Verständnislosigkeit, vielleicht Sprachbarrieren. Ich wusste nicht einmal, ob ich das spanische Wort für »Bombe« kannte. Vielleicht *bomba*. Oder war das die Glühbirne? Einen verrückten Kerl, der etwas von Glühbirnen schwafelte, würde niemand ernst nehmen.

Nein, Glühbirne hieß *bombilla*, glaubte ich.  
Vielleicht.

Möglicherweise.

Aber ich beherrschte sicher keine Balkansprache. Und erst recht keine westafrikanischen Dialekte. Obwohl die Frau in dem Batikkleid vielleicht Französisch sprach. Teile Westafrikas sind frankophon. Und ich spreche Französisch. *Une bombe! La femme là-bas a une bombe sous sa doudoune. Die Frau da drüben hat eine Bombe unter ihrer Daunenjacke. Die Westafrikanerin würde mich vielleicht*

verstehen. Oder sie würde irgendwie begreifen, dass Gefahr drohte, und uns einfach hinausfolgen.

Falls sie rechtzeitig aufwachte. Falls sie die Augen öffnete.

Zuletzt blieb ich einfach sitzen.

Die Türen schlossen sich.

Der Zug fuhr weiter.

Ich starrte die Nummer vier an. Stellte mir ihren schlanken blassen Daumen auf dem versteckten Zündknopf vor. Der Druckschalter stammte vermutlich aus dem Radio Shack. Ein harmloses Bauteil – für Hobbyzwecke. Hatte vermutlich anderthalb Bucks gekostet. Ich stellte mir ein Gewirr aus Drähten vor, rot und schwarz, mit Klebeband zusammengehalten, die Enden zurechtgebogen und mit Kabelschuhen versehen. Ein dickes Zündkabel, das aus der Tasche kam und sich unter ihrer Jacke nach oben schlängelte, um dann zwölf bis zwanzig Zündhütchen in einer langen tödlichen Reihe miteinander zu verbinden. Elektrizität fließt fast mit Lichtgeschwindigkeit. Dynamit besitzt ungeheure Sprengkraft. In einem

geschlossenen Raum wie einem U-Bahn-Wagen würde allein die Druckwelle Mus aus uns machen. Die Nägel und Kugellagerkugeln würden eine überflüssige Dreingabe sein. Wie Kugeln gegen Eiscreme. Von uns würde nur sehr wenig übrig bleiben. Vielleicht Knochensplitter von Grapefruitkerngröße. Am ehesten würden Amboss und Steigbügel aus dem Innenohr intakt bleiben. Als kleinste Knochen des menschlichen Körpers hatten sie statistisch gesehen die größte Chance, von der Splitterwolke verfehlt zu werden.

Ich starrte die Frau an. Erreichen konnte ich sie unmöglich. Ich war zehn Meter von ihr entfernt. Ihr Daumen lag bereits auf dem Zündschalter. Billige Messingkontakte hatten ungefähr drei Millimeter Abstand, und diese winzige Lücke wurde jetzt vielleicht rhythmisch um Bruchteile größer oder kleiner, während ihr Herz schlug und ihr Arm zitterte.

Sie war bereit, und ich war es nicht.

Der Zug fuhr leicht schwankend weiter. Das Heulen des Fahrtwinds im Tunnel, das Rattern der

Radkränze auf den Schienenstößen, das Scharren des Stromabnehmers über die Stromschiene, das Heulen der Motoren und das sich nach hinten fortpflanzende Quietschen der Spurkränze, wenn ein Wagen nach dem anderen eine Kurve durchfuhr.

Wohin wollte sie? Worunter fuhr der 6 Train hindurch? Ließ sich ein Gebäude durch einen Selbstmordattentäter zum Einsturz bringen? Vermutlich nicht. Wo gab es also nach zwei Uhr morgens noch größere Menschenansammlungen? Nur an wenigen Orten. Vielleicht in Nachtclubs, aber die meisten lagen schon hinter uns, und sie wäre ohnehin an keinem Türsteher vorbeigekommen.

Ich starrte sie an.

Zu intensiv.

Sie spürte es.

Sie drehte den Kopf zur Seite: langsam, ruhig, wie mit einer programmierten Bewegung.

Sie starrte mich ihrerseits an.

Unsere Blicke begegneten sich.

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich.

*Sie wusste, dass ich es wusste.*

## 4

Wir starrten uns fast zehn Sekunden lang unverwandt an. Dann stand ich auf. Blieb leicht schwankend auf den Beinen und machte einen Schritt. Aus zehn Metern Entfernung hatte ich keine Überlebenschance, das war klar. Verringerte ich diesen Abstand, konnte ich auch nicht toter sein. Ich ging an der Hispanierin links von mir vorbei. An dem Kerl mit dem NBA-Trikot rechts von mir. An der Westafrikanerin in dem Batikkleid links von mir. Ihre Augen waren noch immer geschlossen. Ich hangelte mich von einem Haltegriff zum nächsten weiter, links, rechts, links, schwankend. Die Nummer vier beobachtete mich unverwandt: ängstlich, hechelnd, murmelnd. Ihre Hände blieben in der Umhängetasche.

Ich blieb zwei Meter von ihr entfernt stehen.

Ich sagte: »Mir wär's wirklich lieber, wenn ich mich in dieser Sache geirrt hätte.«



Sie gab keine Antwort. Ihre Lippen bewegten sich. Ihre Hände bewegten sich unter dem dicken schwarzen Segeltuch. Der große Gegenstand in ihrer Umhängetasche veränderte seine Position leicht.

Ich sagte: »Ich muss Ihre Hände sehen.«

Sie gab keine Antwort.

»Ich bin ein Cop«, log ich. »Ich kann Ihnen helfen.«

Sie gab keine Antwort.

Ich sagte: »Wir können darüber reden.«

Sie gab keine Antwort.

Ich nahm die Hände von den Handgriffen und ließ sie seitlich herabsinken. Das machte mich kleiner. Weniger bedrohlich. Bloß irgendein Kerl. Ich stand so still, wie der fahrende, schwankende Zug es zuließ. Ich tat nichts. Mir blieb nichts anderes übrig. Sie würde nur Bruchteile einer Sekunde brauchen. Ich würde länger brauchen. Und ich konnte absolut nichts tun. Ich hätte versuchen können, ihre Tasche zu ergreifen und sie ihr wegzureißen. Aber der um ihren Körper

geschlungene Trageriemen war ein breites gewebtes Baumwollband. Die gleiche Webart wie bei Feuerwehrschläuchen. Das Band war vorgewaschen, künstlich gealtert und abgewetzt, wie neues Zeug heutzutage ist, aber es würde trotzdem noch sehr reißfest sein. Mein Versuch hätte damit geendet, dass ich sie vom Sitz hochriss und zu Boden fallen ließ.

Bloß wäre ich gar nicht erst in ihre Nähe gekommen. Sie hätte den Knopf gedrückt, bevor meine Hand die halbe Entfernung zurückgelegt hatte.

Ich hätte versuchen können, die Tasche hochzureißen und mit der anderen Hand über ihre Rückseite zu fahren, um das Zündkabel von den Batteriepolen zu reißen. Nur würde das Kabel reichlich lang sein, damit sie sich frei bewegen konnte, sodass ich in weitem Bogen einen halben Meter Kabel hätte herausziehen müssen, bevor irgendein Widerstand zu spüren gewesen wäre. Bis dahin hätte sie den Knopf gedrückt, vielleicht nur unwillkürlich aus Schock.

Oder ich hätte ihre Daunenjacke packen und versuchen können, einige der anderen Drähte loszureißen. Aber zwischen mir und diesen Drähten befanden sich dicke Taschen mit Gänse-daunen. Und rutschig glattes Nylongewebe. Kein Griff, kein Gefühl.

Keine Hoffnung.

Ich hätte versuchen können, sie außer Gefecht zu setzen. Ihr eins über den Schädel zu ziehen, sie k.o. zu schlagen, mit einer Geraden, augenblicklich. Aber obwohl ich schnell war, hätte ein wirksamer Schlag aus zwei Metern Entfernung ungefähr eine halbe Sekunde gedauert. Und sie brauchte ihren Daumen nur drei Millimeter weit zu bewegen.

Sie wäre schneller gewesen.

Ich fragte: »Darf ich mich hinsetzen? Neben Sie?«

Sie sagte: »Nein, bleiben Sie von mir weg.«

Eine neutrale, tonlose Stimme. Kein hörbarer Akzent. Amerikanisch klingend, aber sie hätte von überall her sein können. Aus der Nähe machte sie keinen wirklich gefährlichen oder geistesgestörten

Eindruck. Eher einen resignierten, ernsten, verängstigten und erschöpften. Sie sah mit derselben Intensität zu mir auf, mit der sie vorhin das Fenster gegenüber angestarrt hatte. Sie wirkte völlig wach und zurechnungsfähig. Ich kam mir regelrecht durchleuchtet vor, ich konnte mich nicht bewegen, ich konnte nicht sprechen.

»Es ist spät«, sagte ich dann. »Sie sollten die Hauptverkehrszeit abwarten.«

Sie gab keine Antwort.

»Noch sechs Stunden«, sagte ich. »Dann ist sie viel wirksamer.«

Ihre Hände in der Tasche bewegten sich.

Ich sagte: »Nicht jetzt.«

Sie schwieg.

»Nur eine«, sagte ich. »Zeigen Sie mir eine Hand. Sie brauchen nicht beide dort drinzuhaben.«

Der Zug bremste scharf. Ich hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben, griff wieder nach oben und bekam einen Haltegriff zu fassen. Meine Hand war feucht. Der Metallgriff fühlte sich heiß an. Grand Central, dachte ich. Aber dort waren wir nicht. Ich

schaute aus dem Fenster, weil ich Licht und weiße Kacheln erwartete, und hatte nur das schwache Leuchten einer blauen Lampe vor mir. Wir hatten im Tunnel gehalten. Bauarbeiten oder ein Signal.

Ich drehte mich zu ihr um.

»Zeigen Sie mir eine Hand«, forderte ich sie noch mal auf.

Die Frau gab keine Antwort. Sie starrte meinen Bauch an. Weil ich mit erhobenen Händen dastand, war mein T-Shirt hochgerutscht und ließ über dem Hosenbund die Narbe an meinem Unterleib sehen. Weißes Narbengewebe, hart und aufgeworfen. Große primitive Stiche wie in einem Cartoon. Von Splittern einer vor vielen Jahren in Beirut hochgegangenen Lastwagenbombe. Ich war hundert Meter vom Nullpunkt entfernt gewesen.

Der Frau auf der Sitzbank war ich achtundneunzig Meter näher.

Sie starrte mich weiter an. Die meisten Leute fragen, woher ich die Narbe habe. Ich wollte nicht, dass sie das auch tat. Ich wollte nicht über Bomben reden. Nicht mit ihr.

Ich sagte: »Zeigen Sie mir eine Hand.«

Sie fragte: »Wieso?«

»Sie brauchen nicht beide dort drin.«

»Was hätten Sie davon?«

»Weiß ich nicht«, antwortete ich. Ich hatte keine rechte Vorstellung davon, was ich tat. Ich habe keine Erfahrung in Verhandlungen mit Geiselnehmern. Ich redete um des Redens willen, was sehr untypisch für mich war. Normalerweise bin ich eher schweigsam. Statistisch gesehen wäre es äußerst unwahrscheinlich, dass ich mitten im Satz sterben würde.

Vielleicht redete ich deshalb.

Die Frau bewegte ihre Hände. Ich sah, dass sie mit der Rechten etwas in der Tasche festhielt, bevor sie langsam die linke Hand herauszog, schmal, blass, kaum sichtbar mit Sehnen und Adern überzogen. Nicht mehr junge Haut. Unlackierte Fingernägel, kurz geschnitten. Keine Ringe. Nicht verheiratet, nicht verlobt. Sie drehte die Hand, um mir die andere Seite zu zeigen. Die leere Handfläche war gerötet, weil ihr heiß war.

»Danke«, sagte ich.

Sie legte die Linke mit der Handfläche nach unten auf den benachbarten Sitz und ließ sie dort liegen, als hätte sie nichts mit dem Rest ihres Körpers zu tun. Was in diesem Augenblick fast zutraf. Der Zug stand weiter im Dunkel. Ich ließ die Hände sinken. Der Saum meines T-Shirts rutschte wieder nach unten und verdeckte die Narbe.

Ich sagte: »Zeigen Sie mir jetzt, was Sie in der Tasche haben.«

»Wozu?«

»Ich möchte es nur sehen. Was immer es ist.«

Sie gab keine Antwort.

Sie bewegte sich nicht.

Ich sagte: »Ich werde nicht versuchen, es Ihnen wegzunehmen. Ehrenwort! Ich möchte es nur sehen. Das verstehen Sie bestimmt.«

Der Zug fuhr wieder an. Wenig Beschleunigung, kein Ruckeln, niedriges Tempo. Ein sanftes Gleiten in die Station. Ein langsames Rollen. Noch ungefähr zweihundert Meter, dachte ich.

Ich sagte: »Ich habe ein Recht darauf, es wenigstens zu sehen, denke ich. Würden Sie mir nicht zustimmen?«

Sie machte ein Gesicht, als verstünde sie das nicht.

Sie sagte: »Ich sehe nicht ein, wieso das Ihr Recht sein soll.«

»Das tun Sie nicht?«

»Nein.«

»Weil dieses Ding auch mich etwas angeht. Und vielleicht kann ich kontrollieren, ob es richtig verdrahtet ist. Für später. Denn Sie müssen es später einsetzen. Nicht jetzt.«

»Sie haben gesagt, dass Sie ein Cop sind.«

»Wir können eine Lösung finden«, sagte ich. »Ich kann Ihnen helfen.« Ich warf einen Blick über die Schulter. Der Zug kroch weiter. Vor uns weißes Licht im Tunnel. Ich schaute wieder nach vorn. Die rechte Hand der Frau bewegte sich. Sie bemühte sich um einen festeren Griff, befreite den Gegenstand zugleich vom Stoff der Umhängetasche.



Ich beobachtete sie. Der Taschenrand verding sich an ihrem Handgelenk, und sie benützte die Linke, um es zu befreien. Dann zog sie die rechte Hand heraus.

Keine Batterie. Keine Drähte. Kein Knopf, kein Schalter, keine Zündmaschine.

Etwas ganz anderes.

## 5

Die Frau hielt eine Schusswaffe in der Hand. Sie zielte damit auf mich. Eher tief, unterhalb der Rumpfmittle, auf der Linie zwischen Leistengegend und Nabel. Dort befinden sich alle möglichen lebenswichtigen Dinge: Organe, Rückgrat, Eingeweide, verschiedene Venen und Arterien. Die Waffe war eine Ruger Speed-Six. Ein großer alter Revolver Kaliber .357 Magnum mit zehn Zentimeter langem Lauf, der imstande war, mich so zu durchlöchern, dass Tageslicht durchscheinen konnte.

Insgesamt war ich jedoch heiterer als noch vor einer Sekunde. Aus vielerlei Gründen. Bomben bringen viele Leute plötzlich um, Schusswaffen töten sie einzeln. Mit Bomben braucht man nicht zu zielen, mit Schusswaffen schon. Der Speed-Six wiegt geladen fast ein Kilo. Das ist viel Masse, die ein schmales Handgelenk beherrschen soll.

Und Magnumpatronen erzeugen grelles Mündungsfeuer und starken Rückstoß. Hatte sie schon mit dieser Waffe geschossen, würde sie das wissen. Und sie würde sich das bei Schützen bekannte »Magnum-Zucken« angewöhnt haben: eine Zehntelsekunde vor dem Abdrücken den Arm verkrampfen, die Augen schließen und den Kopf wegrehen. Sie hatte gute Chancen, mich zu verfehlen – selbst aus zwei Meter Entfernung. Die meisten Schüsse aus Handfeuerwaffen gehen daneben. Vielleicht nicht auf dem Schießstand, nicht mit Ohrenschützern und Schießbrille, ohne Zeitdruck und ohne dass etwas auf dem Spiel steht. Aber im richtigen Leben, mit Panik und Stress, zitternden Händen und jagendem Herzen haben Handfeuerwaffen mehr mit Glück oder Pech zu tun. Mit ihrem oder meinem.

Verfehlte sie mich, würde sie keine zweite Chance bekommen.

Ich sagte: »Immer mit der Ruhe.« Nur um irgendetwas zu reden. Ihr Zeigefinger am Abzug war kalkweiß, aber sie hatte ihn noch nicht

bewegt. Der Speed-Six ist ein Revolver mit doppelt wirkendem Abzug, bei dem die erste Hälfte der Abzugsbewegung den Hammer zurückzieht und die Trommel dreht. Die zweite Hälfte lässt den gespannten Hammer nach vorn schlagen und löst den Schuss aus. Ein komplizierter Mechanismus, der Zeit braucht. Nicht viel, aber doch etwas. Ich starrte ihren Finger an. Spürte auch, dass der Kerl mit dem Blick eines Baseballspielers uns beobachtete. Für alle anderen blockierte mein Rücken vermutlich die Szene.

Ich sagte: »Sie haben keinen Streit mit mir, Lady. Sie kennen mich nicht mal. Stecken Sie das Ding weg, damit wir miteinander reden können.«

Sie gab keine Antwort. Vielleicht drückte ihre Miene etwas aus, aber ich achtete nicht darauf. Ich fixierte ihren Zeigefinger. Das war der einzige Teil von ihr, der mich interessierte. Und ich konzentrierte mich auf die durch den Wagenboden zu spürenden Vibrationen. Wartete darauf, dass der Wagen anhielt. Mein verrückter Mitfahrer hatte mir

erzählt, dass jeder R142A fünfunddreißig Tonnen wiegt. Seine Höchstgeschwindigkeit beträgt hundert Stundenkilometer. Deshalb hat er sehr starke Bremsen. Zu stark, um bei langsamer Fahrt fein dosiert zu werden. Sie rucken, knirschen und blockieren sogar. Die letzten Meter vor dem Anhalten rutschen die Züge oft mit blockierten Bremsen. Daher das typische Jaulen, wenn sie zum Stehen kommen.

Ich rechnete mir aus, dass das selbst nach unserem Kriechen der Fall sein würde. Der Revolver war im Prinzip das Gewicht am Ende eines Pendels. Ein langer dünner Arm, dann ein Kilo Stahl. Wenn die Bremsen griffen, würde sich der Speed-Six durch seine Bewegungsenergie in derselben Richtung wie bisher weiterbewegen. Stadtauswärts. Newtons Bewegungsgesetze. Ich hielt mich bereit, gegen die eigene Bewegungsenergie anzukämpfen und einen Sprung in Gegenrichtung zu machen. Stadteinwärts. Ruckte die Revolvermündung nur zehn Zentimeter nach Norden, während ich mich zehn Zentimeter nach

Süden bewegte, konnte mir nichts passieren.

Vielleicht genügten auch acht Zentimeter.

Oder neun, um ein kleines Sicherheitspolster zu haben.

Die Frau fragte: »Wo haben Sie die Narbe her?«

Ich gab keine Antwort.

»War das ein Bauchschuss?«

»Bombe«, sagte ich.

Sie bewegte die Mündung etwas, von ihr aus gesehen nach links, aus meiner Sicht nach rechts. Nun zielte sie auf die unter meinem T-Shirt unsichtbare Narbe.

Der Zug rollte weiter. In die Station. Unendlich langsam. Kaum im Fußgängertempo. Die Bahnsteige im Grand Central Terminal sind lang. Der Steuerwagen befand sich ganz am vorderen Ende. Ich wartete darauf, dass die Bremsen greifen würden. Rechnete damit, dass es einen netten kleinen Ruck gäbe.

Dazu kam es nie.

Die Revolvermündung bewegte sich zurück zu meiner Körpermitte. Dann zeigte sie senkrecht in

die Höhe. Eine Zehntelsekunde lang glaubte ich, die Frau wolle sich ergeben. Aber die Mündung bewegte sich weiter. Mit einer stolzen, trotzigem Geste hob die Frau das Kinn und drückte die Mündung in das weiche Fleisch darunter. Betätigte den Abzug halb. Die Trommel drehte sich, und der Hammer scharrte über den Nylonstoff ihrer Daunenjacke.

Dann zog sie den Abzug ganz durch und schoss sich selbst den Kopf weg.

## 6

Die Türen gingen lange nicht auf. Vielleicht hatte jemand die Sprechanlage für Notrufe benutzt, oder der U-Bahnfahrer hatte den Schuss gehört. Jedenfalls entschied das System sich erst mal für eine Vollsperrung. Die hatte das Personal zweifellos geübt. Und eigentlich war dieses Verfahren vernünftig. Es war besser, einen bewaffneten Verrückten in einem Wagen einzusperren, als ihn in der ganzen Stadt herumlaufen zu lassen.

Aber das Warten war nicht angenehm. Das Kaliber .357 Magnum wurde 1935 erfunden. *Magnum* heißt im Lateinischen *groß*. Schwereres Geschoss und weit mehr Treibladung. In Wirklichkeit detoniert die Treibladung nicht, sondern brennt schnell ab. Dabei entsteht eine riesige Blase aus heißem Gas, die das Geschoss aus dem Rohr treibt. Normalerweise tritt das Gas



nach dem Geschoss aus und entzündet den Sauerstoff der Umgebungsluft. Daher das Mündungsfeuer. Aber bei einem aufgesetzten Schuss, für den die Nummer vier sich entschieden hatte, durchlöchert die Kugel die Haut, und das Gas dringt sofort nach ihr ein. Unter der Haut dehnt es sich gewaltsam aus und reißt eine riesige sternförmige Austrittswunde oder bläst alles Fleisch, alle Haut vom Schädel, der so kahl zurückbleibt, als hätte man eine Banane geschält.

Das war in diesem Fall passiert. Das Gesicht der Frau bestand nur noch aus blutigen Fleischfetzen, die an zertrümmerten Knochen hingen. Das Geschoss war senkrecht durch ihren Mund gegangen und hatte mit seiner gewaltigen kinetischen Energie die Schädeldecke durchschlagen. Der jähe Überdruck hatte ein Ventil gesucht und dort gefunden, wo ihre Gehirnschale im Säuglingsalter zugewachsen war. Die Fontanellen waren wieder aufgeplatzt, und der Druck hatte über und hinter ihr mehrere große Knochensplitter verteilt, die an der Seitenwand

klebten. Ihr Kopf war praktisch nicht mehr da. Aber die gegen Graffiti resistente Glasfaserwand erfüllte ihre Aufgabe. Weiße Knochensplinter, dunkles Blut und graue Gehirnmasse liefen über die glatte Fläche nach unten, klebten nicht fest, hinterließen dünne Kriechspuren. Die Tote war auf der Bank zusammengesackt. Ihr rechter Zeigefinger steckte noch im Abzugsbügel. Der Revolver war vom rechten Oberschenkel abgeprallt und lag jetzt auf dem Sitz neben ihr.

Der Schussknall hallte noch immer in meinen Ohren nach. Hinter mir hörte ich gedämpfte Geräusche. Ich roch das Blut der Frau. Ich trat vor und kontrollierte ihre Tasche. Leer. Ich öffnete den Reißverschluss ihrer Daunenjacke und zog sie vorn auseinander. Wieder nichts. Nur eine weiße Baumwollbluse und der Gestank von Kot und Urin.

Ich fand die Notrufanlage und sprach selbst mit dem Fahrer. Ich sagte: »Selbstmord durch Erschießen. Im vorletzten Wagen. Die Sache ist gelaufen. Wir sind in Sicherheit. Uns droht keine weitere Gefahr.« Ich wollte nicht warten müssen,

bis die New Yorker Polizei SWAT-Teams zusammenzog, die sich in Kevlarwesten und mit Sturmgewehren anpirschen würden. Das konnte verdammt lange dauern.

Von dem U-Bahnfahrer erhielt ich keine Antwort. Aber eine Minute später kam seine Stimme aus den Deckenlautsprechern. Er sagte: »Achtung, eine Durchsage an alle Fahrgäste. Wegen eines noch nicht geklärten Vorfalls bleiben die Türen einige Minuten geschlossen.« Er sprach langsam. Vermutlich las er den Text von einem Kärtchen ab. Seine Stimme klang zittrig. Ganz anders als der professionelle Tonfall der Nachrichtensprecher von Bloomberg TV.

Ich sah mich ein letztes Mal in dem Wagen um, setzte mich dann einen Meter von der kopflosen Leiche entfernt hin und wartete.

Ganze Episoden von Fernsehkrimis hätten laufen können, bevor die richtigen Cops auch nur auftauchten. DNA-Spuren hätten gesichert und untersucht, Übereinstimmungen festgestellt, Täter gejagt und gefasst und vor Gericht gestellt und

verurteilt werden können. Irgendwann kamen jedoch sechs Uniformierte die Treppe herunter. Sie trugen Mützen und Kevlarwesten und hatten ihre Waffen gezogen. NYPD-Streifenpolizisten der Nachtschicht, vermutlich vom 14. Revier in der West 35th Street, dem berühmten Bezirk Midtown South. Sie rannten den Bahnsteig entlang und fingen an, den Zug von vorn zu kontrollieren. Ich stand wieder auf und schaute durch die Fenster über den Kupplungen den ganzen Zug entlang, als blickte ich in einen langen beleuchteten Tunnel aus rostfreiem Stahl. Mit zunehmender Entfernung wurde das Bild trüber, weil die Scheiben grünlich und nicht ganz sauber waren. Aber ich konnte verfolgen, wie die Cops nacheinander alle Wagentüren öffneten, die Fahrgäste überprüften, auf den Bahnsteig schoben und nach oben auf die Straße schickten. Dieser Nachtzug war nur schwach besetzt, deshalb brauchten sie nicht lange, um uns zu erreichen. Sie sahen durch die Fenster, entdeckten die Leiche mitsamt dem Revolver und wurden sichtlich nervös. Als die Türen sich zischend öffneten,

stürmten sie paarweise durch die Doppeltüren herein. Wir hoben alle reflexartig die Hände.

Jeweils ein Cop blockierte die Türen, und die anderen drei bewegten sich sofort auf die Tote zu. Sie machten knapp zwei Meter vor ihr halt. Tasteten nicht nach ihrem Puls oder sonstigen Lebenszeichen. Hielten ihr keinen Spiegel unter die Nase, um festzustellen, ob sie noch atmete. Teils weil klar war, dass sie nicht atmete, teils weil sie keine Nase mehr hatte. Die Knorpelteile waren weggefetzt, sodass zwischen den durch inneren Überdruck herausgedrückten Augäpfeln nur gezackte Knochensplinter übrig waren.

Ein großer Cop mit den Ärmelstreifen eines Sergeanten drehte sich um. Er war etwas blass um die Kiemen, spielte die Rolle des Veteranen, den nichts mehr erschüttern kann, aber ziemlich gut. Er fragte: »Wer hat gesehen, was hier passiert ist?«

Im vorderen Teil des Wagens herrschte Schweigen. Die Hispanierin, der Mann in dem NBA-Trikot, die Westafrikanerin – sie alle saßen unbeweglich da und sagten nichts. Punkt acht:

angestrengt geradeaus starren. Das taten sie alle. *Kann ich dich nicht sehen, kannst du mich nicht sehen.* Auch der Mann in dem Golfhemd schwieg. Also sagte ich: »Sie hat die Waffe aus ihrer Tasche gezogen und sich erschossen.«

»Einfach so?«

»Mehr oder weniger.«

»Warum?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Wo und wann?«

»Kurz vor der Einfahrt in diese Station. Wann immer das war.«

Der Kerl verarbeitete die Informationen. Selbstmord durch Erschießen. Für die U-Bahn war das NYPD zuständig. Die Langsamfahrstelle zwischen 41st und 42nd Street gehörte zum Bereich des 14. Reviers. Sein Fall. Keine Frage. Er nickte, dann sagte er: »Okay, steigen Sie bitte alle aus, und warten Sie auf dem Bahnsteig. Wir brauchen Namen, Adressen und Zeugenaussagen von Ihnen.«

Dann schaltete er sein Kragenmikrofon ein und

bekam als Antwort laut knatternde atmosphärische Störungen. Auf die antwortete er seinerseits mit einer langen Kette von Codewörtern und -zahlen. Ich vermutete, dass er Sanitäter und einen Krankenwagen anforderte. Danach würde Bahnpersonal dafür sorgen müssen, dass der Wagen abgekoppelt und gereinigt wurde und die Züge auf dieser Linie wieder normal verkehrten. Keine Schwierigkeit, dachte ich. Bis zur morgendlichen Hauptverkehrszeit blieben noch ein paar Stunden.

Als wir ausstiegen, hatte sich auf dem Bahnsteig bereits eine große Menschenmenge versammelt. U-Bahn-Polizei, dazukommende gewöhnliche Cops, Bahnarbeiter, die von allen Seiten zusammenströmten, U-Bahn-Personal aus den oberen Etagen des Terminals. Fünf Minuten später polterte ein Rettungsteam des FDNY mit einer Tragbahre die Treppe herunter. Als die Feuerwehrleute durch die Sperre und in den Zug kamen, stiegen die zuerst erschienenen Cops aus. Wie es weiterging, sah ich nicht mehr, denn diese

Cops streiften durch die Menge, schauten sich um und suchten jeweils einen Fahrgast, um ihn mitzunehmen und zu befragen. Der große Sergeant kam zu mir. Ich hatte seine Fragen im Zug beantwortet. Deshalb hatte er es gleich auf mich abgesehen. Er führte mich tief in die Station hinein und in einen heißen, spärlich möblierten, weiß gekachelten Raum, der vermutlich zum Revier der U-Bahn-Polizei gehörte, ließ mich auf einem Holzstuhl Platz nehmen und fragte mich nach meinem Namen.

»Jack Reacher«, antwortete ich.

Er schrieb ihn auf und sagte sonst nichts mehr. Lungerte nur an der Tür herum und beobachtete mich. Und wartete. Auf die Ankunft eines Kriminalbeamten, vermutete ich.



Der Kriminalbeamte, der dann aufkreuzte, war eine Frau, und sie kam allein. Sie trug Hosen und dazu eine kurzärmelige graue Bluse. Vielleicht Seide, vielleicht Kunstseide. Jedenfalls glänzend. Sie war nicht in die Hose gesteckt, und ich vermutete, dass sie die Dienstwaffe, die Handschellen, und was sie sonst noch bei sich hatte, verdeckte. Die Frau war klein und schlank, hatte schwarze, zu einem Nackenknoten zusammengefasste Haare und ein schmales, ovales Gesicht. Kein Schmuck. Nicht mal ein Ehering. Sie war Ende dreißig, vielleicht vierzig. Eine attraktive Frau. Ich mochte sie sofort. Sie wirkte entspannt und freundlich, wies ihre goldene Plakette vor und gab mir ihre Visitenkarte. Darauf standen ihre dienstliche Telefonnummer, eine Handynummer und ihre E-Mail-Adresse beim NYPD, ebenso wie ihr Name, den sie auch laut sagte: *Theresa Lee*. Aber sie war keine Asiatin.

Vielleicht stammte »Lee« aus einer früheren Ehe oder war die Ellis-Island-Version von Leigh oder einem anderen längeren oder komplizierteren Namen. Oder vielleicht stammte sie von Robert E. Lee ab.

Sie sagte: »Können Sie mir schildern, was genau passiert ist?«

Sie sprach leise, mit hochgezogenen Augenbrauen und sanfter, fürsorglicher und rücksichtsvoller Stimme, als wäre ihre größte Sorge mein persönlicher posttraumatischer Stress. *Können Sie es mir schildern? Können Sie das?* Wie in: *Können Sie es ertragen, alles noch einmal zu durchleben?* Ich musste kurz lächeln. In Midtown South gab es pro Jahr kein halbes Dutzend Morde, und selbst wenn sie seit ihrem ersten Tag im Dienst zu allen gerufen worden war, hatte ich trotzdem mehr Leichen gesehen als sie. Um ein Vielfaches mehr. Die Frau in der U-Bahn war nicht der angenehmste Fall gewesen, aber es hatte weit schlimmere gegeben.

Also erzählte ich ihr genau, was passiert war: mein Einsteigen in der Bleecker Street, die abgehakte Elfpunktliste, meine zögernde Annäherung, das stockende Gespräch, der Revolver, der Selbstmord.

Theresa Lee wollte über die Liste reden.

»Wir haben ein Exemplar«, sagte sie. »Es ist als vertraulich eingestuft.«

»Sie ist seit zwanzig Jahren bekannt«, entgegnete ich. »Jeder hat ein Exemplar. Von vertraulich kann keine Rede sein.«

»Wo haben Sie sie gesehen?«

»In Israel«, antwortete ich. »Kurz nachdem sie aufgestellt worden war.«

»Wieso?«

Ich erzählte ihr meinen Lebenslauf. Die Kurzfassung. Die US Army, dreizehn Jahre als Militärpolizist, die Eliteeinheit 110th Investigative Unit, dienstliche Verwendung in aller Welt, dazu Abkommandierungen nach Bedarf. Dann der Zusammenbruch der Sowjetunion, die Friedensdividende, der zusammengestrichene

Verteidigungshaushalt, die überraschende Freistellung.

»Offizier oder Mannschaftsdienstgrad?«, fragte sie.

»Zuletzt war ich Major«, sagte ich.

»Und jetzt?«

»Ich bin pensioniert.«

»Dafür sind Sie noch recht jung.«

»Ich wollte das Leben genießen, solange ich kann.«

»Und tun Sie's?«

»Mehr als jemals zuvor.«

»Was haben Sie heute Abend gemacht? Drunten im Village?«

»Musik«, sagte ich. »In den Blues Clubs in der Bleecker Street.«

»Und wohin waren Sie mit dem 6 Train unterwegs?«

»Ich wollte mir irgendwo ein Zimmer nehmen oder zur Port Authority fahren, um einen Bus zu nehmen.«

»Wohin?«

»Irgendwohin.«

»Kurzbesuch?«

»Die beste Art.«

»Wo wohnen Sie?«

»Nirgends. Mein Jahr besteht aus einem Kurzbesuch nach dem anderen.«

»Wo ist Ihr Gepäck?«

»Ich habe keines.«

Danach stellen die meisten Leute weiterführende Fragen, aber Theresa Lee tat das nicht. Stattdessen betrachtete sie mich nachdenklich und sagte: »Ich bin nicht glücklich darüber, dass die Liste falsch war. Ich dachte, sie sollte endgültig sein.« Ihr Tonfall schloss mich ein, von Cop zu Cop, als machte mein früherer Job einen Unterschied für sie.

»Sie war nur halb falsch«, erklärte ich. »Der Teil mit dem Selbstmord war richtig.«

»Das stimmt wohl«, sagte sie. »Die Anzeichen wären die gleichen, nehme ich an. Trotzdem war das ein falsches positives Signal.«

»Besser als ein falsches negatives.«

»Das stimmt wohl«, sagte sie wieder.

Ich fragte: »Wissen wir schon, wer sie war?«

»Noch nicht. Aber das steht bald fest. Wie ich höre, sind am Tatort Schlüssel und eine Geldbörse gefunden worden. Damit dürfte eine Identifizierung möglich sein. Aber was war mit der Daunenjacke?«

Ich sagte: »Keine Ahnung.«

Sie verstummte, als wäre sie zutiefst enttäuscht. Ich sagte: »Solche Dinge sind immer im Fluss. Persönlich glaube ich, dass wir die Liste um einen zwölften Punkt ergänzen sollten. Nimmt eine Selbstmordattentäterin ihr Kopftuch ab, ist fehlende Sonnenbräune ebenso verräterisch wie bei einem Mann.«

»Gutes Argument«, meinte sie.

»Und ich habe in einem Buch gelesen, dass die Sache mit den Jungfrauen eine Falschübersetzung ist. Das Wort ist mehrdeutig. Es steht in einem Abschnitt, in dem von essbaren Dingen die Rede ist. Milch und Honig. Wahrscheinlich bedeutet es Rosinen. Dick und vermutlich kandierte oder

gezuckert.«

»Sie verüben Selbstmord wegen Rosinen?«

»Ich würde gern ihre Gesichter sehen.«

»Sind Sie Linguist?«

»Ich spreche Englisch«, sagte ich. »Und Französisch. Und wozu sollte eine Selbstmordattentäterin überhaupt Jungfrauen wollen? Viele religiöse Schriften sind falsch übersetzt. Vor allem wenn's um Jungfrauen geht. Wahrscheinlich sogar das Neue Testament. Manche Leute sagen, Maria sei eine Erstgebärende gewesen, sonst nichts. Nach dem hebräischen Wort dafür. Keine Jungfrau. Die ursprünglichen Autoren würden lachen, wenn sie lesen könnten, was wir alles daraus gemacht haben.«

Theresa Lee äußerte sich nicht dazu. Stattdessen fragte sie: »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Ich dachte, sie erkundige sich, ob ich durcheinander sei. Ob sie mir psychologische Betreuung anbieten solle. Vielleicht weil sie mich für einen schweigsamen Mann hielt, der zu viel redete. Aber ich hatte mich getäuscht. Als ich

antwortete: »Mir geht's gut«, wirkte sie leicht überrascht und sagte: »Mir an Ihrer Stelle täte es leid, sie angesprochen zu haben. In der U-Bahn. Ich glaube, Sie haben sie in den Abgrund gestoßen. Noch ein paar Stationen, dann wäre sie vielleicht darüber hinweggekommen, was immer ihr zugesetzt hat.«

Danach saßen wir eine Minute lang schweigend da, bis der große Sergeant den Kopf zur Tür hereinstreckte und Lee zunickte, einen Augenblick herauszukommen. Ich hörte ein kurzes, flüsternd geführtes Gespräch, dann betrat Lee wieder den Raum und forderte mich auf, ihr in die West 35th Street zu folgen – aufs Polizeirevier.

Ich fragte: »Warum?«

Sie zögerte.

»Formalität«, erklärte sie. »Um Ihre Aussage zu Protokoll zu nehmen, um die Akte zu schließen.«

»Kann ich's mir aussuchen, ob ich mitkommen will?«

»Fangen Sie nicht damit an«, sagte sie. »Hier geht's auch um die israelische Liste. Wir könnten



alles zu einer Frage der nationalen Sicherheit erklären. Sie sind ein wichtiger Zeuge, und wir könnten Sie einsperren, bis Sie alt und grau sind. Spielen Sie lieber mit wie ein anständiger Bürger.«

Also zuckte ich mit den Schultern und ging mit ihr durch das Labyrinth des Grand Central Terminal zur Vanderbilt Avenue, wo ihr Wagen parkte – ein neutraler Ford Crown Victoria, verbeult und nicht gewaschen, aber fahrtauglich. Er brachte uns problemlos in die West 35th Street. Wir betraten das Dienstgebäude durch das prächtige alte Portal. Sie führte mich in einen Vernehmungsraum im ersten Stock, trat beiseite und wartete auf dem Flur, um mir den Vortritt zu lassen. Dann schloss sie die Tür hinter mir und sperrte sie von außen ab.

## 8

Zwanzig Minuten später tauchte Theresa Lee mit einer frisch angelegten Fallakte und einem Kollegen wieder auf. Sie warf die Akte auf den Tisch und stellte den Mann als ihren Partner vor. Sie sagte, er heiße Docherty, und ihm seien eine Menge Fragen eingefallen, die vielleicht zu Anfang hätten gestellt und beantwortet werden sollen.

»Welche Fragen?«, wollte ich wissen.

Als Erstes bot sie mir Kaffee und einen Gang auf die Toilette an. Ich sagte zu beidem ja. Docherty begleitete mich den Flur entlang, und als wir zurückkamen, standen neben der Akte drei Styroporbecher auf dem Tisch. Zweimal Kaffee, einmal Tee. Ich nahm mir einen Kaffee und kostete ihn. Er war in Ordnung. Lee nahm den Tee, Docherty den zweiten Kaffee. Er sagte: »Erzählen Sie alles noch mal von vorn.«

Das tat ich also, knapp und präzise, aufs

Nötigste beschränkt, und Docherty regte sich, genau wie zuvor Lee, ein bisschen darüber auf, dass die israelische Liste sich als falsch positiv erwiesen hatte. Ich erklärte erneut, falsch positiv sei besser als falsch negativ, und aus der Sicht einer Selbstmörderin mache es in Bezug auf persönliche Symptome vielleicht keinen Unterschied, ob sie allein abtreten oder eine Menge Leute mit in den Tod reißen wolle. Fünf Minuten lang herrschte eine Seminaratmosphäre, in der drei vernünftige Leute über ein interessantes Phänomen diskutierten.

Dann änderte sich der Tonfall.

Docherty fragte: »Wie war Ihnen zumute?«

Ich fragte: »Wann?«

»Als sie sich umgebracht hat.«

»Ich war froh, dass sie nicht mich erschossen hat.«

Docherty sagte: »Wir gehören zur Mordkommission. Wir müssen uns alle gewaltsamen Tode ansehen. Das verstehen Sie doch, nicht? Für alle Fälle.«

Ich sagte: »Für welchen Fall?«

»Falls hinter dieser Sache mehr steckt, als auf den ersten Blick ersichtlich ist.«

»Das tut's nicht. Sie hat sich erschossen.«

»Das sagen Sie.«

»Niemand kann etwas anderes behaupten. Weil es genau so passiert ist.«

Docherty sagte: »Es gibt immer alternative Szenarien.«

»Glauben Sie?«

»Vielleicht haben *Sie* sie erschossen.«

Theresa Lee bedachte mich mit einem mitfühlenden Blick.

Ich sagte: »Das habe ich nicht.«

Docherty sagte: »Vielleicht war das Ihr Revolver.«

Ich sagte: »Das war er nicht. Das Ding wiegt zwei Pfund. Ich habe keine Tragetasche.«

»Sie sind ein großer Mann. Große Hose. Große Taschen.«

Theresa Lee bedachte mich mit einem weiteren mitfühlenden Blick. Als wollte sie sagen: *Tut mir*

*leid.*

Ich fragte: »Was wird hier gespielt? Guter Cop, doofer Cop?«

Docherty sagte: »Halten Sie mich für doof?«

»Sie haben's gerade bewiesen. Hätte ich sie mit einer .357 Magnum erschossen, hätte ich bis zum Ellbogen Schmauchspuren am Arm. Aber Sie haben draußen vor der Toilette gewartet, als ich mir die Hände gewaschen habe. Sie reden lauter Scheiß. Sie haben mir keine Fingerabdrücke abgenommen und mich nicht über meine Rechte belehrt. Sie werfen nur Nebelkerzen.«

»Wir sind verpflichtet, uns Gewissheit zu verschaffen.«

»Was sagt der Gerichtsmediziner?«

»Das wissen wir noch nicht.«

»Es gibt weitere Zeugen.«

Lee schüttelte den Kopf. »Zwecklos. Die haben nichts gesehen.«

»Sie müssen etwas gesehen haben.«

»Ihr Rücken hat ihnen die Sicht genommen. Außerdem haben sie nicht hingesehen, haben halb

geschlafen und sprechen kaum Englisch. Sie hatten nichts zu bieten. Im Prinzip wollten sie weiter, denke ich, bevor wir anfangen konnten, Green Cards zu kontrollieren.«

»Was ist mit dem anderen Kerl? Er hat vor mir gesessen und war hellwach. Und er hat wie ein Bürger ausgesehen, der gut Englisch spricht.«

»Welcher andere Kerl?«

»Der fünfte Fahrgast. Chinos und ein Golfhemd.«

Lee schlug die Akte auf. Schüttelte den Kopf.  
»Außer der Frau waren nur vier Fahrgäste in dem Wagen.«

## 9

Lee nahm ein Blatt Papier aus dem Schnellhefter, drehte es um und schob es halb über den Tisch. Es war eine handgeschriebene Zeugenliste. Vier Namen. Meiner, dazu ein Rodriguez, ein Frluijow und eine Mbele.

»Vier Fahrgäste«, wiederholte sie.

Ich sagte: »Ich war im Wagen. Ich kann zählen. Ich weiß, wie viele Fahrgäste es waren.« Dann stellte ich mir die Szene noch einmal vor. Aus der U-Bahn aussteigen, im Durcheinander auf dem Bahnsteig warten. Die Ankunft der Rettungssanitäter. Die Cops, die jetzt einzeln ausstiegen, sich durch die Menge schoben, Zeugen identifizierten und sie einzeln zu Vernehmungsräumen führten. Mich hatte der große Sergeant als Ersten geschnappt. Ich konnte unmöglich sagen, ob uns drei Cops gefolgt waren oder vier.

Ich sagte: »Er muss sich heimlich verdrückt haben.«

Docherty fragte: »Wer war er?«

»Nur irgendein Kerl. Hellwach, aber nicht weiter auffällig. In meinem Alter, nicht arm.«

»Hat er irgendwie Kontakt mit der Frau gehabt?«

»Meines Wissens nicht.«

»Hat er sie erschossen?«

»Sie hat sich selbst erschossen.«

Docherty zuckte mit den Schultern. »Also ist er nur ein widerwilliger Zeuge. Will nicht, dass die Vernehmung zeigt, dass er um zwei Uhr morgens unterwegs war. Wahrscheinlich hat er seine Frau betrogen. So was passiert dauernd.«

»Er ist abgehauen. Aber Sie stellen ihm einen Freibrief aus und befragen stattdessen mich?«

»Sie haben gerade ausgesagt, dass er nichts mit der Sache zu tun gehabt hat.«

»Ich auch nicht.«

»Das behaupten Sie.«

»Sie glauben, was ich über den anderen Typen



sage, aber nicht, was ich über mich selbst sage?«

»Wieso sollten Sie in Bezug auf den anderen Typen lügen?«

Ich sagte: »Das ist alles Zeitverschwendung.« Und zwar so extreme, plumpe Zeitverschwendung, dass ich plötzlich erkannte, dass sie nicht echt war. Sie war nur Theater. Ich merkte, dass Lee und Docherty mir auf ihre spezielle Weise einen kleinen Gefallen erwiesen.

*Dahinter steckt mehr, als auf den ersten Blick ersichtlich ist.*

Ich sagte: »Wer war sie?«

Docherty fragte: »Weshalb sollte sie jemand sein?«

»Weil Sie sie identifiziert haben, worauf die Computer wie Weihnachtsbäume leuchteten. Man hat Sie angerufen und verlangt, dass Sie mich festhalten, bis jemand eintrifft. Sie wollten vermeiden, dass in meinem Lebenslauf eine Verhaftung steht, deshalb haben Sie mich mit all diesem Scheiß hingehalten.«

»Ihr Lebenslauf ist uns eigentlich egal. Wir

wollten uns nur den Papierkram sparen.«

»Wer war sie also?«

»Sie hat anscheinend beim Staat gearbeitet. Eine Bundesbehörde schickt Leute, um Sie zu befragen. Wir dürfen nicht sagen, welche.«

Sie ließen mich in dem abgesperrten Raum zurück. Er war so weit in Ordnung. Schmutzelig, überhitzt, abgenutzt, fensterlos, mit veralteten Postern zur Verbrechensbekämpfung an den Wänden und dem Geruch von Schweiß und Angst und bitterem Kaffee in der Luft. Ein Tisch und drei Stühle. Zwei für die Kriminalbeamten, einen für den Verdächtigen. Früher hätte es passieren können, dass der Verdächtige geschlagen wurde, vielleicht vom Stuhl kippte. Möglicherweise tat er das noch immer. Schwer zu beurteilen, was in einem fensterlosen Raum genau geschieht.

Anhand meiner inneren Uhr konnte ich die Verzögerung abschätzen. Seit ich Theresa Lee im Grand Central Terminal auf dem Korridor hatte flüstern hören, war ungefähr eine Stunde vergangen. Daher wusste ich, dass nicht das FBI

kommen würde, um mich zu vernehmen. Seine Außenstelle New York, die größte Amerikas, befindet sich in der Nähe der City Hall an der Federal Plaza. Zehn Minuten, um zu reagieren, zehn Minuten, um ein Team zusammenzustellen, zehn Minuten, um mit Blinklicht und Sirene in die West 35th Street zu fahren. Das FBI wäre längst hier gewesen. Aber es gab noch eine ganze Reihe weiterer Behörden, deren Abkürzung aus jeweils drei Buchstaben bestand. Ich wettete mit mir selbst, dass die Leute, die zu mir unterwegs waren, von einer Behörde kamen, deren Abkürzung mit IA endete. CIA, DIA. Central Intelligence Agency, Defense Intelligence Agency. Vielleicht auch andere, die erst seit Kurzem existierten und deshalb noch unbekannt waren. Panikanfälle mitten in der Nacht entsprachen ganz ihrem Stil.

Nachdem eine weitere Stunde vergangen war, rechnete ich mir aus, dass sie von Washington anreisen mussten, was auf eine spezialisierte kleine Behörde schließen ließ. Jede andere hätte eine Außenstelle irgendwo in New York oder

Umgebung gehabt. Ich spekulierte nicht weiter, sondern kippte meinen Stuhl nach hinten, legte die Füße auf den Tisch und schlief ein.

Mir gelang es nicht herauszufinden, wer sie eigentlich waren. Nicht damals. Sie wollten es mir nicht verraten. Um fünf Uhr morgens tauchten drei Männer in Anzügen auf und weckten mich. Sie gaben sich höflich und geschäftsmäßig. Ihre Anzüge in mittlerer Preislage wirkten sauber und ordentlich gebügelt. Ihre Schuhe waren blitzblank. Ihre Augen glänzten. Ihr Haarschnitt war neu und kurz. Ihre Gesichter waren rosig und gut durchblutet, ihre Körper stämmig, aber durchtrainiert. Sie sahen aus, als könnten sie einen Halbmarathon ohne große Probleme bewältigen – allerdings auch ohne großen Spaß.

Mein erster Eindruck war, dass sie ehemalige Soldaten sein mussten. Draufgängerische Stabsoffiziere, die für den Dienst in irgendeinem Bürogebäude innerhalb des Washingtoner Beltways angeworben worden waren. Wahre Gläubige, die wichtige Arbeit taten. Ich verlangte

ihre Dienstausschreibung, aber sie führten das Antiterrorgesetz Patriot Act an und erklärten, sie seien nicht verpflichtet, sich auszuweisen. Das stimmte vermutlich, und sie genossen es sichtlich, das sagen zu können. Ich überlegte, ob ich als Vergeltungsmaßnahme schweigen sollte, aber sie merkten, woran ich dachte, und zitierten nochmals aus dem Gesetz, was mich davon überzeugte, dass mir das alle möglichen Unannehmlichkeiten eingebracht hätte. Ich bin weiß Gott nicht ängstlich, aber Ärger mit dem heutigen Sicherheitsapparat vermeidet man am besten. Das hätten mir auch Franz Kafka und George Orwell geraten. Also zuckte ich mit den Schultern und forderte sie auf loszulegen und ihre Fragen zu stellen.

Sie begannen damit, dass sie sagten, meine militärische Laufbahn sei ihnen bekannt und nötige ihnen höchsten Respekt ab, was plumpe Bauernfängerei war oder bedeutete, dass sie selbst ehemalige Militärpolizisten waren. Niemand respektiert einen MP außer andere MPs. Dann meinten sie, sie würden mich sehr aufmerksam

beobachten und wissen, ob ich log oder die Wahrheit sagte. Was totaler Scheiß war, denn das können nur die Besten von uns, und diese Kerle waren nicht die Besten von uns, weil sie sonst in weit höheren Positionen gewesen wären und zu Hause in einem Vorort von Virginia geschlafen hätten, statt mitten in der Nacht auf der I-95 nach New York unterwegs zu sein.

Aber ich hatte nichts zu verbergen, deshalb forderte ich sie nochmals auf weiterzumachen.

Es gab drei Fragenkomplexe. Erstens: Kannte ich die Frau, die sich in der U-Bahn erschossen hatte? Hatte ich sie schon einmal irgendwo gesehen?

Ich sagte: »Nein.« Kurz und knapp, ruhig, aber nachdrücklich.

Sie hakten nicht mit Zusatzfragen nach. Was mir ungefähr sagte, wer sie waren und was sie hier machten. Es handelte sich um irgendeine zweite Mannschaft, die nach Norden entsandt worden war, um die laufenden Ermittlungen zu beenden. Sie zogen einen Schlusstrich unter etwas, das von

Anfang an nur halb verdächtig gewesen war. Sie wollten eine negative Antwort auf alle ihre Fragen hören, damit die Akte geschlossen und der Fall als erledigt betrachtet werden konnte. Es sollte keine einzige offene Frage mehr geben, und sie wollten vor allem keine Aufmerksamkeit auf diese Sache lenken, indem sie ein großes Drama daraus machten. Wenn sie später zurückfuhren, sollte alles vergessen sein.

Die zweite Frage lautete: Kannte ich eine Frau namens Lila Hoth?

Ich sagte: »Nein«, weil ich sie nicht kannte. Damals noch nicht.

Die dritte Frage lief mehr auf einen längeren Dialog hinaus. Der Chefagent eröffnete ihn, der verantwortliche Mann. Er war etwas älter und kleiner als die beiden anderen. Vielleicht auch etwas cleverer. Er sagte: »Sie haben sich der Frau im Zug genähert.«

Ich äußerte mich nicht dazu. Ich war hier, um Fragen zu beantworten, nicht um Feststellungen zu kommentieren.

Der Kerl fragte: »Wie nahe sind Sie herangekommen?«

»Knapp zwei Meter«, erwiderte ich.  
»Ungefähr.«

»Nahe genug, um sie berühren zu können?«

»Nein.«

»Hätten Ihre Hände sich berühren können, wenn die Frau und Sie jeweils einen Arm ausgestreckt hätten?«

»Vielleicht«, sagte ich.

»Ich das ein Ja oder Nein?«

»Es ist ein Vielleicht. Wie lang meine Arme sind, weiß ich. Wie lang ihre waren, weiß ich nicht.«

»Hat sie Ihnen irgendetwas übergeben?«

»Nein.«

»Haben Sie irgendetwas von ihr erhalten?«

»Nein.«

»Haben Sie ihr irgendwas abgenommen, als sie tot war?«

»Nein.«

»Hat das sonst jemand getan?«



»Meines Wissens nicht.«

»Haben Sie etwas gesehen, das ihr aus der Hand, ihrer Umhängetasche oder ihrer Kleidung gefallen ist?«

»Nein.«

»Hat sie Ihnen etwas erzählt?«

»Nichts von Belang.«

»Hat sie mit sonst jemandem gesprochen?«

»Nein.«

Der Mann fragte: »Wären Sie so freundlich, Ihre Taschen auszuleeren?«

Ich zuckte mit den Schultern. Ich hatte nichts zu verbergen. Ich leerte eine Tasche nach der anderen aus und legte den Inhalt auf den zerschrammten Tisch. Einen zusammengefalteten Packen Geldscheine, ein paar Münzen. Meinen alten Reisepass. Meine Bankkarte. Meine zusammenklappbare Zahnbürste. Die Metrocard, mit der ich überhaupt erst in die U-Bahn gelangt war. Und Theresa Lees Visitenkarte.

Der Mann schob mein Zeug mit gestrecktem Zeigefinger ein bisschen herum, dann nickte er

einem seiner Untergebenen zu, der an mich herantrat, um mich abzutasten. Das tat er halbwegs fachmännisch, ohne noch etwas zu finden. Daraufhin trat er zurück und schüttelte den Kopf.

Der Chefagent sagte: »Danke, Mr Reacher.«

Und dann verschwanden sie alle drei so schnell, wie sie gekommen waren. Ich war ein wenig überrascht, aber durchaus zufrieden. Ich steckte mein Zeug wieder ein, wartete, bis sie den Korridor verlassen hatten, und schlenderte dann hinaus. Hier im ersten Stock war es ruhig. Ich sah Theresa Lee untätig an einem Schreibtisch sitzen, während ihr Partner Docherty einen Kerl durch den Bereitschaftsraum zu einem Glaskasten im Hintergrund führte. Der Kerl war ein ausgepowerter mittelgroßer Mittvierziger. Er trug ein verknittertes T-Shirt und eine rote Jogginghose. Er war aus dem Haus gegangen, ohne sich zu kämmen. Sein graues Haar stand nach allen Seiten ab. Theresa Lee bemerkte, dass ich ihn beobachtete, und sagte: »Angehöriger.«

»Der Frau?«

Lee nickte. »Sie hatte seine Adresse in ihrer Geldbörse – für den Fall, dass ihr etwas zustößt. Das ist ihr Bruder. Er ist auch ein Cop. In einer Kleinstadt in New Jersey. Er hat sich gleich ins Auto gesetzt und ist hergekommen.«

»Armer Kerl.«

»Genau. Ich habe ihn nicht aufgefordert, sie offiziell zu identifizieren. Sie ist zu schlimm entstellt. Wir haben ihm gesagt, ein geschlossener Sarg wäre das Beste. Er hat verstanden, was wir damit sagen wollten.«

»Sie ist also zweifelsfrei identifiziert?«

Lee nickte nochmals. »Fingerabdrücke.«

»Wer war sie?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Bin ich hier fertig?«

»Brauchen die Feds Sie noch?«

»Anscheinend nicht.«

»Dann können Sie gehen. Sie sind fertig.«

Ich war schon fast an der Treppe, als sie mir nachrief: »Ich hab nicht wirklich gemeint, dass Sie sie in den Abgrund gestoßen haben.«

»Doch, das haben Sie«, entgegnete ich. »Und vielleicht hatten Sie sogar recht.«

Ich trat in die Morgendämmerung hinaus, wandte mich auf der West 35th Street nach links und ging nach Osten davon. *Sie sind fertig.* Aber das stimmte nicht. Vor mir an der Ecke warteten vier Kerle, die mich sprechen wollten. Ähnliche Typen wie zuvor, aber keine Federal Agents. Ihre Anzüge waren zu teuer.

## 10

Die Welt ist überall der gleiche Dschungel, aber in New York ist er am reinsten ausgeprägt. Was anderswo nützlich ist, scheint in der großen Stadt lebensnotwendig zu sein. Sieht man vier Kerle an einer Straßenecke auf einen warten, macht man, ohne zu zögern, kehrt und rennt weg, so schnell man kann, oder geht weiter, ohne langsamer oder schneller zu werden oder aus dem Tritt zu kommen. Man blickt mit gespielter Gleichmut nach vorn, lässt seinen Blick über die Gesichter gleiten und sieht wieder weg, als wollte man sagen: *Ist das alles, was ihr habt?*

Wahr ist, dass weglaufen cleverer ist. Die beste Auseinandersetzung ist die, die man nicht hat. Aber ich habe nie Anspruch darauf erhoben, clever zu sein. Nur stur und manchmal übellaunig. Manche Typen versetzen vorbeilaufenden Katzen einen Tritt. Ich marschiere einfach weiter.

Die Anzüge waren alle nachtblau und schienen aus der Art Geschäft zu kommen, über dessen Eingang irgendein ausländischer Name steht. Die Männer in den Anzügen sahen wie recht brauchbare Unteroffiziere aus. Weit herumgekommen, erfahren, stolz auf ihre Fähigkeit, jeden Auftrag durchführen zu können. Sie waren eindeutig Exsoldaten, Excops oder beides. Kerle, die auf der Gehaltsleiter eine Sprosse nach oben geklettert waren, sich dabei einen Schritt weiter von Regeln und Vorschriften entfernt hatten und beides für gleich wertvoll hielten.

Als ich noch vier, fünf Schritte von ihnen entfernt war, teilten sie sich in zwei Paare auf. So hatte ich Platz, um zwischen ihnen hindurchzugehen, wenn ich wollte; doch der Mann vorne links hob beide Handflächen zu einer Geste, die vermutlich *bitte stehen bleiben* und *wir sind ungefährlich* bedeuten sollte. Meine Entscheidung traf ich beim nächsten Schritt. Zwischen vier Kerlen darf man nicht haltmachen. Man bleibt vorher stehen oder bahnt sich seinen Weg durch

sie. An diesem Punkt standen mir noch beide Möglichkeiten offen. Ich konnte sowohl haltmachen als auch weitergehen. Schlossen sie sich wieder zusammen, während ich in Bewegung war, würden sie wie Kegel umfallen. Ich wog hundertzehn Kilo und bewegte mich mit sechs Stundenkilometern. Aber sie taten es nicht und blieben auf den Beinen.

Aus zwei Schritten Entfernung fragte der vordere Typ: »Können wir miteinander reden?«

Ich blieb stehen, sagte: »Worüber?«

»Sie sind der Zeuge, richtig?«

»Aber wer sind Sie?«

Die Antwort des Typen bestand darin, dass er langsam und nicht bedrohlich sein Jackett öffnete und mir zeigte, dass darunter nur sein Hemd und rotes Satinfutter zu sehen waren. Keine Pistole, kein Schulterhalfter, kein Gürtel. Er schob zwei Finger in die linke Innentasche und brachte eine Visitenkarte zum Vorschein. Beugte sich leicht nach vorn und überreichte sie mir. In der obersten Zeile stand: *Sure and Certain, Inc.*, in der zweiten: *Schutz, Ermittlungen, Intervention*, in der dritten

Zeile las ich eine Telefonnummer, die mit der Vorwahl 212 begann. Manhattan.

»Kinko's ist ein wundervoller Laden«, sagte ich. »Nicht wahr? Vielleicht lasse ich mir mal Karten drucken, auf denen ›John Smith, König der Welt‹ steht.«

»Die Karte ist legitim«, sagte der Kerl. »Und wir sind es auch.«

»Für wen arbeiten Sie?«

»Das dürfen wir nicht sagen.«

»Dann kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Reden Sie lieber mit uns als mit unserem Auftraggeber. Wir sorgen dafür, dass es zivilisiert zugeht.«

»Jetzt habe ich wirklich Angst.«

»Nur ein paar Fragen. Das ist alles. Helfen Sie uns ein bisschen. Wir sind nur Werktätige, die irgendwie Geld verdienen müssen. Genau wie Sie.«

»Ich bin kein Werktätiger. Ich bin ein Gentleman und Müßiggänger.«

»Dann blicken Sie von oben auf uns herab und



empfinden Mitleid für uns.«

»Welche Fragen?«

»Hat sie Ihnen irgendwas gegeben?«

»Wer?«

»Sie wissen, wen ich meine. Haben Sie irgendetwas von ihr bekommen?«

»Und? Wie lautet die nächste Frage?«

»Hat sie irgendwas gesagt?«

»Sie hat jede Menge gesagt. Sie hat auf der ganzen Strecke zwischen Bleecker Street und Grand Central geredet.«

»Was hat sie gesagt?«

»Ich habe nicht viel davon gehört.«

»Informationen?«

»Ich habe keine gehört.«

»Hat sie Namen erwähnt?«

»Schon möglich.«

»Hat sie den Namen Lila Hoth erwähnt?«

»Ich habe ihn nicht gehört.«

»Hat sie John Sansom gesagt?«

Ich gab keine Antwort. Der Kerl fragte: »Was?«

Ich sagte: »Den Namen habe ich irgendwo

gehört.«

»Von ihr?«

»Nein.«

»Hat sie Ihnen irgendwas gegeben?«

»Zum Beispiel was?«

»Irgendwas.«

»Erzählen Sie mir, welchen Unterschied das machen würde.«

»Unser Auftraggeber will es wissen.«

»Richten Sie ihm aus, dass er mich selbst fragen soll.«

»Reden Sie lieber mit uns.«

Ich lächelte und ging durch die von ihnen freigelassene Gasse weiter. Einer der beiden Männer rechts machte einen Schritt zur Seite und wollte mich aufhalten. Ich traf seine Schulter mit einem Rammstoß und ließ ihn zurücktorkeln. Als er sich mir erneut näherte, blieb ich stehen, täuschte ihn mit einer Links-Rechts-Bewegung, gelangte hinter ihn und stieß ihn in den Rücken, sodass er vor mir her stolperte. Sein Jackett hatte einen Rückenschlitz in der Mitte. Ein französischer

Schnitt. Britische Anzüge haben meist zwei Rückenschlitze, italienische gar keinen. Ich bückte mich, bekam beide Schöße zu fassen, kam wieder hoch und riss das Jackett hinten bis zum Kragen auf. Dann versetzte ich ihm noch einen Stoß. Er stolperte weiter und bog dann rechts ab. Sein Jackett hing nur noch am Kragen. Vorn aufgeknöpft, hinten offen wie ein Krankenhaushemd.

Dann rannte ich drei Schritte, blieb stehen und warf mich herum. Stilvoller, aber auch viel dümmer wäre es gewesen, einfach langsam weiterzugehen. Unbekümmertheit ist gut, aber vorbereitet sein ist besser. Die vier Kerle waren in wirklicher Unschlüssigkeit gefangen. Sie wollten sich auf mich stürzen. Das war unverkennbar. Aber sie hielten sich im Morgengrauen in der West 35th Street auf, und um diese Zeit waren hier praktisch nur Cops unterwegs. Deshalb begnügten sie sich letztlich damit, mich wütend anzufunkeln und wegzugehen. Sie überquerten die 35th Street einer nach dem anderen und verschwanden um die Ecke nach Süden.

*Sie sind fertig.*

Aber das war ich nicht. Als ich meinen Weg fortsetzen wollte, kam mir ein Kerl aus dem Polizeirevier nachgerannt. Verknittertes graues T-Shirt, rote Jogginghose, nach allen Seiten abstehendes graues Haar. Der Angehörige. Der Bruder. Der Kleinstadtcop aus New Jersey. Er holte mich ein, packte mit eisernem Griff meinen Ellbogen und sagte, er habe mich drinnen gesehen und vermute, ich sei der Zeuge. Dann erklärte er mir, sie habe nicht Selbstmord verübt.

## 11

Ich nahm den Kerl in einen Coffeeshop in der Eighth Avenue mit. Vor langer Zeit war ich zu einem eintägigen MP-Seminar in Fort Rucker geschickt worden, um Sensibilität im Umgang mit Hinterbliebenen zu lernen. MPs mussten Angehörigen manchmal Todesnachrichten überbringen. Meine Fähigkeiten auf diesem Gebiet galten allgemein als unzulänglich. Ich ging einfach hin und erzählte den Leuten, was passiert war. Für mich entsprach das dem Wesen einer Nachricht. Aber das war offenbar falsch, weswegen man mich nach Rucker schickte. Dort lernte ich nützliche Dinge. Ich lernte, die Gefühle anderer ernst zu nehmen. Vor allem lernte ich, dass Cafés, Schnellrestaurants und Coffeeshops gute Orte für schlimme Nachrichten sind. Ihre Betriebsamkeit vermindert die Gefahr, dass jemand durchdreht, und der Vorgang des Bestellens, Wartens und

Trinkens unterbricht den Informationsfluss auf eine Weise, die es erleichtert, das Mitgeteilte aufzunehmen.

Wir saßen beide einem Wandspiegel gegenüber. Auch das ist nützlich. Man kann einander im Spiegel betrachten. Von Angesicht zu Angesicht, aber ohne wirkliche Konfrontation. Der Coffeeshop war ungefähr halb voll. Cops vom Revier, Taxifahrer auf dem Weg zu ihren Garagen auf der West Side. Wir bestellten Kaffee. Ich wollte auch frühstücken, aber das würde ich nicht tun, wenn er nichts aß. Nicht respektvoll. Er sagte, er habe keinen Hunger. Ich saß still da und wartete. Lasst erst sie reden, hatten die Psychologen in Fort Rucker gesagt.

Er erzählte mir, er heiße Jacob Mark. Zu Lebzeiten seines Großvaters noch Markakis – damals, als ein griechischer Name niemandem nützte, außer man arbeitete in der Lebensmittelbranche, was sein Großvater nicht tat. Sein Großvater war in der Baubranche, daher die Namensänderung. Er meinte, ich könne ihn Jake

nennen. Ich sagte, er könne mich Reacher nennen. Er erzählte mir, er sei ein Cop. Ich erzählte ihm, ich sei beim Militär gewesen. Er sagte, er sei ledig und lebe allein. Ich sagte, das treffe auch auf mich zu. Gemeinsamkeiten betonen, hatten die Dozenten in Rucker uns gepredigt. Aus der Nähe betrachtet und ungeachtet seiner etwas seltsamen Aufmachung war er ein anständiger Kerl. Unter der Abgebrühtheit eines jeden Cops verbarg sich ein gewöhnlicher Kleinstädter. Bei anderer Berufsberatung hätte er auch Physiklehrer, Zahnarzt oder Ersatzteilverkäufer werden können. Er war Mitte vierzig und schon sehr grau, aber sein Gesicht wies kaum Falten auf. Seine Augen waren dunkel und geweitet und blickten starr, aber das würde sich wieder geben. Als er vor einigen Stunden ins Bett gegangen war, musste er ein gut aussehender Mann gewesen sein. Ich mochte ihn auf den ersten Blick und bemitleidete ihn wegen seines Verlusts.

Er atmete tief durch, dann erzählte er mir, seine Schwester heiße Susan Mark. Früher einmal Susan

Molina, aber seit vielen Jahren geschieden und zu ihrem alten Namen zurückgekehrt. Jetzt allein lebend. Er sprach in der Gegenwartsform von ihr. Er war noch weit davon entfernt, seinen Verlust zu akzeptieren.

Er sagte: »Sie kann nicht Selbstmord verübt haben. Das ist einfach unmöglich!«

Ich sagte: »Jake, ich war dabei.«

Die Bedienung brachte unseren Kaffee, und wir tranken ihn schweigend. Ich ließ etwas Zeit vergehen, damit die Realität ein wenig tiefer einsickern konnte. Die Psychologen in Rucker hatten es deutlich ausgedrückt: Die plötzlich zu Hinterbliebenen Gewordenen haben den IQ von Schäferhunden. Derb ausgedrückt, weil sie bei der Army, aber zutreffend, weil sie Psychologen waren.

Jake sagte: »Erzählen Sie mir also, was passiert ist.«

Ich fragte ihn: »Woher kommen Sie?«

Er nannte eine Kleinstadt im Norden New Jerseys – deutlich zum Großraum New York



gehörend, voller Pendler und Fußballmütter, wohlhabend, sicher, zufrieden. Er sagte, die dortige Polizei sei finanziell und materiell gut ausgestattet, aber insgesamt unterfordert. Ich fragte ihn, ob sie ein Exemplar der israelischen Liste besitze. Er sagte, nach dem Anschlag auf die Twin Towers seien alle Polizeistationen des Landes mit Papier überflutet worden, und jeder Beamte habe jeden Punkt jeder Liste auswendig lernen müssen.

Ich sagte: »Ihre Schwester hat sich eigenartig benommen, Jake. Sie hat sämtliche Alarmsignale schrillen lassen, hat wie eine Selbstmordattentäterin ausgesehen.«

»Unsinn«, meinte er, wie's ein guter Bruder tun sollte.

»Offenbar war sie keine«, sagte ich. »Aber Sie hätten das Gleiche gedacht. Mit Ihrer Ausbildung hätten Sie gar nichts anderes denken können.«

»Die Liste handelt also eher von Selbstmorden als von Bombenanschlägen.«

»Anscheinend.«

»Susan war kein unglücklicher Mensch.«

»Das muss sie aber gewesen sein.«

Er gab keine Antwort. Wir tranken noch etwas Kaffee. Um uns herum kamen und gingen Leute. Rechnungen wurden bezahlt, Trinkgelder gegeben. Der Verkehr auf der Eighth Avenue nahm allmählich zu.

Ich sagte: »Erzählen Sie mir von ihr.«

Er fragte: »Welche Waffe hat sie benutzt?«

»Eine alte Ruger Speed-Six.«

»Der Revolver unseres Dads. Sie hat ihn geerbt.«

»Wo hat sie gewohnt? Hier in der Stadt?«

Er schüttelte den Kopf. »Annandale, Virginia.«

»Haben Sie gewusst, dass sie hier war?«

Er schüttelte erneut den Kopf.

»Weshalb war sie wohl hier?«

»Keine Ahnung.«

»Warum hat sie eine Winterjacke getragen?«

»Keine Ahnung.«

Ich sagte: »Ein paar Federal Agents waren da und haben mich ausgefragt. Danach wurde ich von Typen eines privaten Sicherheitsdienstes

angehalten, bevor Sie gekommen sind. Alle haben von einer Frau namens Lila Hoth gesprochen. Hat Ihre Schwester jemals diesen Namen erwähnt?«

»Nein.«

»Wer ist John Sansom?«

»Ein Kongressabgeordneter aus North Carolina. Will Senator werden. Scheint ein harter Bursche zu sein.«

Ich nickte. Der Name weckte vage Erinnerungen. Die nächsten Wahlen standen bevor. Ich hatte Zeitungsmeldungen gelesen und Fernsehberichte gesehen. Sansom, der erst spät in die Politik gegangen war, galt als zukünftiger Star, wurde als hart, kompromisslos und ehrgeizig beschrieben. Er war als Geschäftsmann erfolgreich gewesen – und zuvor beim Militär, in der Army. Ohne Einzelheiten zu nennen, sprach er in Andeutungen von einer glänzenden Karriere in den Special Forces. Karrieren in den Special Forces sind immer nützlich. Was sie machen, ist größtenteils geheim – oder kann als geheim ausgegeben werden.

Ich fragte: »Hat Ihre Schwester jemals von Sansom gesprochen?«

Er sagte: »Ich glaube nicht.«

»Hat sie ihn gekannt?«

»Ich wüsste nicht, woher.«

Ich fragte: »Womit hat sie sich ihr Geld verdient?«

Das wollte er mir nicht sagen.

Er brauchte es mir nicht zu erzählen. Ich wusste bereits genug, um mir den Rest zusammenzureimen. Ihre Fingerabdrücke waren gespeichert, und drei ehemalige Stabsoffiziere waren die I-85 heraufgerast, aber schon nach wenigen Minuten wieder abgezogen. Folglich arbeitete Susan Mark irgendwo in der Verteidigungsbranche, aber nicht in gehobener Position. Und sie wohnte in Annandale, Virginia. Südwestlich von Arlington, wie ich mich erinnerte. Seit meinem letzten Besuch hatte es sich bestimmt verändert. Aber es war vermutlich noch immer ein netter Wohnort, von dem aus das größte Bürogebäude der Welt für Pendler leicht zu erreichen war. Auf der Route 244, von einem Ende zum anderen.

»Sie hat im Pentagon gearbeitet«, sagte ich.

»Sie durfte eigentlich nicht über ihren Job reden«, meinte Jake.

Ich schüttelte den Kopf. »Wäre er wirklich geheim gewesen, hätte sie Ihnen erzählt, sie arbeite bei Wal-Mart.«

Jake äußerte sich nicht dazu. Ich sagte: »Ich hatte mal ein Dienstzimmer im Pentagon. Ich kenne mich dort aus. Stellen Sie mich auf die Probe.«

Er ließ sich mit seiner Antwort Zeit, dann zuckte er mit den Schultern und sagte: »Sie war eine Zivilangestellte. Aber sie hat ihre Arbeit immer als aufregend hingestellt und bei einer Dienststelle mit dem Kürzel CGUSAHRC gearbeitet. Von der hat sie mir nie viel erzählt. Ich hatte den Eindruck, ihre Arbeit sei ziemlich geheim. Und seit dem elften September darf ohnehin nicht mehr so viel geredet werden.«

»Das ist keine Dienststelle«, erklärte ich. »Das ist ein Kerl. CGUSAHRC heißt ›Commanding General, United States Army, Human Resources Command‹. Und dort passiert nichts besonders Aufregendes. Das ist eine Personalabteilung. Papierkram und Personalakten.«

Jake gab keine Antwort. Ich ahnte, dass er

gekränkt war, weil ich die berufliche Tätigkeit seiner Schwester herabgesetzt hatte. Vielleicht hatte ich in dem Seminar in Rucker nicht genug gelernt. Vielleicht hätte ich besser aufpassen sollen. Das Schweigen dauerte einige Herzschläge zu lange und begann peinlich zu werden. Ich fragte: »Hat sie Ihnen überhaupt etwas über ihre Arbeit erzählt?«

»Eigentlich nicht. Vielleicht hat's nicht viel zu erzählen gegeben.« Das sagte er mit einem Anflug von Verbitterung, als wäre seine Schwester bei einer Lüge ertappt worden.

Ich sagte: »Leute schmücken manche Dinge aus, Jake. Das liegt in der menschlichen Natur. Vielleicht wollte sie bloß damit konkurrieren können, dass Sie ein Cop sind.«

»Wir haben uns nicht nahegestanden.«

»Trotzdem waren Sie ihr Bruder.«

»Das stimmt wohl.«

»Hatte sie Freude an ihrem Job?«

»Ich glaube schon. Und er muss gut zu ihr gepasst haben. Sie hat alle Voraussetzungen für den

Umgang mit Akten und Archivmaterial mitgebracht. Großartiges Gedächtnis, akribisch, sehr gut organisiert. Und gute Computerkenntnisse.«

Erneut senkte sich Schweigen herab. Ich begann wieder an Annandale zu denken. Ein netter, jedoch nicht weiter bemerkenswerter Ort. Unter den gegenwärtigen Umständen zeichnete er sich lediglich durch *eine* Eigenschaft aus.

Er war sehr weit von New York City entfernt.

*Susan war kein unglücklicher Mensch.*

Jake fragte: »Was?«

Ich antwortete: »Nichts. Geht mich nichts an.«

»Aber was?«

»Ich denke nur nach.«

»Worüber?«

*Dahinter steckt mehr, als auf den ersten Blick ersichtlich ist.*

Ich fragte: »Wie lange sind Sie schon Cop?«

»Achtzehn Jahre.«

»Immer am selben Ort?«

»Ausgebildet hat mich die State Police. Danach bin ich übergewechselt. Das ist heutzutage üblich.«



»Bekommen Sie viele Selbstmorde zu sehen?«

»Vielleicht einen bis zwei pro Jahr.«

»Kündigen sie sich gewöhnlich irgendwie an?«

»Eigentlich nicht. Die meisten sind eine Riesenüberraschung.«

»Wie dieser hier.«

»Richtig.«

»Aber für jeden einzelnen muss es einen Grund gegeben haben.«

»Immer. Finanziell, sexuell, irgendwelcher Scheiß, der aufzufliegen droht.«

»Also muss Ihre Schwester einen Grund gehabt haben.«

»Ich wüsste nicht, welchen.«

Ich verstummte wieder. Jake sagte: »Los, raus damit! Erzählen Sie's mir.«

»Steht mir nicht zu.«

»Sie waren ein Cop«, sagte er. »Sie haben etwas gesehen.«

Ich nickte, sagte: »Von den Selbstmorden, mit denen Sie befasst waren, dürften zwei Drittel zu Hause passiert sein, während das restliche Drittel

Selbstmörder auf einen einsamen Waldweg gefahren ist und einen Schlauch übers Auspuffrohr geschoben hat.«

»Mehr oder minder.«

»Aber immer in vertrauter Umgebung. An einem ungestört ruhigen Ort. Stets an einem bewusst angesteuerten Ziel. Man fährt hin, man bestätigt seinen Entschluss, man tut es.«

»Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, dass ich noch nie von einem Selbstmord gehört habe, bei dem jemand Hunderte von Meilen von zu Hause wegfährt und sich dann erschießt, während die Reise noch im Gange ist.«

»Ich hab's Ihnen gesagt.«

»Sie haben gesagt, sie habe sich nicht selbst erschossen. Trotzdem hat sie's getan. Ich hab's mit eigenen Augen gesehen. Aber ich sage, dass sie's auf höchst unkonventionelle Weise getan hat. Tatsächlich glaube ich nicht, dass ich schon mal von einem Selbstmord in einem U-Bahnwagen gehört habe. Unter einem, klar, aber nicht *in* einem. Haben Sie jemals von einem Selbstmord in einem

fahrenden öffentlichen Verkehrsmittel gehört?«

»Und?«

»Und nichts. Ich frage nur, das ist alles.«

»Wieso?«

»Einfach so. Sie müssen wie ein Cop denken, Jake. Nicht wie ein Bruder. Was macht man, wenn irgendwas offensichtlich nicht stimmen kann?«

»Man gräbt tiefer.«

»Tun Sie's also.«

»Das macht sie nicht wieder lebendig.«

»Aber es hilft, eine Sache zu verstehen.« Auch das war eine Idee, die in Fort Rucker gelehrt wurde. Allerdings nicht im Psychologieseminar.

Ich ließ mir Kaffee nachschenken, und Jacob Mark griff nach einem Zuckertütchen und spielte damit. Ich konnte sehen, dass sein Kopf wie der eines Cops und sein Herz wie das eines Bruders funktionierte. Das zeichnete sich deutlich auf seiner Miene ab. *Tiefer graben. Das macht sie nicht wieder lebendig.*

Er fragte: »Was sonst noch?«

»In dem Wagen war ein Fahrgast, der abgehauen

ist, bevor das NYPD ihn befragen konnte.«

»Wer?«

»Irgendein Kerl. Die Cops haben vermutet, dass er nicht wollte, dass sein Name zu Protokoll genommen wurde. Sie meinten, dass er vielleicht seine Frau betrogen hat.«

»Denkbar.«

»Ja«, sagte ich. »Denkbar.«

»Und?«

»Die Feds, aber auch die Männer von dem privaten Sicherheitsdienst wollten wissen, ob Ihre Schwester mir irgendwas gegeben hat.«

»Was denn?«

»Das haben sie nicht gesagt. Ich tippe auf etwas Kleines.«

»Wer waren die Feds?«

»Das wollten sie nicht sagen.«

»Wer waren die anderen Kerle?«

Ich stemmte mich leicht hoch und fischte die Visitenkarte aus meiner Hüfttasche. Billiger Karton, schon zerknittert und von meinen Jeans leicht blau eingefärbt. Neue Jeans, frische Farbe.

Ich legte sie auf den Tisch, drehte sie um und schob sie ihm hin. Jake las den Text langsam, vielleicht zweimal. *Sure and Certain, Inc. Schutz, Ermittlungen, Intervention.* Dann die Telefonnummer. Er zog sein Handy heraus und tippte die Nummer ein. Nach kurzer Pause hörte ich ein munteres kleines Klingelzeichen und eine Tonbandansage. Jake klappte das Handy zu und sagte: »Nicht zugeteilt. Erfundene Nummer.«

## 13

Ich ließ mir zum zweiten Mal Kaffee nachschenken. Jake starrte die Bedienung an, als hätte er noch nie davon gehört, dass so etwas möglich war. Sie verlor schließlich das Interesse an ihm und ging weg. Jake schob mir die Visitenkarte wieder hin. Ich nahm sie und steckte sie ein. Er sagte: »Das gefällt mir nicht.«

Ich sagte: »Mir würde es auch nicht gefallen.«

»Ich sollte zurückgehen und mit dem NYPD reden.«

»Sie hat sich erschossen, Jake. Das ist das Fazit. Mehr brauchen sie nicht zu wissen. Wie, wo oder warum ist ihnen egal.«

»Sie sollten sich aber darum kümmern.«

»Schon möglich. Aber sie tun's nicht. Täten Sie's denn?«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte er. Ich sah seinen Blick leer werden. Vielleicht ließ er sich alte Fälle

durch den Kopf gehen. Große Häuser, schattige Alleen, Rechtsanwälte, die von unterschlagenen Mandantengeldern ein Luxusleben führten, die Gelder nicht mehr zurückgeben konnten und vor Schande, Skandal und Entzug der Anwaltszulassung flüchteten. Oder Lehrer, von denen eine Schülerin ein Kind bekam. Oder Familienväter mit homosexuellen Freunden in Chelsea oder im West Village. Die örtlichen Cops, taktvoll und mitfühlend in den hübschen stillen Häusern, besichtigten die Tatorte, überprüften die Fakten, tippten Berichte, schlossen die Akten, vergaßen, wandten sich dem nächsten Fall zu, kümmerten sich nicht um wie, wo oder warum.

Er fragte: »Haben Sie eine Theorie?«

Ich sagte: »Für eine Theorie ist's noch zu früh. Bisher haben wir nur Tatsachen.«

»Welche Tatsachen?«

»Das Pentagon hat Ihrer Schwester nicht hundertprozentig vertraut.«

»Das ist eine verdammt schlimme Unterstellung.«

»Sie hat auf einer Watchlist gestanden, Jake. So muss es gewesen sein. Sobald ihr Name eingegeben wurde, haben die Feds ihre Pferde gesattelt. Gleich drei Kerle. Das war ein festgelegtes Verfahren.«

»Sie sind nicht lange geblieben.«

Ich nickte. »Das heißt, dass sie nicht sehr misstrauisch waren, nur vorsichtig. Vielleicht hatten sie irgendeine kleine Sache im Kopf, ohne selbst wirklich daran zu glauben. Sie sind hergekommen, um sie ausschließen zu können.«

»Was für eine Art Sache?«

»Informationen«, antwortete ich. »Das ist alles, was das Human Resources Command hat.«

»Sie haben sie verdächtigt, Informationen weitergegeben zu haben?«

»Sie wollten es ausschließen.«

»Das bedeutet, dass sie's irgendwann für möglich gehalten haben.«

Ich nickte erneut. »Vielleicht ist sie im falschen Büro gesehen worden, wo sie den falschen Karteischrank geöffnet hat. Vielleicht hätte es eine



harmlose Erklärung gegeben, aber sie wollten eben sichergehen. Oder es ist irgendwas verschwunden, und sie haben nicht gewusst, wen sie beobachten sollten, und deshalb alle beobachtet.«

»Welche Art Informationen?«

»Keine Ahnung.«

»Wie eine kopierte Akte?«

»Kleiner«, sagte ich. »Eine zusammengefaltete Notiz, ein USB-Stick. Irgendetwas, das in der U-Bahn von Hand zu Hand weitergegeben werden könnte.«

»Sie war eine Patriotin. Sie hat ihr Land geliebt. So was hätte sie nie getan.«

»Und sie hat es auch nicht getan. Sie hat niemandem etwas gegeben.«

»Dann haben wir also nichts.«

»Wir haben Ihre Schwester mit einem geladenen Revolver in der Tasche, Hunderte von Meilen von zu Hause entfernt.«

»Und verängstigt.«

»Bei dreißig Grad in einer Daunenjacke.«

»Und zwei herumgeisternde Namen«, sagte er.

»John Sansom und Lila Hoth, wer, zum Teufel, sie auch ist. Und Hoth klingt ausländisch.«

»Auch nicht mehr als früher Markakis.«

Er verstummte wieder, und ich trank einen Schluck Kaffee. Der Verkehr auf der Eighth Avenue nahm zu. Die Hauptverkehrszeit begann allmählich. Die Sonne war aufgegangen. Ihre Strahlen fielen nicht parallel zur Fahrbahn ein. Sie trafen in flachem Winkel auf und warfen lange Schatten.

Jake sagte: »Geben Sie mir irgendwas, mit dem ich anfangen kann.«

Ich sagte: »Wir wissen nicht genug.«

»Spekulieren Sie.«

»Das darf ich nicht. Ich könnte eine Story erfinden, aber sie hätte große Lücken. Und sie könnte von Anfang an grundfalsch sein.«

»Versuchen Sie's wenigstens. Geben Sie mir irgendwas. Wie beim Brainstorming.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Haben Sie jemals Leute gekannt, die bei den Special Forces waren?«

»Zwei oder drei. Vielleicht auch vier oder fünf, wenn ich die State Trooper dazuzähle, die ich

getroffen habe.«

»Wahrscheinlich kennen Sie gar keinen. Die meisten Karrieren in den Special Forces hat es nie gegeben. Das ist wie bei den Leuten, die behaupten, in Woodstock gewesen zu sein. Würde man allen glauben, wären dort zehn Millionen Menschen gewesen. Oder bei den New Yorkern, die gesehen haben, wie die Flugzeuge in die Twin Towers gerast sind. Hört man sie reden, hat jeder sie beobachtet. Keiner hat gerade in die falsche Richtung geschaut. Viele Kerle, die bei den Special Forces gewesen sein wollen, geben bloß an. Die meisten sind nie aus der Infanterie rausgekommen. Manche waren überhaupt nicht in der Army. Eine Menge Leute hübschen ihre Biografie ein bisschen auf.«

»Wie meine Schwester.«

»Das ist nur menschlich.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich arbeite mit dem, was wir haben. Wir haben zwei zufällige Namen, den bevorstehenden Wahlkampf und Ihre Schwester, die im HRC

arbeitet.«

»Glauben Sie, dass John Sansom in Bezug auf seine Vergangenheit lügt?«

»Wahrscheinlich nicht«, entgegnete ich. »Aber auf diesem Gebiet wird viel übertrieben. Und Politik ist ein schmutziges Geschäft. Sie können darauf wetten, dass in diesem Augenblick jemand den Mann überprüft, bei dem Sansom vor zwanzig Jahren seine Anzüge hat reinigen lassen, um festzustellen, ob er eine Green Card hatte. Deshalb versteht es sich von selbst, dass Leute auch seine Biografie unter die Lupe nehmen. Das ist ein Nationalsport geworden.«

»Vielleicht ist Lila Hoth eine Journalistin. Oder sie recherchiert. Für einen Nachrichtenkanal. Oder fürs Radio.«

»Vielleicht kandidiert sie gegen Sansom.«

»Nicht mit diesem Namen. Nicht in North Carolina.«

»Okay, sagen wir, dass sie Journalistin oder Rechercheurin ist. Vielleicht hat sie eine HRC-Angestellte unter Druck gesetzt, um an Sansoms

Militärakte zu kommen. Vielleicht hat sie sich Ihre Schwester ausgesucht.«

»Was hätte sie gegen Susan in der Hand gehabt?«

Ich sagte: »Das ist die erste große Lücke in meiner Story.« Das war wirklich eine. Susan Mark war ängstlich und verzweifelt gewesen. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie eine Journalistin so viel Druck ausüben sollte. Journalisten können überreden und manipulieren, aber niemand hat besondere Angst vor ihnen.

»War Susan politisch interessiert?«, fragte ich.

»Wieso?«

»Vielleicht konnte sie Sansom nicht leiden. Oder ihr hat das, wofür er steht, nicht gefallen. Vielleicht hat sie deshalb mitgemacht. Oder sich sogar freiwillig gemeldet.«

»Wieso wäre sie dann so verängstigt gewesen?«

»Weil sie dabei war, sich strafbar zu machen«, antwortete ich. »Das Herz muss ihr bis zum Hals geschlagen haben.«

»Und wozu hat sie den Revolver

mitgenommen?«

»Hat sie den nicht normalerweise dabeigehabt?«

»Niemals. Er war ein Erbstück. Wie die meisten Leute hatte sie ihn in der Sockenschublade aufbewahrt.«

Ich zuckte mit den Schultern. Der Revolver war die zweite große Lücke in meiner Story. Leute nehmen ihre Waffen aus allen möglichen Gründen aus ihrer Sockenschublade – um sich zu schützen, aus Aggression. Aber niemals nur für den Fall, dass sie impulsiv beschließen sollten, sich weit von zu Hause entfernt eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Jake sagte: »Susan war kein sehr politischer Mensch.«

»Okay.«

»Deshalb kann's keine Verbindung mit Sansom geben.«

»Wieso ist sein Name dann genannt worden?«

»Das weiß ich nicht.«

Ich sagte: »Susan muss mit dem Auto hergekommen sein. Im Flugzeug kann man keine

Waffe mitnehmen. Ihr Auto wird vermutlich gerade abgeschleppt. Sie muss durch den Holland Tunnel gekommen sein und in der Innenstadt geparkt haben.«

Jake äußerte sich nicht dazu. Mein Kaffee war kalt. Die Bedienung hatte es aufgegeben, uns nachzuschicken. Wir waren ein unrentabler Tisch. An anderen Tischen hatten die Gäste schon zweimal gewechselt. Arbeitende Menschen, die es eilig hatten, rasch etwas in sich hineinstopften, sich auf einen anstrengenden Tag vorbereiteten. Ich stellte mir Susan Mark vor zwölf Stunden vor, als sie sich auf eine anstrengende Nacht vorbereitete. Wie sie sich anzog. Wie sie den Revolver ihres Vaters nahm, ihn lud und in die schwarze Umhängetasche steckte. Wie sie sich ins Auto setzte, auf der Route 236 zum Beltway fuhr, ihm im Uhrzeigersinn folgte, vielleicht noch mal tankte, dann die I-95 erreichte und nach Norden weiterfuhr – mit verzweifelt weit aufgerissenen Augen in die Nacht starrend.

*Spekulieren Sie*, hatte Jake gesagt. Aber das

wollte ich plötzlich nicht mehr. Denn ich glaubte die Stimme Theresa Lees zu hören. Die der Kriminalbeamtin. *Sie haben sie in den Abgrund gestoßen.* Jake sah, dass ich nachdachte, und fragte: »Was?«

»Nehmen wir mal an, jemand hätte Susan in der Hand gehabt«, antwortete ich. »Nehmen wir weiterhin an, sie hätte unter absolutem Zwang gestanden und sei unterwegs gewesen, um die verlangten Informationen zu überbringen. Und nehmen wir auch an, die anderen seien schlimme Leute. Sie hatte das Gefühl, nicht darauf vertrauen zu können, mit der Erpressung werde nun Schluss sein. Wahrscheinlich hatte sie Angst, sie könnten den Einsatz erhöhen und noch mehr verlangen. Sie steckte bis zum Hals im Schlamassel und sah keinen Ausweg für sich. Und vor allem hatte sie schreckliche Angst vor diesen Leuten und war verzweifelt. Also hat sie den Revolver mitgenommen und vielleicht geglaubt, sich den Weg freischießen zu können. Aber sie hat ihre Chancen nicht sehr optimistisch eingeschätzt.



Insgesamt war sie nicht der Meinung, diese Sache würde gut ausgehen.«

»Und?«

»Sie hatte etwas zu erledigen. Sie war schon fast dort. Sie hatte nie die Absicht, sich zu erschießen.«

»Aber was war mit der Liste? Mit ihrem typischen Verhalten?«

»Macht keinen Unterschied«, sagte ich. »Sie war zu einem Ort unterwegs, an dem jemand anders wahrscheinlich ihr Leben beenden würde – vielleicht auf andere Weise, entweder buchstäblich oder im übertragenen Sinn.«

Jacob Mark sagte: »Das ist trotzdem keine Erklärung für die Daunenjacke.« Aber ich fand, er habe unrecht. Ich fand, die Daunenjacke sei damit ziemlich gut erklärt. Ebenso wie die Tatsache, dass sie in der Innenstadt geparkt hatte und mit der U-Bahn stadtauswärts gefahren war. Ich stellte mir vor, dass sie denjenigen, mit dem sie sich treffen sollte, damit überraschen wollte, dass sie aus unerwarteter Richtung kam: aus einem Loch in der Erde, ganz in Schwarz, auf einen Konflikt bei Nacht vorbereitet. Vielleicht war der Winterparka ihre einzige schwarze Jacke gewesen.

Und damit war auch noch etwas anderes erklärt. Die Angst, das Gefühl eines bevorstehenden Desasters. Vielleicht war das Gemurmel ihre Methode gewesen, Bitten, Ausreden oder Argumente, vielleicht sogar Drohungen einzuüben. Möglicherweise klangen sie durch ständige

Wiederholung für sie überzeugender.  
Glaubwürdiger. Irgendwie tröstlich.

Jake sagte: »Sie kann nicht unterwegs gewesen sein, um irgendwas zu überbringen, weil sie nichts bei sich hatte.«

»Sie kann etwas bei sich gehabt haben«, entgegnete ich. »In ihrem Kopf. Sie haben selbst gesagt, dass sie ein sehr gutes Gedächtnis besaß. Einheiten, Daten, Termine, was immer diese Leute brauchten.«

Er überlegte, mit welcher Begründung er mir widersprechen könnte.

Er fand keine.

»Vertrauliche Informationen«, sagte er. »Dienstgeheimnisse. Jesus, ich kann's nicht glauben!«

»Sie ist erpresst worden, Jake.«

»Gibt's in einer Personalabteilung überhaupt Geheimnisse, die es wert sind, dass man sich für sie ermorden lässt?«

Ich gab keine Antwort, weil ich es nicht wusste. Zu meiner Zeit hatte das HRC noch PERSCOM

geheißen. Personnel Command, nicht Human Resources Command. Ich hatte dreizehn Jahre lang gedient, ohne auch nur einen einzigen Gedanken darauf zu verschwenden. Papierkram und Personalakten. Alle interessanten Informationen waren anderswo zu finden gewesen.

Jake rutschte auf seinem Sitz herum. Er fuhr sich mit den Fingern durch sein ungewaschenes Haar, bedeckte die Ohren mit den Händen und beschrieb mit dem Kopf einen Kreis, als wollte er seinen steifen Nacken entspannen.

Er fragte: »Aber warum? Wieso hat sie durchgedreht und sich erschossen, bevor sie am Ziel ihrer Fahrt war?«

Ich antwortete nicht gleich. Um uns herum Stimmengemurmel, sanftes Quietschen von Schuhsohlen auf Linoleum, leises Klirren von Besteck und Porzellan, Geräusche aus Fernsehern an den Wänden, das Bimmeln der Glocke, wenn ein Schnellgericht fertig war.

»Sie hatte sich strafbar gemacht«, sagte ich.  
»Sie hatte gegen alle möglichen

Geheimhaltungsvorschriften verstoßen und das in sie gesetzte Vertrauen missbraucht. Und sie muss den Verdacht gehabt haben, überwacht zu werden. Vielleicht hatte man sie sogar gewarnt. Deshalb war sie nervös, als sie sich in ihren Wagen setzte. Auf der gesamten Fahrt hat sie ängstlich Ausschau nach roten Blinklichtern im Rückspiegel gehalten. Jeder Cop an jeder Mautstelle stellte eine potenzielle Gefahr dar. Jeder Kerl in einem Anzug konnte ein Federal Agent sein. Und in der U-Bahn hätte jeder von uns anderen im Begriff sein können, sie festzunehmen.«

Jake äußerte sich nicht dazu.

Ich sagte: »Und dann habe ich sie angesprochen.«

»Und?«

»Sie ist ausgerastet. Sie dachte, ich wolle sie verhaften. In diesem Augenblick war das Spiel für sie aus. Sie war am Ende ihrer Straße angelangt und verloren, wenn sie's tat, und verloren, wenn sie's nicht tat. Sie konnte weder vor noch zurück.

Sie saß in der Falle. Die schlimmen Dinge, mit denen man sie erpresst hatte, würden nun eintreten, und sie würde ins Gefängnis kommen.«

»Wieso hätte sie glauben sollen, dass Sie sie verhaften wollten?«

»Sie muss mich für einen Cop gehalten haben.«

»Wieso hätte sie Sie für einen Cop halten sollen?«

*Ich bin ein Cop. Ich kann Ihnen helfen. Wir können darüber reden.*

»Sie hat unter leichtem Verfolgungswahn gelitten«, erklärte ich. »Verständlicherweise.«

»Sie sehen aber nicht wie ein Cop aus, eher wie ein Stadstreicher. Sie hätte vermutlich gedacht, Sie wollten sie um Kleingeld anschnorren.«

»Vielleicht hat sie geglaubt, ich sei ein verdeckter Ermittler.«

»Sie war eine kleine Angestellte im Pentagon – das haben Sie selbst gesagt. Sie hätte nicht gewusst, wie verdeckte Ermittler aussehen.«

»Jake, tut mir leid, aber ich habe zu ihr gesagt,

ich sei ein Cop.«

»Warum?«

»Ich dachte, Susan sei eine Selbstmordattentäterin. Ich wollte nur die nächsten drei Sekunden durchstehen, ohne dass sie den Knopf drückt. Ich wäre bereit gewesen, *alles* zu versuchen.«

Er fragte: »Was haben Sie genau gesagt?« Also erzählte ich es ihm, und er meinte: »Jesus, das klingt ja wie der Scheiß, den jemand von der Innenrevision erzählen würde.«

*Ich glaube, Sie haben sie in den Abgrund gestoßen.*

»Tut mir leid«, sagte ich noch mal.

In den folgenden Minuten wurde ich von allen Seiten unter Beschuss genommen. Jacob Mark funkelte mich böse an, weil ich seine Schwester in den Tod getrieben hatte. Die Bedienung war wütend, weil sie in der Zeit, die wir mit zwei Tassen Kaffee vertrödelt hatten, ungefähr achtmal Frühstück hätte verkaufen können. Ich zog einen Zwanziger aus der Tasche und klemmte ihn unter

meine Untertasse. Sie beobachtete mich dabei. Trinkgeld für achtmal Frühstück auf einmal. Damit war das Problem der Bedienung gelöst. Der Problemfall Jacob Mark war schwieriger. Er saß still, schweigend und zornig neben mir. Ich sah, wie er zweimal den Kopf zur Seite drehte, als versuchte er, den Absprung zu finden. Dann sagte er: »Ich muss jetzt weiter. Hab viel zu tun. Muss mir überlegen, wie ich's der Familie schonend beibringe.«

Ich sagte: »Familie?«

»Molina, dem Exmann. Und sie haben einen Sohn, Peter, mein Neffe.«

»Susan hatte einen Sohn?«

»Was kümmert Sie das?«

*Der IQ von Schäferhunden.*

Ich sagte: »Jake, wir reden hier darüber, womit jemand sie unter Druck gesetzt haben könnte, und Sie kommen nicht darauf zu erwähnen, dass Susan einen Jungen hatte?«

Er wirkte eine Sekunde lang irritiert, sagte: »Peter ist kein Junge mehr. Er ist zweiundzwanzig.



Er studiert im letzten Jahr an der USC. Er spielt Football. Er ist größer als Sie. Und er hat kein enges Verhältnis zu seiner Mutter. Er ist nach der Scheidung bei seinem Vater geblieben.«

Ich sagte: »Rufen Sie ihn an.«

»In Kalifornien ist es vier Uhr morgens.«

»Rufen Sie ihn trotzdem an.«

»Dann wecke ich ihn.«

»Das will ich schwer hoffen.«

»Er muss darauf vorbereitet sein.«

»Erst mal muss er sich am Telefon melden.«

Also zog Jake nochmals sein Handy heraus, piepste sich durch den Nummernspeicher und drückte die grüne Taste, als er ziemlich weit unten angelangt war. Alphabetische Anordnung, vermutete ich. P wie Peter. Er hielt sich das Handy ans Ohr, wirkte bis zum fünften Klingeln auf eine bestimmte Weise besorgt und ab dem sechsten Klingeln auf eine andere. Er behielt das Handy noch etwas länger am Ohr, dann ließ er es langsam sinken und sagte: »Anrufbeantworter.«

## 15

Ich sagte: »Fahren Sie in Ihre Dienststelle. Rufen Sie die Polizei in L.A. oder die Campus-Cops der USC an, und bitten Sie sie um einen Gefallen unter Kollegen. Jemand soll hinfahren und nachsehen, ob Peter zu Hause ist.«

»Die werden mich auslachen. Alles wegen irgendeines Studenten, der um vier Uhr morgens nicht ans Telefon geht.«

Ich sagte: »Tun Sie's einfach.«

Jake sagte: »Kommen Sie mit?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich bleibe hier. Ich will noch mal mit den Männern von dem privaten Sicherheitsdienst reden.«

»Die finden Sie niemals.«

»Sie werden mich finden. Ich habe ihre Frage, ob Susan mir etwas gegeben hat, nicht beantwortet. Sie werden sie noch mal stellen wollen, vermute ich.«

Wir vereinbarten, uns in fünf Stunden zu treffen – wieder in diesem Coffeeshop. Ich verfolgte noch, wie er in seinen Wagen stieg, dann schlenderte ich die Eighth Avenue entlang, als hätte ich kein bestimmtes Ziel, was natürlich stimmte. Ich war müde, weil ich nicht viel geschlafen hatte, aber von dem vielen Kaffee aufgeputscht, sodass ich davon ausging, einigermaßen wach und fit zu sein. Und ich vermutete, dass es den Kerlen vom Sicherheitsdienst nicht anders ergangen war. Wir hatten alle die Nacht durchgemacht, was mich dazu brachte, über die Zeit nachzudenken. Genau wie zwei Uhr morgens der falsche Zeitpunkt für einen Selbstmordanschlag gewesen wäre, war er auch eine verrückte Uhrzeit für Susan Mark, um zu einem Treff zu fahren und Informationen zu übergeben. Deshalb hielt ich am Zeitungsständer eines Lebensmittelgeschäfts inne und blätterte in den Tageszeitungen. Die Meldung, die ich halb zu finden erwartete, stand auf einer der inneren Seiten der *Daily News*. Die New Jersey Turnpike nach Norden war letzte Nacht vier Stunden lang gesperrt

gewesen. Ein bei dichtem Nebel verunglückter Tanklaster. Große Mengen Säure ausgelaufen. Mehrere Tote und Verletzte.

Ich stellte mir Susan Mark vor, die zwischen zwei Ausfahrten festsaß. Ein vierstündiger Stau. Vier Stunden Verspätung. Ungläubigkeit. Wachsende Nervosität. Weder vor noch zurück. Und die Zeit verrann. Ein Termin rückte rasch näher. Ein Termin wurde überschritten. Drohungen und Sanktionen und Strafen, die jetzt vermutlich zu erwarten waren. Mir war der 6 Train schnell vorgekommen. Ihr musste er schrecklich langsam erschienen sein. *Sie haben sie in den Abgrund gestoßen.* Schon möglich, aber sie hatte keinen allzu kräftigen Stoß gebraucht.

Ich faltete die Zeitung wieder wie neu zusammen und schlenderte weiter. Der Typ mit dem zerrissenen Jackett war vermutlich heimgefahren, um sich umzuziehen, aber die anderen drei würden sich irgendwo in der Nähe aufhalten. Sie würden mitbekommen haben, wie ich den Coffeeshop betrat und auch wieder verließ. Ich konnte sie

nirgends auf der Straße entdecken, aber ich suchte eigentlich auch nicht nach ihnen. Zwecklos, etwas zu suchen, wenn man genau weiß, dass es da ist.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der die Eighth Avenue ein gefährlicher Straßenzug gewesen war. Defekte Straßenlampen, Baulücken, mit Brettern vernagelte Schaufenster, Crack, Nutten, Straßenräuber. Ich hatte dort alles Mögliche gesehen, war aber selbst nie überfallen worden. Was keine große Überraschung war. Um aus mir ein potenzielles Opfer zu machen, müsste die Weltbevölkerung auf zwei Menschen reduziert werden. Auf mich und einen Straßenräuber, und ich hätte gewonnen. Jetzt war man auf der Eighth Avenue so sicher wie anderswo. Hier herrschte geschäftiges Treiben, und überall wimmelte es von Menschen. Deshalb war es mir ziemlich egal, wo die drei Kerle sich an mich heranmachten. Ich versuchte nicht, sie an einen mir genehmen Ort zu locken. Die Entscheidung lag bei ihnen. Ich schlenderte einfach nur die Avenue entlang. Der Tag war dabei, von warm zu heiß zu wechseln, und

üble Gerüche stiegen mir in die Nase: Abfälle stinken im Sommer, aber nicht im Winter.

Sie hielten mich einen Block südlich des Madison Square Garden und des großen alten Postamts auf. An der Straßenecke führte eine schmale Fußgängerpassage an einer Großbaustelle vorbei. Ich hatte erst einen Meter in ihr zurückgelegt, als ein Typ sich vor mich setzte, während ein weiterer hinter mir blieb und ihr Boss neben mir herging. Gut gemacht. Der Boss sagte: »Wir sind bereit, die Sache mit dem Jackett zu vergessen.«

»Das ist gut«, sagte ich. »Ich hab's nämlich längst getan.«

»Aber wir müssen wissen, ob Sie etwas haben, das uns gehört.«

»Euch?«

»Unserem Auftraggeber.«

»Wer seid ihr Jungs eigentlich?«

»Ich habe Ihnen meine Karte gegeben.«

»Und die hat mir anfangs sehr imponiert. Sie hat wie ein arithmetisches Kunstwerk ausgesehen. Für eine siebenstellige Telefonnummer gibt es über

drei Millionen Möglichkeiten. Aber Sie haben nicht einfach irgendeine genommen, sondern eine, von der Sie wussten, dass sie nicht zugeteilt war. Ich dachte, das sei bestimmt schwierig, und war beeindruckt. Aber dann habe ich mir überlegt, dass so was in Manhattan nicht möglich sein kann. Sterben Leute oder ziehen sie weg, wird ihre Nummer ziemlich rasch recycelt. Daraus habe ich geschlossen, dass Sie Zugang zu einer Liste mit Nummern haben, die nie vergeben wurden. Die Netzbetreiber haben alle ein paar davon – für den Fall, dass in einem Film oder im Fernsehen eine Nummer gezeigt wird. Dafür kann man keine echten Nummern nehmen, weil dann Kunden belästigt werden könnten. Als Nächstes habe ich vermutet, dass ihr Menschen im Film- und Fernsehgeschäft kennt. Weil ihr die meiste Zeit als Sicherheitsleute arbeitet, wenn eine Show in der Stadt läuft. Ihr dürft Autogrammjäger abwehren, aber näher kommt ihr nie an die Action heran. Was eine Enttäuschung für Leute wie euch sein muss. Ich wette, dass ihr euch bei der Gründung eurer

Firma mehr vorgestellt habt. Und das alles lässt darauf schließen, dass ihr wegen mangelnder Praxis ziemlich außer Übung seid. Deshalb macht ihr mir jetzt noch weniger Sorgen als zuvor. Alles in allem war die Visitenkarte also ein Fehler, was euer Imagemanagement betrifft.«

Der Kerl fragte: »Dürfen wir Sie zu einem Kaffee einladen?«

Zu einem Kaffee sage ich nie Nein, aber ich wollte nicht schon wieder irgendwo sitzen. Deshalb bestand ich auf Kaffee zum Mitnehmen. So konnten wir im Gehen unseren Kaffee trinken und miteinander reden. Wir machten im nächsten Starbucks halt, das wie in den meisten Großstädten einen halben Block entfernt war. Ich ignorierte die fantasievollen Mischungen und bestellte einen großen Becher der Hausmarke, schwarz, ohne Platz für Sahne. Meine Standardbestellung bei Starbucks. Ein guter Kaffee, finde ich. Allerdings ist mir das nicht wirklich wichtig. Mir geht's um das Koffein, nicht um den Geschmack.

Wir kamen wieder heraus und gingen die Eighth



Avenue entlang weiter. Aber vier Personen, die sich im Gehen unterhalten wollen, bilden eine sperrige Gruppe, und der Verkehr war so laut, dass wir uns schon bald zehn Meter weit in einer Seitenstraße wiederfanden. Ich stand im Schatten an das Absperrgitter zur Fahrbahn gelehnt; die anderen drei hatten sich vor mir in der Sonne aufgebaut – leicht nach vorn gebeugt, als hätten sie gewichtige Argumente vorzubringen. Zu unseren Füßen hatte ein geplatzter Müllsack bunte Seiten einer Sonntagszeitung auf dem Gehsteig verstreut. Der Kerl, der als Einziger redete, sagte: »Sie unterschätzen uns gewaltig, auch wenn wir jetzt keinen Pisswettbewerb anfangen wollen.«

»Okay«, sagte ich.

»Sie waren beim Militär, stimmt's?«

»Army«, sagte ich.

»Das sieht man Ihnen noch an.«

»Euch auch. Special Forces?«

»Nein. So weit haben wir's nicht gebracht.«

Ich lächelte. Ein ehrlicher Mann.

Der Kerl erklärte: »Wir sind für ein zeitlich

begrenztes Unternehmen als hiesige Kräfte engagiert worden. Die Tote hatte ein wertvolles Objekt bei sich. Wir haben den Auftrag, es wieder herbeizuschaffen.«

»Welches Objekt? Wie wertvoll?«

»Informationen.«

Ich sagte: »Ich kann Ihnen nicht weiterhelfen.«

»Unser Auftraggeber wollte Daten auf einem Speichermedium wie einem USB-Stick haben. Wir sagten: Nein, das ist zu schwierig aus dem Pentagon rauszuschmuggeln, die Informationen würden mündlich mitgeteilt werden. Gelesen, auswendig gelernt und aufgesagt.«

Ich schwieg. Dachte an Susan Mark in der U-Bahn. An ihr Gemurmel. Vielleicht hatte sie gar keine Bitten oder Ausreden, Argumente oder Drohungen eingeübt. Vielleicht hatte sie nur die Informationen aufgesagt, die sie mitteilen sollte, damit sie in ihrem Stress und ihrer Panik nichts vergaß oder durcheinanderbrachte. Durch Auswendiglernen eingeübt. Und sie hatte sich vielleicht gesagt: *Ich gehorche, ich gehorche, ich*

gehörte. Um sich selbst zu beruhigen. Weil sie trotz allem hoffte, dass doch noch alles gut ausgehen würde.

Ich fragte: »Wer ist Ihr Auftraggeber?«

»Das dürfen wir nicht sagen.«

»Womit hat er die Frau unter Druck gesetzt?«

»Das wissen wir nicht. Wir wollen's auch gar nicht wissen.«

Ich nahm einen Schluck Kaffee. Schwieg.

Der Kerl sagte: »Die Frau hat in der U-Bahn mit Ihnen gesprochen.«

»Ja«, sagte ich. »Das hat sie.«

»Deshalb gehen wir nun operativ davon aus, dass Sie wissen, was sie gewusst hat.«

»Möglich«, sagte ich.

»Unser Auftraggeber ist davon überzeugt. Für Sie bedeutet das ein Problem. Daten auf einem Speichermedium sind keine große Sache. Wir könnten Sie mit einem Schlag über den Schädel flachlegen und Ihre Taschen durchsuchen. Aber etwas in Ihrem Kopf müsste auf andere Weise rausgeholt werden.«

Ich äußerte mich nicht dazu.

Der Kerl fuhr fort: »Deswegen müssen Sie uns wirklich sagen, was Sie wissen.«

»Damit Sie kompetent aussehen?«

Der Kerl schüttelte den Kopf. »Damit Sie heil bleiben.«

Ich trank noch einen Schluck Kaffee, und der Kerl sagte: »Ich appelliere von Mann zu Mann an Sie. Von Soldat zu Soldat. Hier geht's nicht um uns. Kommen wir mit leeren Händen zurück, werden wir gefeuert, ganz klar. Aber am Montagmorgen arbeiten wir wieder für jemand anders. Aber sobald wir von der Bildfläche verschwinden, sind Sie exponiert. Unser Auftraggeber hat eine ganze Crew mitgebracht. Vorläufig liegt sie noch an der Leine, weil sie nicht gut herpasst. Aber sobald wir weg sind, wird sie von der Leine gelassen. Das ist unvermeidlich. Und Sie wollen wirklich nicht mit diesen Leuten reden.«

»Ich will mit überhaupt niemandem reden. Nicht mit euch, nicht mit ihnen. Ich rede nicht gern.«

»Dies ist kein Scherz.«

»Da haben Sie recht. Eine Frau ist umgekommen.«

»Selbstmord ist kein Verbrechen.«

»Aber was sie dazu getrieben hat, könnte eines sein. Die Frau hat im Pentagon gearbeitet. Das heißt, dass die nationale Sicherheit tangiert ist. Da wär's besser, rechtzeitig auszusteigen. Sie sollten mit dem NYPD reden.«

Der Kerl schüttelte den Kopf. »Ich gehe lieber ins Gefängnis, als mit diesen Leuten zu reden. Verstehen Sie, was ich sage?«

»Klar doch«, antwortete ich. »Sie sind durch Ihre Autogrammjäger bequem geworden.«

»Wir sind hier die Samthandschuhe. Das sollten Sie nutzen.«

»Sie sind überhaupt keine Handschuhe.«

»Was waren Sie in der Army?«

»MP«, sagte ich.

»Dann sind Sie ein toter Mann. So was haben Sie noch nie gesehen.«

»Wer ist er?«

Der Kerl schüttelte nur den Kopf.

»Wie viele Leute hat er?«

Der Kerl schüttelte erneut den Kopf.

»Geben Sie mir etwas.«

»Sie hören nicht zu. Wenn ich nicht mit dem NYPD reden will, wieso, zum Teufel, sollte ich dann mit Ihnen reden wollen?«

Ich zuckte mit den Schultern, trank meinen Kaffee aus und stieß mich von dem Geländer ab. Machte drei Schritte und warf den Becher in einen Abfallkorb. Ich erklärte: »Rufen Sie Ihren Auftraggeber an und sagen Sie ihm, dass er recht hatte und Sie sich geirrt haben. Erzählen Sie ihm, dass die Frau alle Informationen auf einem USB-Stick hatte, der jetzt in meiner Tasche steckt. Kündigen Sie dann am Telefon, gehen Sie nach Hause, und kommen Sie mir nicht mehr in die Quere.«

Ich lief zwischen zwei vorbeifahrenden Autos über die Straße und ging in Richtung Eighth Avenue davon. Der Boss rief laut hinter mir her, er rief meinen Namen. Ich drehte mich um und sah, dass er sein Handy auf Armeslänge von sich

weghielt. Es war auf mich gerichtet, und er starrte auf den kleinen Bildschirm. Dann ließ er das Handy sinken, und alle drei Männer setzten sich in Bewegung. Ein weißer Lieferwagen fuhr zwischen uns hindurch, und sie waren außer Sicht, bevor mir klar wurde, dass ich geknipst worden war.

## 16

Radio Shacks gibt es ungefähr zehnmal seltener als Starbucks, aber selbst die sind nie mehr als ein paar Blocks entfernt. Und sie öffnen früh. Ich ging in den nächsten, an dem ich vorbeikam, und ein Kerl vom indischen Subkontinent trat vor, um mir behilflich zu sein. Er wirkte beflissen. Vielleicht war ich der erste Kunde des Tages. Ich fragte ihn nach Handys mit Kameras. Er sagte, praktisch alle hätten Kameras. Manche hätten sogar eine Videofunktion. Ich erklärte ihm, ich wolle sehen, wie gut die Fotos würden. Er griff nach dem nächstbesten Handy. Ich stellte mich an die Rückwand des Ladens, und er fotografierte mich von der Kasse aus. Die Aufnahme war klein und nicht besonders scharf. Mein Gesicht blieb undeutlich. Aber meine Größe, meine Figur und meine Haltung waren gut getroffen. Jedenfalls gut genug, um ein Problem zu sein. Tatsächlich ist mein



Gesicht in jeder Beziehung durchschnittlich. Leicht zu vergessen. Die meisten Leute erkennen mich wahrscheinlich an meiner Statur, die alles andere als durchschnittlich ist.

Ich erklärte dem Mann, ich wolle das Handy nicht. Er versuchte, mir stattdessen eine Digitalkamera zu verkaufen. Sie strotzte von Megapixel. Sie würde bessere Bilder machen. Ich sagte, ich wolle auch keine Kamera. Aber ich kaufte ihm einen USB-Stick ab, ein Speichermedium für Daten. Den kleinsten und billigsten, den er hatte. Ein reiner Dekorationsartikel, für den ich kein Vermögen ausgeben wollte. Das winzige Ding steckte in einer hochfesten Kunststoffpackung. Ich ließ sie mir mit einer Schere aufschneiden. Mit solchem Zeug kann man sich die Zähne ruinieren. Der Stick wurde mit zwei Aufsteckkappen geliefert: blau und rosa. Ich benutzte die rosa Kappe. Susan Mark hatte eigentlich nicht wie der rosa Frauentyp gewirkt, aber die Leute sehen, was sie zu sehen erwarten. Eine rosa Staubkappe bezeichnet etwas, das einer

Frau gehört. Ich schob den Stick in die Hosentasche zu meiner Zahnbürste, dankte dem Mann für seine Hilfe und überließ es ihm, den Verpackungsmüll zu entsorgen.

Ich folgte der 28th Street zweieinhalb Blocks weit nach Osten. Unterwegs waren viele Leute hinter mir, aber ich kannte niemanden, und niemand schien mich zu kennen. Am Broadway fuhr ich zur U-Bahn hinunter und zog meine Karte durch den Entwerter. Dann verpasste ich die nächsten neun Züge stadteinwärts. Ich saß einfach in der Hitze auf einer Holzbank und ließ sie alle vorbeifahren. Teils, um mich auszuruhen, teils, um etwas Zeit totzuschlagen, bis die Geschäfte in der Innenstadt öffneten, und teils, um mich zu vergewissern, dass ich nicht beschattet wurde. Neunmal kamen und gingen Scharen von Fahrgästen, und ich war jedes Mal sekundenlang auf dem Bahnsteig allein. Niemand ließ das geringste Interesse an mir erkennen. Als ich nicht mehr auf Menschen achten musste, begann ich, Ausschau nach Ratten zu halten. Ich mag Ratten. Man sieht sie seltener, als

die meisten Leute denken. Ratten sind scheu, und die, die sich sehen lassen, sind meist jung, krank oder ausgehungert. Sie werden von Essensresten angelockt, das ist alles. Und es gibt keine Riesenratten so groß wie Katzen. Alle Ratten sind ungefähr gleich groß.

Ich bekam keine Ratte zu sehen und wurde allmählich unruhig. Ich stand auf, kehrte den Gleisen den Rücken zu und betrachtete die Plakate an den Wänden. Eines stellte das gesamte U-Bahn-Netz dar. Zwei machten Werbung für Musicals am Broadway. Eines war eine amtliche Mitteilung, die das sogenannte U-Bahn-Surfen verbot. Dazu gehörte eine schwarz-weiße Zeichnung von einem Kerl, der wie ein Seestern an der Tür eines U-Bahnwagens klebte. Die älteren Wagen hatten offenbar noch schmale Trittleisten unter den Türen, die den Spalt zwischen Wagen und Bahnsteigkante verringern sollten, und über den Türen fingerbreite Regenrinnen, die herablaufendes Wasser ableiteten. Ich wusste, dass die neuen R142A beides nicht besaßen. Das hatte mein verrückter

Mitfahrer mir erklärt. Aber bei älteren Wagen konnte man auf dem Bahnsteig warten, bis die Türen sich schlossen, auf die Fußleiste treten, die Finger in die Regenrinne haken und sich außen an den Wagen gepresst in rasender Fahrt durch die Tunnels tragen lassen. U-Bahn-Surfen. Für manche vielleicht ein Riesenspaß, aber jetzt illegal.

Ich wandte mich wieder den Gleisen zu und stieg in den zehnten einfahrenden Zug. Dieser R-Train wies Trittleisten und Regenrinnen auf. Aber ich fuhr innen, zwei Stationen weit zu der großen Station am Union Square.

Am Union Square kam ich in der Nordwestecke nach oben und machte mich auf den Weg zu der großen Buchhandlung, an die ich mich in der 17th Street erinnerte. Politiker, die nach Höherem streben, veröffentlichen ihre Autobiografie im Allgemeinen vor der Wahlkampfzeit, und Nachrichtenmagazine berichten laufend über sie. Ich hätte mich auch nach einem Internetcafé umsehen können, aber ich hatte keine Erfahrung mit solchen Recherchen, und außerdem sind

Internetcafés viel seltener geworden. Heutzutage benutzt jeder kleine elektronische Geräte, die den Namen von Obst tragen. Internetcafés erleiden das Schicksal von Telefonzellen – von neuen drahtlosen Erfindungen verdrängt.

Im Erdgeschoss der Buchhandlung waren die Neuerscheinungen auf niedrigen Tischen gestapelt. Ich fand Romane, Biografien, Bücher über Geschichte und Wirtschaft, aber keine über Politik. Was ich suchte, war weiter hinten aufgestapelt. Kommentare und Meinungen von links und rechts, dazu von Ghostwritern geschriebene Autobiografien mit glänzenden Schutzumschlägen und retuschierten Fotos der Verfasser. John Sansoms Buch war ungefähr anderthalb Zentimeter dick und trug den Titel *Immer im Dienst*. Ich nahm eines mit und fuhr mit der Rolltreppe in den zweiten Stock hinauf, wo es laut Informationstafel Zeitschriften gab. Ich sammelte alle Nachrichtenmagazine ein und ging dann zu den Militärbüchern. Dort blätterte ich kurz in einigen Sachbüchern und fand bestätigt, was ich vermutet

hatte: Das Human Resources Command der Army tat nichts anderes als das, was das Personnel Command zuvor getan hatte. Es hatte nur den Namen geändert. Eine Umfirmierung. Keine neuen Aufgaben. Papierkram und Personalakten wie immer.

Dann setzte ich mich auf eine Fensterbank und begann, das zusammengetragene Zeug zu lesen. Mein Rücken fühlte sich heiß an von der Sonne, die durchs Glas brannte, während meine Vorderseite kalt war, weil sich direkt über mir ein Lüftungsschlitze der Klimaanlage befand. Früher hatte ich immer ein schlechtes Gewissen gehabt, wenn ich in Buchläden las, ohne die Absicht zu haben, etwas zu kaufen. Aber die Buchhandlungen selbst stört das anscheinend nicht. Sie ermutigen einen sogar dazu. Manche stellen sogar Sessel auf. Das scheint ein neues Geschäftsmodell zu sein. Die Buchhandlung hatte eben erst geöffnet, aber sie sah bereits wie ein Flüchtlingslager aus. Überall Leute, die inmitten von Bücherstapeln, die viel höher waren als meiner, auf Stühlen oder dem

Boden saßen.

Alle Nachrichtenmagazine brachten Wahlkampfberichte zwischen Anzeigen und Storys über medizinische Innovationen und technische Fortschritte. Berichtet wurde vor allem über die Präsidentschaftswahl, aber auch für Abgeordnetenhaus und Senat fielen jeweils ein paar Zeilen ab. Wir waren vier Monate von den ersten Vorwahlen und vierzehn Monate von den eigentlichen Wahlen entfernt; einige Kandidaten waren bereits abgeschlagen, aber Sansom lag weiter gut im Rennen. Er schnitt bei Umfragen in seinem Heimatstaat gut ab, sammelte massenhaft Wahlkampfspenden ein, hatte eine direkte Art, die als erfrischend angesehen wurde, und galt aufgrund seiner Militärkarriere als für praktisch alles qualifiziert. Obwohl man dann auch sagen könnte, ein Müllmann könne Oberbürgermeister sein. Vielleicht, vielleicht auch nicht. In dieser Annahme steckt keine Logik. Aber die meisten Journalisten mochten den Mann, das war klar. Und sie erachteten ihn offenbar als für größere Aufgaben

befähigt. Er wurde als möglicher Präsidentschaftskandidat in vier oder acht Jahren gehandelt. Ein Journalist deutete sogar an, er könnte aus dem Senatswahlkampf herausgeholt werden, um schon diesmal als Vizepräsident zu kandidieren. Der Kerl war jedenfalls bereits jetzt eine Art Berühmtheit.

Der Buchumschlag wirkte stilvoll. Er begnügte sich mit seinem Namen, dem Titel und zwei Fotos. Das größere war ein körniges, unscharfes Actionfoto, das vergrößert den Hintergrund bildete. Es zeigte einen jungen Mann in einem abgewetzten, am Hals offenen Kampfanzug mit Buschhut und voller Tarnbemalung. Überlagert war es mit einem neueren Porträtfoto desselben Typs – viele Jahre später, diesmal im Geschäftsanzug. Offenbar Sansom einst und jetzt. Alle seine Argumente auf einem einzigen Buchumschlag.

Die neuere Aufnahme war gut ausgeleuchtet, scharf und kunstvoll angeordnet. Sie zeigte ihn als kleinen, drahtigen Kerl, der weniger als einen Meter fünfundsiebzig maß und keine siebzig Kilo



wog. Kein Pitbull, sondern eher ein Terrier, zäh und ausdauernd wie die Besten in den Special Forces. Das ältere Foto zeigte ihn vermutlich in einer regulären Einheit, vielleicht bei den Rangern. Meiner Erfahrung nach trugen Deltas damals Bärte, Sonnenbrillen und karierte Palästinensertücher. Teils wegen der Gegenden, in denen sie hauptsächlich eingesetzt wurden, teils, weil sie gern anonym und unerkant blieben, was wiederum teilweise notwendig, teilweise dramatische Fantasie war. Wahrscheinlich hatte sein Wahlkampfmanager das Foto selbst ausgesucht und den weniger elitären Truppenteil in Kauf genommen, um ein Bild zu haben, das erkennbar und erkennbar amerikanisch war. Vielleicht kamen Leute, die wie verrückte palästinensische Hippies aussahen, in North Carolina nicht so gut an.

Im Klappentext waren sein voller Name und sein letzter Dienstgrad ziemlich förmlich angegeben: Major John T. Sansom, US Army, Retired. Darunter stand, er habe folgende Auszeichnungen erhalten: Distinguished Service

Cross, Distinguished Service Medal und zwei Silver Stars. Dann hieß es, er sei als Präsident seines Beratungsunternehmens Sansom Consulting erfolgreich gewesen. Wieder alle seine Argumente auf einen Schlag. Ich fragte mich, wozu das restliche Buch noch nötig war.

Ich überflog es und stellte fest, dass der Inhalt sich in fünf Teile gliedern ließ: Kindheit und Jugend, Militärlaufbahn, Ehe und Familie, geschäftliche Erfolge und seine politische Vision für die Zukunft. Der erste Teil entsprach dem für dieses Genre üblichen Strickmuster. Einfaches Kleinstadtleben, wenig Geld, kein Luxus, seine Mom eine verlässliche Stütze, sein Dad mit zwei Jobs, um die Familie ernähren zu können. Sehr wahrscheinlich übertrieben. Nimmt man politische Kandidaten als Bevölkerungsquerschnitt, gehören die Vereinigten Staaten zur Dritten Welt. Jeder wächst arm auf, fließendes Wasser ist ein Luxus, neue Schuhe gibt's selten, eine anständige Mahlzeit ist Grund zum Feiern.

Ich blätterte bis zu der Stelle, wo er seine Frau

kennenlernte, und las weitere Plattitüden: wundervolle Gattin, großartige Kinder. Ende der Geschichte. Vom geschäftlichen Teil verstand ich nicht allzu viel. Sansom Consulting bestand aus einer ganzen Reihe von Beratungsfirmen, was vernünftig klang. Aber ich konnte nicht recht rauskriegen, in welchen Branchen sie tätig waren. Jedenfalls hatte Sansom damit ein Vermögen gemacht, wie er es zurückhaltend ausdrückte. Was er damit meinte, wusste ich nicht genau. Ich fühle mich mit ein paar hundert Bucks in der Tasche ziemlich gut. Sansom besaß vermutlich etwas mehr, aber er sagte nicht, wie viel mehr. Weitere vier Nullen? Fünf? Sechs?

Ich überflog den Teil mit seiner Vision für die Zukunft und fand nicht viel, was ich nicht schon aus den Nachrichtenmagazinen kannte. Sie lief darauf hinaus, den Wählern ihre Wünsche zu erfüllen. Niedrige Steuern, bitte sehr. Weniger Staat, klar doch. Mehr staatliche Leistungen, wird gemacht. In der Summe reichlich unverständlich. Aber Sansom kam insgesamt als anständiger Kerl rüber. Ich hatte

das Gefühl, er werde versuchen, das Richtige zu tun – so gut es einer von ihnen eben konnte. Er machte den Eindruck, aus den richtigen Gründen angetreten zu sein.

In der Buchmitte befand sich ein Bildteil mit Fotos. Alle bis auf eines waren belanglose Schnappschüsse, die Sansoms Leben ab drei Monaten bis zum heutigen Tag dokumentierten. Lauter Aufnahmen, die wahrscheinlich viele Leute aus einem Schuhkarton im Kleiderschrank hätten holen können. Eltern, Kindheit, Schule, Militärdienst, seine Verlobte, die Kinder, der Firmenchef am Schreibtisch. Normale Dinge, die man vermutlich gegen das Bildmaterial aller anderen Politikerbiografien hätte austauschen können.

Aber das eine Foto, das anders war, wirkte geradezu bizarr.

Bei dem einen Foto, das anders war, handelte es sich um ein Pressefoto, das ich bereits kannte. Es zeigte den US-Politiker Donald Rumsfeld 1983 in Bagdad, wo er Saddam Hussein, dem irakischen Diktator, die Hand schüttelte. Donald Rumsfeld war zweimal Verteidigungsminister gewesen, aber als diese Aufnahme entstand, war er der Sondergesandte Ronald Reagans gewesen. Er war nach Bagdad gekommen, um Saddam den Arsch zu küssen, ihm auf die Schulter zu klopfen und ihm als Symbol für Amerikas ewige Dankbarkeit ein Paar goldene Sporen zu schenken. Acht Jahre später hatten wir Saddam in den Arsch getreten, statt ihn zu küssen. Fünfzehn Jahre später hatten wir ihn an den Galgen gebracht. *Manchmal werden unsere Freunde unsere Feinde, und manchmal werden unsere Feinde unsere Freunde*, hatte Sansom unter diese Aufnahme geschrieben. Ein politischer

Kommentar, vermutete ich. Oder eine Weisheit aus dem Geschäftsleben, obwohl ich im Text selbst keinen Hinweis auf diese Episode finden konnte.

Als Nächstes wandte ich mich seiner Militärlaufbahn zu, die ich genauer unter die Lupe nehmen wollte. Schließlich war das ein Gebiet, von dem ich etwas verstand. Sansom war 1975 in die Army eingetreten und 1992 ausgeschieden. Eine siebzehnjährige Dienstzeit, vier Jahre länger als meine, weil sie neun Jahre früher begonnen und fünf Jahre früher geendet hatte. Im Prinzip eine gute Periode, besser als die meisten. Das Vietnamtrauma war überwunden und die neue, professionelle, nur aus Freiwilligen bestehende Army war etabliert und noch solide finanziert. Sansom schien seine Militärzeit genossen zu haben. Seine Darstellung war zutreffend. Er beschrieb die Grundausbildung richtig, schilderte die Officer Candidate School gut, erzählte unterhaltsam aus seiner ersten Zeit bei der Infanterie. Er stand dazu, ehrgeizig gewesen zu sein. Er nutzte alle Möglichkeiten, sich zu

qualifizieren, und ging zu den Rangern, später zu der entstehenden Delta Force. Wie gewöhnlich übertrieb er das Auswahlverfahren der Delta, die höllischen Wochen, die Zermürbung, das Durchhalten, die Erschöpfung. Wie üblich verzichtete er darauf, ihr großes Manko zu kritisieren. Die Delta hat viele Männer, die eine Woche lang wach bleiben, hundert Meilen weit marschieren und einer Tsetsefliege die Hoden abschießen können, aber relativ wenige, die alles das schaffen *und* einem den Unterschied zwischen einem Schiiten und einem Gang zur Latrine erklären können.

Insgesamt hatte ich jedoch den Eindruck, dass Sansom ziemlich ehrlich war. Tatsache ist, dass die meisten Delta-Einsätze abgebrochen werden, bevor sie überhaupt beginnen, und dass von den angefangenen die meisten fehlschlagen. Sansom versuchte nicht, das zu bemänteln. Er sprach offen von den seltenen aufregenden Momenten und über die Misserfolge. Vor allem erwähnte er keine Ziegenherden, kein einziges Mal. In den meisten

Einsatzberichten der Special Forces werden für Misserfolge wandernde Ziegenhirten verantwortlich gemacht. Kerle werden in unwirtlichen Gegenden abgesetzt, die nahezu unbesiedelt sein sollen, und sofort von Einheimischen mit großen Ziegenherden entdeckt. Statistisch unwahrscheinlich. Ernährungsmäßig unwahrscheinlich, denn Ziegen müssen irgendwas fressen. Das mochte einmal passiert sein, aber seit damals war es ein Code geworden. *Bei der ersten Marschpause ist ein Ziegenhirte über uns gestolpert* klingt weniger hart als *Wir haben Scheiße gebaut*. Aber Sansom erwähnte weder die Wiederkäuer noch das dazugehörige landwirtschaftliche Personal, was ich ihm hoch anrechnete.

Tatsächlich erwähnte er nichts sehr detailliert. Vor allem nicht unter dem Stichwort »Erfolge«. Da gab es Einsätze in Westafrika, die Routine gewesen sein mussten, plus Panama, plus 1991 im ersten Golfkrieg die Suche nach Scuds im Irak. Sonst fast nichts. Nur viel Ausbildung und Warten in



Alarmbereitschaft, danach wieder gewöhnlicher Dienst und noch mehr Ausbildung. Dies schienen die ersten nicht übertriebenen Special-Forces-Memoiren zu sein, die ich je gelesen hatte. Nicht nur keineswegs übertrieben, sondern bewusst herabgespielt. Minimiert, absichtlich bagatellisiert. Kleiner, nicht größer hingestellt.

Was ich interessant fand.

## 18

Auf dem Rückweg zu dem Coffeeshop in der Eighth Avenue nahm ich mich sehr in Acht. *Unser Auftraggeber hat eine ganze Crew mitgebracht.* Und inzwischen wussten alle, wie ich ungefähr aussah. Der Verkäufer im Radio Shack hatte mir erklärt, wie man mit dem Handy Fotos und kleine Filme verschicken konnte. Ich dagegen hatte keine Ahnung, wie die Opposition aussah, aber wenn der Auftraggeber zur Tarnung Männer vor Ort in guten Anzügen hatte anheuern müssen, sahen sie vielleicht etwas anders als der Durchschnitt aus. Sonst wäre das sinnlos gewesen. Unterwegs liefen mir massenhaft Leute über den Weg, die anders aussahen als der Durchschnitt. In New York City passiert das immer. Allerdings interessierte sich keiner im Geringsten für mich. Keiner beschattete mich. Ich hätte es ihm auch nicht leicht gemacht. Ich fuhr mit dem 4 Train zum Grand Central

Terminal, machte zwei Runden durch das Gedränge, fuhr mit dem Shuttle zum Times Square, lief zur Ninth Avenue, wobei ich mehrmals die Straßenseite wechselte, und erreichte das Café dann von Westen her, indem ich am 14. Polizeirevier vorbeiging.

Jacob Mark war bereits da.

Er saß in einer rückwärtigen Sitznische, hatte geduscht und sich die Haare gekämmt, trug eine dunkle Hose, ein weißes Hemd und eine marineblaue Windjacke. Ebenso gut hätte er *Bin Cop, habe dienstfrei* auf der Stirn eintätowiert haben können. Er wirkte unglücklich, aber nicht ängstlich. Ich nahm ihm gegenüber Platz und drehte mich auf der Bank etwas zur Seite, damit ich durch ein Fenster die Straße im Auge behalten konnte.

»Haben Sie mit Peter gesprochen«, fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf.

»Aber?«

»Ich glaube, dass mit ihm alles in Ordnung ist.«

»Glauben Sie das, oder wissen Sie das?«

Er antwortete nicht, weil eine Bedienung an unseren Tisch kam. Dieselbe Frau wie am frühen Morgen. Ich war zu hungrig, um Rücksicht darauf zu nehmen, ob Jake etwas essen würde oder nicht. Ich bestellte einen großen Teller Thunfischsalat mit Eiern und alles mögliche andere Zeug. Dazu als Getränk Kaffee. Jake folgte meinem Beispiel und bestellte ein gegrilltes Käsesandwich und dazu Mineralwasser.

»Erzählen Sie mir, was passiert ist«, sagte ich.

Er antwortete: »Die Campus-Cops haben mir geholfen. Das haben sie gern getan. Peter ist an der USC ein Footballstar. Er war nicht zu Hause. Also haben sie seine Kumpel aufgestöbert und sich die Story erzählen lassen. Wie sich rausstellte, ist Peter mit einer Frau weggefahren.«

»Wohin?«

»Das wissen wir nicht.«

»Mit welcher Frau?«

»Mit einer Frau aus einer Bar. Peter und die Jungs sind vor vier Abenden ausgegangen. Die junge Frau war dort. Peter ist dann mit ihr

weggefahren.«

Ich schwieg.

Jake sagte: »Was?«

Ich fragte: »Wer hat wen abgeschleppt?«

Er nickte. »Deshalb glaube ich, dass die Sache okay war. Er hat sich mächtig anstrengen müssen. Seine Kumpel sagen, dass das ein vierstündiges Projekt war. Er hat wirklich sein Bestes geben müssen. Wie in einem Meisterschaftsspiel, haben die Jungs gemeint. Also war sie keine Mata Hari oder dergleichen.«

»Personenbeschreibung?«

»Eine absolute Traumfrau. Und wenn die Jungs das sagen, ist das ihr Ernst. Ein bisschen älter, aber nicht viel. Vielleicht fünfundzwanzig oder sechszwanzig – für einen Studenten im letzten Jahr eine unwiderstehliche Herausforderung.«

»Name?«

Jake schüttelte den Kopf. »Die anderen haben Abstand gehalten. Das gebietet der Anstand.«

»Ihre Stammkneipe?«

»Eine ihrer Lieblingsbars.«

»Nutte? Köder?«

»Ausgeschlossen. Diese Knaben kennen sich aus. Sie sind nicht auf den Kopf gefallen. Das hätten sie gemerkt. Außerdem hat Peter sich echt reingehängt. Vier Stunden Baggern mit vollem Einsatz.«

»Die Sache wäre in vier Minuten vorbei gewesen, wenn sie gewollt hätte.«

Jake nickte erneut. »Glauben Sie mir, ich habe solche Fälle schon hundertmal erlebt. Bei einer krummen Tour hätte eine Stunde genügt, um sie koscher aussehen zu lassen. Maximal zwei. Niemand würde sie vier Stunden lang hinauszögern. Also ist die Sache okay. Aus Peters Sicht mehr als okay. Vier Tage mit einer Traumfrau? Was haben Sie gemacht, als Sie zweiundzwanzig waren?«

»Ich weiß, was Sie meinen«, erwiderte ich. Mit zweiundzwanzig hatte ich ähnliche Prioritäten gehabt. Obwohl mir eine viertägige Beziehung lang erschienen wäre. Praktisch wie verlobt, fast schon verheiratet.

»Aber?«

»Susan hat auf der Turnpike vier Stunden lang im Stau gestanden. Ich frage mich, welche Art Ultimatum abgelaufen sein könnte, dass eine Mutter das Gefühl hatte, Selbstmord begehen zu müssen.«

»Mit Peter ist alles okay. Machen Sie sich um ihn keine Sorgen. Der ist bald wieder zu Hause – mit weichen Knien, aber glücklich.«

Ich sagte nichts mehr. Die Bedienung kam mit unserem Essen. Es sah ziemlich gut aus, und es gab von allem reichlich. Jake fragte: »Haben die Kerle von dem privaten Sicherheitsdienst Sie gefunden?«

Ich nickte und erzählte ihm die Story, während ich meinen Thunfischsalat verspeiste.

Er sagte: »Sie haben Ihren Namen gewusst? Das ist nicht gut.«

»Nicht ideal, nein. Und sie wussten auch, dass ich in der U-Bahn mit Susan gesprochen habe.«

»Woher?«

»Sie sind Excops. Sie haben noch Freunde bei der Polizei. Die einzig mögliche Erklärung.«

»Lee und Docherty?«

»Vielleicht. Oder auch irgendein Kerl von der Tagschicht, der reingekommen ist und die Akte gelesen hat.«

»Und sie haben ein Bild von Ihnen geknipst? Auch nicht gut.«

»Nicht ideal«, sagte ich wieder.

»Irgendein Anzeichen von dieser anderen Crew, die Sie erwähnt haben?«

Ich schaute aus dem Fenster und sagte: »Bisher nicht.«

»Was noch?«

»John Sansom übertreibt nicht, was seine Militärlaufbahn betrifft. Er scheint etwas ganz Besonderes geleistet zu haben. Und es lohnt sich nicht, solche Behauptungen widerlegen zu wollen.«

»Also eine Sackgasse.«

»Vielleicht nicht«, sagte ich. »Zuletzt war er Major. Eine automatische Beförderung und zwei nach Verdienst. Er muss irgendwas getan haben, was den Bonzen gefallen hat. Ich war selbst Major. Ich weiß, wie das funktioniert.«

»Was haben Sie getan, das den Bonzen gefallen



hat?«

»Etwas, das sie später vermutlich bedauert haben.«

»Dienstalter«, meinte Jake. »Bleib lange genug dabei, dann wirst du befördert.«

Ich schüttelte den Kopf. »So funktioniert das nicht. Außerdem hat dieser Kerl sich drei der vier höchsten Orden verdient, die man bekommen kann – einen davon zweimal. Also muss er etwas ganz Besonderes getan haben, tatsächlich sogar viermal.«

»Orden kriegt jeder.«

»Nicht solche. Ich habe selbst einen Silver Star, was für diesen Kerl Peanuts sind, und weiß aus eigener Erfahrung, dass die nicht so einfach vom Himmel fallen. Und ich habe auch ein Purple Heart, das Sansom anscheinend nicht besitzt. In seinem Buch erwähnt er jedenfalls nichts davon. Und kein Politiker würde je vergessen, eine Verwundung zu erwähnen. Nicht in tausend Jahren. Aber es ist relativ ungewöhnlich, dass jemand sich eine Tapferkeitsauszeichnung erkämpft, ohne

verwundet zu werden. Eine Verwundung gehört meistens mit dazu.«

»Vielleicht erzählt er Scheiß, was seine Auszeichnungen betrifft.«

Ich schüttelte erneut den Kopf. »Vergiss es. Vielleicht bei einem Spähtruppabzeichen aus dem Vietnamkrieg, aber hier geht's um gewichtige Auszeichnungen. Dieser Mann hat alles bis auf die Medal of Honor.«

»Und?«

»Und deshalb glaube ich, dass er Scheiß erzählt, was seine Karriere betrifft – nur umgekehrt. Er lässt Sachen aus, statt welche dazuzudichten.«

»Wieso sollte er das tun?«

»Weil er an mindestens vier Geheimunternehmen beteiligt war, über die er bis heute nicht reden darf. Was sie wirklich sehr geheim macht, denn der Mann steht mitten im Wahlkampf, und der Drang, darüber zu reden, muss gewaltig sein.«

»Was für Geheimunternehmen?«

»Könnte alles sein. Schwarze Unternehmen, geheime Einsätze gegen praktisch jeden.«

»Vielleicht sollte Susan Informationen darüber beschaffen.«

»Ausgeschlossen«, sagte ich. »Befehle, Diensttagebücher und Einsatzberichte der Delta Force kommen nie zum HRC. Sie werden vernichtet oder für sechzig Jahre in Fort Bragg eingelagert. Nichts gegen Ihre Schwester, aber sie wäre nicht mal auf eine Million Meilen an sie herangekommen.«

»Wie nützt uns das also?«

»Es eliminiert Sansoms Militärlaufbahn, das ist sicher. Sollte er überhaupt in den Fall verwickelt sein, steckt dahinter etwas anderes.«

»Ist er denn darin verwickelt?«

»Wieso wäre sein Name sonst genannt worden?«

»In welchem Zusammenhang?«

Ich legte die Gabel beiseite, trank meinen Kaffee aus und sagte: »Ich will nicht länger hierbleiben. Für diese andere Crew ist dies der Ausgangspunkt. Hier sucht sie mich zuallererst.«

Ich ließ ein Trinkgeld auf dem Tisch liegen und

machte mich auf den Weg zur Kasse. Diesmal konnte die Bedienung mit uns zufrieden sein. Wir waren in Rekordzeit wieder gegangen.

Für einen Gejagten ist Manhattan der beste und zugleich der schlimmste Ort der Welt. Der beste, weil es dort von Menschen wimmelt, sodass man überall von Hunderten von Augenzeugen umgeben ist. Zugleich der schlimmste, weil es dort von Menschen wimmelt und man sich jeden einzelnen genau ansehen muss, was ermüdend und frustrierend ist und einen mit der Zeit zum Wahnsinn treibt. Aus dieser praktischen Erwägung liefen wir zur West 35th Street zurück und gingen auf der schattigen Straßenseite auf und ab – vorbei an in langer Reihe geparkten Polizeifahrzeugen, die uns die Illusion gaben, dies sei der sicherste Gehsteig der Stadt.

»In welchem Zusammenhang?«, fragte Jake wieder.

»Was haben Sie mir vorhin über die Gründe für die Selbstmorde erzählt, die Sie in New Jersey erlebt haben?«

»Finanziell oder sexuell.«

»Und Sansom hat seine Millionen nicht in der Army verdient.«

»Glauben Sie, dass er eine Affäre mit Susan hatte?«

»Möglich«, antwortete ich. »Er hätte sie am Arbeitsplatz kennenlernen können. Er gehört zu den Leuten, die im Pentagon ein und aus gehen. Zu Fototerminen und dergleichen.«

»Er ist verheiratet.«

»Genau. Und der Wahlkampf läuft.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Dafür war Susan nicht der Typ. Gehen wir also davon aus, dass er keine Affäre mit ihr hatte.«

»Aber vielleicht mit einer anderen HRC-Angestellten, und Susan hat davon gewusst.«

»Auch das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ich auch nicht«, sagte ich. »Weil ich nicht sehe, was Informationen damit zu tun gehabt haben sollen. Informationen sind ein großes Wort. Eine Affäre ist eine Ja-oder-nein-Antwort.«

»Vielleicht hat Susan mit ihm

zusammengearbeitet. Nicht gegen ihn. Vielleicht wollte Sansom belastendes Material gegen irgendjemanden.«

»Wieso ist Susan dann nach New York gekommen, statt sich in Washington oder North Carolina mit ihm zu treffen?«

»Keine Ahnung.«

»Und wieso sollte Sansom überhaupt etwas von Susan wollen? Er hat hundert bessere Quellen als eine kleine HRC-Angestellte, die er nicht mal kannte.«

»Worin besteht also die Verbindung?«

»Vielleicht hat Sansom vor vielen Jahren eine Affäre mit einer anderen gehabt, als er noch in der Army diente.«

»Damals war er noch nicht verheiratet.«

»Aber es gibt bestimmte Regeln. Vielleicht hat er eine Untergebene gevögelt. In der Politik schadet so was heutzutage gewaltig.«

»Hat es so was gegeben?«

»Dauernd«, sagte ich.

»Auch bei Ihnen?«

»So oft wie nur möglich. Und das war keine Einbahnstraße. Manchmal war ich der Untergebene.«

»Haben Sie deswegen Schwierigkeiten bekommen?«

»Damals nicht. Aber würde ich für irgendwas kandidieren, gäbe es bestimmt Fragen.«

»Sie glauben also, dass es um Sansom Gerüchte gibt, die Susan in irgendjemandes Auftrag überprüfen sollte?«

»Sein Verhalten hätte sie nicht verifizieren können. Solche Angaben sind in anderen Dossiers enthalten. Aber sie hätte bestätigen können, dass eine Person A und eine Person B zur selben Zeit am selben Ort Dienst getan haben. Genau darauf versteht das HRC sich besonders gut.«

»Vielleicht war Lila Hoth mit ihm in der Army. Vielleicht versucht jemand, die beiden Namen miteinander zu verknüpfen, um einen Skandal auszulösen.«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Das klingt alles ziemlich gut. Aber ich habe einen Kerl aus New

York, der Angst davor hat, mit dem NYPD zu reden, und ich habe alle möglichen finsternen Drohungen, außerdem eine Story, dass eine Crew aus Barbaren von der Leine gelassen werden soll. Die Politik ist ein schmutziges Geschäft, aber ist sie so schlimm?«

Jake gab keine Antwort.

Ich sagte: »Und wir wissen nicht, wo Peter ist.«

»Machen Sie sich über den keine Gedanken. Er ist erwachsen. Er ist Footballverteidiger. Er will zur National Football League. Er besteht aus hundertdreißig Kilo Muskeln. Er kann auf sich selbst aufpassen. Merken Sie sich den Namen. Peter Molina. Sie werden ihn eines Tages in der Zeitung lesen.«

»Aber hoffentlich nicht bald.«

»Keine Sorge.«

Ich fragte: »Was haben Sie jetzt vor?«

Jake zuckte mit den Schultern und stapfte weiter den Gehsteig entlang: ein nicht sehr wortgewandter Mann, den seine komplexen Emotionen jetzt zusätzlich beeinträchtigen. Er blieb stehen, lehnte



sich direkt gegenüber dem Eingang des 14. Polizeireviers an eine Mauer, bewegte den Kopf von links nach rechts und betrachtete die vielen geparkten Fahrzeuge, die Impalas und Crown Vics, neutral oder mit dem NYPD-Wappen auf den Türen, und die komischen Wägelchen zur Parkraumüberwachung.

»Sie ist tot«, sagte er. »Nichts kann sie wieder lebendig machen.«

Ich äußerte mich nicht dazu.

»Also werde ich einen Bestatter anrufen«, erklärte er.

»Und dann?«

»Nichts. Sie hat sich erschossen. Den Grund dafür zu kennen bringt nichts. Meistens erfährt man den wahren Grund sowieso nicht, auch wenn man glaubt, ihn zu kennen.«

Ich sagte: »Ich will den Grund dafür wissen.«

»Wieso? Sie war meine Schwester, nicht Ihre.«

»Sie haben nicht gesehen, wie's passiert ist.«

Er schwieg. Starrte nur zu den auf der anderen Straßenseite geparkten Autos hinüber. Ich erkannte

den Wagen, mit dem Theresa Lee und ich gefahren waren. Einer der neutralen Crown Vics etwas weiter die Reihe entlang war neuer als die anderen. Frisch gewaschen. Er glänzte in der Sonne, war schwarz und hatte zwei kurze dünne Antennen wie Nadeln auf dem Kofferraumdeckel. Feds, dachte ich. Irgendeine Agency mit großem Budget und erstem Zugriff, wenn es um Fahrzeuge ging. Und um Kommunikationsmittel.

Jake sagte: »Ich werde ihren Angehörigen mitteilen, was passiert ist. Wir werden sie begraben und dann weitermachen. Das Leben ist Scheiße, und am Ende stirbt man. Vielleicht gibt es einen Grund dafür, dass uns die Frage nach dem Wie, Wo oder Warum nicht interessiert. Es ist besser, nicht alles zu wissen. Das kann nur zu noch mehr Kummer und Schmerzen führen.«

»Das müssen Sie für sich selbst entscheiden«, erwiderte ich.

Er nickte, ohne noch etwas zu sagen, schüttelte mir die Hand und ging davon. Ich sah ihn in einer Tiefgarage in dem Straßenblock westlich der Ninth

Avenue verschwinden und vier Minuten später in einem kleinen grünen Toyota-Geländewagen herauskommen. Er ordnete sich in den nach Westen fließenden Verkehr ein. Vermutlich war er zum Lincoln Tunnel und nach Hause unterwegs. Ich fragte mich, wann ich ihn wiedersehen würde. In drei bis sieben Tagen, schätzte ich.

Aber ich hatte mich geirrt.

## 19

Ich stand noch immer auf der anderen Straßenseite gegenüber dem Eingang des 14. Polizeireviers, als Theresa Lee mit zwei Männern in blauen Anzügen und weißen Hemden mit Button-Down-Kragen herauskam. Sie sah müde aus. Sie war um zwei Uhr morgens alarmiert worden, also hatte sie Nachtschicht gehabt und hätte um sieben Uhr heimfahren und um acht Uhr im Bett sein sollen. Dies war ihre sechste Überstunde. Gut für ihr Bankkonto, weniger gut für alles andere. Sie stand in der Sonne, blinzelte und reckte sich; dann entdeckte sie mich auf der anderen Straßenseite und war im ersten Moment sichtlich verblüfft. Sie stieß den Kerl neben ihr mit dem Ellbogen an, sagte etwas und zeigte dabei auf mich. Ich war zu weit entfernt, um hören zu können, was sie redete, aber ihre Körpersprache schrie förmlich: *He, dort drüben steht er!* Und die Heftigkeit ihrer Reaktion

setzte ein großes Ausrufezeichen dahinter.

Die Männer in den Anzügen blickten automatisch nach links, um nach dem Verkehr zu sehen, was darauf hindeutete, dass sie aus New York waren. Ungerade Straßen verlaufen in Ost-West-Richtung, gerade von Westen nach Osten. Das wussten sie instinktiv, deshalb stammten sie von hier. Aber sie benutzten mehr das Auto als ihre Füße, denn sie vergaßen zu kontrollieren, ob Radkuriere entgegen der Fahrtrichtung unterwegs waren. Sie rannten einfach über die Straße, wichen Autos aus, hetzten weiter, teilten sich und kamen von zwei Seiten auf mich zu, was mir bewies, dass sie gewisse Einsatzerfahrung besaßen und es eilig hatten. Sie trugen schwarze Schuhe und blaue Krawatten. Die linke Seite ihrer Jacketts war leicht ausgebeult. Rechtshändige Agenten mit Schulterhalftern. Die beiden waren Ende dreißig, Anfang vierzig. Auf dem Gipfel ihrer Leistungsfähigkeit. Keine Anfänger mehr, keine abgehalfterten Größen, die nur noch das Gnadenbrot erhielten.

Als sie bemerkten, dass ich offenbar nicht flüchten wollte, wurden sie etwas langsamer und kamen nur noch in raschem Gehtempo auf mich zu. FBI, dachte ich, mehr Cops als Paramilitärs. Sie zeigten keine Dienstaussweise vor, setzten einfach voraus, dass ich wusste, wer sie waren.

»Wir müssen mit Ihnen reden«, sagte der links stehende Mann.

»Ich weiß«, entgegnete ich.

»Woher?«

»Weil Sie sich so rasch durch den Verkehr geschlängelt haben, um herzukommen.«

»Wissen Sie auch, warum?«

»Keine Ahnung. Außer Sie wollen mir nach meinem traumatischen Erlebnis professionelle Hilfe anbieten.«

Der Kerl machte ein finsternes Gesicht, als wäre er kurz davor, mich wegen meines Sarkasmus zurechtzuweisen. Dann veränderte sich sein Gesichtsausdruck etwas, und er sagte mit humorlosem Lächeln: »Okay, ich will Ihnen einen professionellen Rat geben. Beantworten Sie uns

ein paar Fragen, und vergessen Sie dann, dass Sie jemals in dieser U-Bahn waren.«

»In welcher U-Bahn?«

Der Typ wollte schon antworten, aber dann hielt er doch den Mund, weil ihm aufging, dass ich ihn auf den Arm genommen hatte.

»Welche Fragen?«, sagte ich.

»Wie lautet Ihre Telefonnummer?«, wollte er wissen.

»Ich habe kein Telefon«, antwortete ich.

»Nicht mal ein Handy?«

»Vor allem kein Handy.«

»Tatsächlich?«

»Ich bin dieser Kerl«, sagte ich. »Glückwunsch. Sie haben mich gefunden.«

»Welcher Kerl?«

»Der einzige Mensch der Welt, der kein Handy besitzt.«

»Sind Sie Kanadier?«

»Warum sollte ich Kanadier sein?«

»Von der Kriminalbeamtin wissen wir, dass Sie Französisch sprechen.«

»Viele Leute sprechen Französisch. In Europa gibt's ein ganzes Land davon.«

»Sind Sie Franzose?«

»Meine Mutter war Französin.«

»Wann waren Sie zuletzt in Kanada?«

»Kann ich nicht genau sagen. Bestimmt schon ein paar Jahre her.«

»Wissen Sie das sicher?«

»Ziemlich sicher.«

»Haben Sie Freunde oder Bekannte in Kanada?«

»Nein.«

Der Kerl verstummte. Theresa Lee stand noch immer auf dem Gehsteig vor dem Eingang des 14. Polizeireviers. Sie beobachtete uns in der Sonne stehend über die Ninth Avenue hinweg. Der andere Typ sagte: »Das war bloß ein Selbstmord in der U-Bahn. Schlimm, aber nicht der Rede wert. Scheiße passiert eben. Alles klar?«

Ich fragte: »Sind wir fertig?«

»Hat sie Ihnen etwas gegeben?«

»Nein.«

»Wissen Sie das bestimmt?«



»Ganz bestimmt. Sind wir fertig?«

Der Kerl fragte: »Was haben Sie als Nächstes vor?«

»Ich reise ab.«

»Wohin?«

»Anderswohin.«

Der Kerl nickte. »Okay, wir sind fertig. Hauen Sie ab.«

Ich blieb, wo ich war, und verfolgte, wie sie zu ihrem Wagen zurückgingen, einstiegen, auf eine Lücke im Verkehr warteten, sich einordneten und davonfuhren.

Theresa Lee stand immer noch auf dem Gehsteig.

Ich überquerte die Straße, schlängelte mich zwischen zwei blau-weißen Streifenwagen hindurch zum Gehsteig und blieb so in ihrer Nähe stehen – weit genug entfernt, um respektvoll zu wirken, nahe genug, um gehört zu werden –, dass ich die Sonne im Rücken hatte. Ich fragte: »Was hatte das alles zu bedeuten?«

Lee antwortete: »Sie haben Susan Marks Wagen

gefunden. Er war weit drunten in SoHo geparkt. Heute Morgen ist er dort abgeschleppt worden.«

»Und?«

»Sie haben ihn natürlich durchsucht.«

»Wieso natürlich? Sie machen ziemlich viel Wirbel um etwas, das ihrer Behauptung nach nicht der Rede wert ist.«

»Sie behalten ihre Gedanken für sich. Jedenfalls uns gegenüber.«

»Was haben sie gefunden?«

»Einen Zettel mit einer Zahl, die sie für eine Telefonnummer halten. Wie eine hastig hingekritzelte Notiz. Zusammengeknüllt wie ein weggeworfener Zettel.«

»Was war das für eine Nummer?«

»Sie hatte 600 als Vorwahl, was ein kanadischer Handydienst sein soll. Irgendein spezielles Netzwerk. Dann eine Nummer, dann der Buchstabe D wie ein Kürzel.«

»Sagt mir nichts«, erwiderte ich.

»Mir auch nicht. Außerdem glaube ich nicht, dass es sich überhaupt um eine Telefonnummer

handelt. Sie ist um eine Ziffer zu kurz.«

»Ein spezieller Dienst braucht vielleicht keine Standardnummer.«

»Sie sieht nicht richtig aus.«

»Wie sieht sie denn aus?«

Sie antwortete, indem sie ein kleines Notizbuch aus der Hüfttasche zog. Kein dienstlich gestelltes Notizbuch. Es hatte steife schwarze Deckel, um die ein Gummiband geschlungen war. Es sah leicht gebogen aus, als hätte sie es ständig in der Tasche. Sie streifte das Gummiband ab, schlug das Buch auf und zeigte mir eine cremeweiße Seite, auf der in sauberer Schrift 600-82219-D stand. Ihre Handschrift, vermutete ich. Nur Informationen, kein Faksimile. Keine exakte Reproduktion der hingekritzelten Notiz.

*600-82219-D.*

»Fällt Ihnen irgendwas auf?«, fragte sie.

Ich sagte: »Vielleicht haben kanadische Handys längere Nummern.« Ich wusste, dass Netzbetreiber in aller Welt sich Sorgen machten, ihnen könnten die Nummern ausgehen. Durch Hinzufügen einer

weiteren Ziffer ließ sich die Kapazität eines Netzes verzehnfachen. Dreißig Millionen statt drei. Allerdings hatte Kanada keine sehr große Bevölkerung. Ein riesiges, aber weitgehend unbewohntes Land. Ungefähr dreiunddreißig Millionen Einwohner, dachte ich. Weniger als Kalifornien. Und Kalifornien kam mit normalen Handynummern aus.

Lee sagte: »Das ist keine Telefonnummer, sondern etwas anderes. Ein Code oder eine Seriennummer. Oder ein Aktenzeichen. Diese Leute vergeuden nur ihre Zeit.«

»Vielleicht hat es gar keine Verbindung mit dieser Sache. Müll im Auto kann alles Mögliche sein.«

»Nicht mein Problem.«

Ich fragte: »Hatte sie Gepäck im Wagen?«

»Nein. Nichts außer dem üblichen Müll, der sich in Autos ansammelt.«

»Also sollte das Ganze ein schneller Trip sein. Rein und raus.«

Lee gähnte und gab keine Antwort. Sie war

müde.

Ich fragte: »Haben diese Männer mit Susans Bruder gesprochen?«

»Weiß ich nicht.«

»Er scheint alles unter den Teppich kehren zu wollen.«

»Verständlich«, meinte Lee. »Es gibt immer einen Grund, und der ist nie sehr ansprechend. Jedenfalls ist das meine Erfahrung.«

»Schließen Sie die Akte?«

»Sie ist bereits geschlossen.«

»Sind Sie damit zufrieden?«

»Wieso sollte ich das nicht sein?«

»Statistik«, sagte ich. »Achtzig Prozent aller Selbstmorde werden von Männern verübt. An der Ostküste sind Selbstmorde weit seltener als an der Westküste. Und der Ort, an dem sie sich erschossen hat, war höchst ungewöhnlich.«

»Aber sie hat's getan. *Sie* haben sie gesehen. Daran besteht kein Zweifel. Das kann niemand bestreiten. Es war kein raffiniert getarnter Mord.«

»Vielleicht ist sie dazu getrieben worden.

Vielleicht war das ein Mord aus der Ferne.«

»Dann sind das alle Selbstmorde.«

Sie sah nach beiden Richtungen die Avenue entlang, wollte gehen und war zu höflich, um das auszusprechen. Ich sagte: »Nun, war nett, Sie kennenzulernen.«

»Sie reisen ab?«

Ich nickte. »Ich fahre nach Washington.«

## 20

Ich nahm den Zug von der Penn Station. Wieder ein öffentliches Verkehrsmittel. Dorthin zu gelangen war spannend. Ich musste mich nur drei Straßenblocks weit durch Menschenmassen schieben, aber ich achtete unterwegs ständig auf Leute, die auf den Bildschirm ihres Handys starrten, und hatte den Eindruck, alle Welt halte irgendein aufgeklapptes elektronisches Gerät in der Hand. Aber ich kam heil an und löste eine Fahrkarte, die ich bar bezahlte.

Der Zug selbst war voll besetzt und ganz anders als die U-Bahn. Alle Fahrgäste hatten Sitze in Fahrtrichtung und waren hinter hohen Lehnen verborgen. Die einzigen Menschen, die ich sehen konnte, waren die in meiner Reihe. Die Frau, die neben mir saß, und zwei Männer auf der anderen Seite des Mittelgangs. Ich hielt alle drei für Anwälte. Nicht gerade Staranwälte. Eher aus der

zweiten oder dritten Riege, vermutlich wichtige Mitarbeiter, die ein hektisches Leben führten. Jedenfalls keine Selbstmordattentäter. Die beiden Männer waren frisch rasiert, und alle drei wirkten leicht gereizt, aber sonst ließ nichts die Alarmglocken schrillen. Allerdings war der Amtrak nach Washington auch kein Objekt für Selbstmordattentäter, sondern wie geschaffen für eine Kofferbombe. In der Penn Station wird der Bahnsteig erst in letzter Minute bekanntgegeben. Die Menge drängt sich in der Bahnhofshalle und strömt dann zum Bahnsteig hinunter und stürmt den Zug. Sicherheitskontrollen gibt es keine. In den Gepäckablagen stapeln sich identische schwarze Rollkoffer. Irgendein Kerl könnte leicht in Philadelphia aussteigen, seinen Koffer zurücklassen und ihn etwas später per Handy detonieren lassen, wenn der Zug ohne ihn in die Union Station, mitten im Herzen der Hauptstadt, einfährt.

Doch wir kamen ohne Zwischenfälle an, und ich gelangte unbeschadet auf die Delaware Avenue.



Washington war so heiß wie New York, aber feuchter. Die Gehsteige waren mit kleinen Touristengruppen gesprenkelt. Hauptsächlich Familien, pflichtbewusste Eltern, misshandelte Kinder, alle in Shorts und bunten T-Shirts, Stadtpläne in den Händen, Kameras einsatzbereit. Allerdings sah auch ich nicht gerade elegant aus und war kein guter Kenner der Stadt. Ich hatte öfter dort gearbeitet, aber immer am linken Flussufer. Aber ich wusste, wohin ich wollte. Mein Ziel war unverkennbar und ragte direkt vor mir auf: das Kapitol. Es war errichtet worden, um Eindruck zu machen. Ausländische Diplomaten hatten es in der ersten Zeit der jungen Republik besuchen und die Überzeugung mitnehmen sollen, die neue Nation werde eine wichtige Rolle spielen. Diesen Zweck hatte das Kapitol erfüllt. Ihm gegenüber an der Independence Avenue standen Verwaltungsgebäude mit den Büros von Abgeordneten und Senatoren. Aus früheren Jahren, in denen ich als Ermittler manchmal vor Ausschüssen hatte aussagen müssen, hatte ich noch eine Ahnung von Kongresspolitik.

So wusste ich beispielsweise, dass im Rayburn Building lauter alte Hasen residierten, die schon ewig in Washington waren. Ich rechnete mir aus, dass ein relativer Neuling wie Sansom stattdessen im Cannon Building untergebracht sein würde. Angesehen, aber nicht allererste Sahne.

Das Cannon Building an der Kreuzung Independence Avenue und First Street stand der entfernten Ecke des Kapitols geduckt gegenüber, als huldigte es ihm oder stellte eine Bedrohung dar. Am Eingang fanden strenge Sicherheitskontrollen statt. Ich fragte einen Mann in Uniform, ob Mr Sansom aus North Carolina da sei. Er sah auf einer Liste nach und bejahte. Ich fragte, ob es möglich sei, ihm durch Boten eine Mitteilung überbringen zu lassen. Der Uniformierte bejahte auch das. Er gab mir einen Bleistift, ein Blatt Notizpapier mit dem Aufdruck *Cannon House* und einen Briefumschlag.

Den Umschlag adressierte ich an *Major John T. Sansom, US Army, Retired* und fügte Ort und Zeit hinzu. Auf das Blatt schrieb ich: *Heute Morgen um*

*zwei Uhr habe ich eine Frau mit Ihrem Namen auf den Lippen sterben sehen.* Nicht ganz wahr, aber ziemlich nahe an der Wahrheit. Ich fügte hinzu: *Treppe vor der Kongressbibliothek in einer Stunde.* Dann unterschrieb ich mit *Major Jack-ohne-Reacher, US Army, Retired.* Ganz unten konnte man ein Kästchen ankreuzen. Daneben wurde gefragt: *Sind Sie aus meinem Wahlkreis?* Ich kreuzte das Kästchen an. Nicht ganz zu Recht, denn ich wohnte nicht in Sansoms Wahlkreis – aber auch in keinem der übrigen 434 Wahlkreise. Und ich war dreimal in North Carolina stationiert gewesen. Daraus leitete ich meine Berechtigung ab. Ich klebte den Umschlag zu, gab ihn ab und ging nach draußen, um zu warten.

## 21

Ich schlenderte in der Hitze auf der Independence Avenue bis zum National Air and Space Museum, machte dort kehrt und ging zur Kongressbibliothek. Nach fünfzig Minuten setzte ich mich auf die große Treppe. Der Stein war warm. Hinter den Türen über mir standen Uniformierte, aber keiner von ihnen kam heraus. Auf der Liste potenzieller Anschlagziele in Washington musste die Bibliothek ziemlich weit unten stehen.

Ich wartete.

Ich rechnete nicht damit, dass Sansom selbst auftauchen, sondern dass er Mitarbeiter schicken würde. Vielleicht nur Wahlhelfer. Wie viele aufkreuzen und wie alt sie sein würden, ließ sich unmöglich sagen. Vermutlich ein bis vier Personen, vielleicht zwischen Jungakademiker und Profi. Ich war gespannt. Eine einzelne junge Frau würde demonstrieren, dass Sansom meine Mitteilung nicht

sehr ernst nahm. Vier ältere Mitarbeiter würden beweisen, dass er die Sache nicht auf die leichte Schulter nahm und er möglicherweise vielleicht etwas zu verbergen hatte.

Nach sechzig Minuten lief mein Ultimatum ab, aber es erschienen weder Wahlhelfer noch Mitarbeiter, weder junge noch alte. Stattdessen tauchten Sansoms Frau und der Chef seines Sicherheitsdienstes auf. Zehn Minuten nach Ablauf der Stunde traf ein nicht recht zusammenpassendes Paar ein, das aus einem Lincoln Town Car stieg, am Fuß der Treppe stehen blieb und sich umschaute. Die Frau erkannte ich von den Bildern in Sansoms Buch. In natura sah sie genauso aus, wie die Frau eines Millionärs aussehen sollte. Sie war dezent sonnengebräunt und teuer frisiert, hatte eine gute Figur und war vermutlich fünf Zentimeter größer als ihr Mann. Mit hohen Absätzen zehn. Der Typ neben ihr, vermutlich ein Delta-Veteran im Anzug, war klein, wirkte aber drahtig und zäh. Derselbe Typ wie Sansom, aber nicht so glatt wie Sansom auf seinen Fotos. Sein konservativ

geschnittener Anzug aus edlem Tuch wirkte ausgebeult und verknittert wie ein abgetragener Kampfanzug.

Die beiden standen nebeneinander, begutachteten die Leute in der näheren Umgebung und eliminierten eine Möglichkeit nach der anderen. Als nur noch ich übrig war, hob ich grüßend die Hand, stand aber nicht auf. Ich wartete, dass sie heraufkommen und ein paar Stufen unter mir haltmachen würden, sodass ich stehend einen Meter über ihre Köpfe hinwegsehen könnte. Weniger bedrohlich, wenn ich sitzen blieb. Einem Gespräch förderlicher und praktischer, was meinen Energieverbrauch betraf. Ich war müde.

Sie stiegen zu mir herauf, Mrs Sansom in eleganten Schuhen, mit denen sie präzise kleine Schritte machte, der Delta-Typ im gleichen Tempo neben ihr. Sie blieben zwei Stufen unter mir stehen und stellten sich vor. Mrs Sansom nannte sich Elspeth; der Mann stellte sich als Browning vor und sagte, er schreibe sich genau wie das automatische Gewehr, was vermutlich

einschüchternd wirken sollte. Er war mir unbekannt. In Sansoms Buch hatte ich ihn nicht gesehen. Danach erzählte er mir praktisch seinen Lebenslauf: Militärdienst an der Seite Sansoms, dann Leiter des Sicherheitsdienstes in Sansoms Firmen und danach Sansoms Sicherheitschef in seiner Zeit als Abgeordneter – eine Aufgabe, die er in Zukunft auch für Senator Sansom übernehmen würde. Die ganze Präsentation handelte von Loyalität. Die Ehefrau und der treue Diener. Ich sollte nicht den geringsten Zweifel daran hegen, wo ihre Loyalität lag. Das war natürlich ein gewisser Overkill. Allerdings imponierte mir Sansoms Entschluss, seine Frau herzuschicken. Die meisten Skandale kommen erst richtig in Fahrt, wenn ein Kerl etwas tut, von dem seine Frau nichts weiß. Sie von Anfang an mit einzubeziehen war eine klare Aussage.

Sie sagte: »Wir haben schon viele Wahlen gewonnen und werden auch weitere gewinnen. Was Sie versuchen, haben schon ein Dutzend Leute vor Ihnen versucht. Alle hatten keinen Erfolg, und

auch Sie werden keinen haben.«

Ich erklärte: »Ich versuche überhaupt nichts. Und mir ist egal, wer Wahlen gewinnt. Eine Frau ist gestorben, und ich will den Grund dafür wissen, das ist alles.«

»Welche Frau?«

»Eine kleine Angestellte aus dem Pentagon. Sie hat sich letzte Nacht in der New Yorker U-Bahn in den Kopf geschossen.«

Elspeth Sansom sah zu Browning, der nickend sagte: »Ich hab's online gelesen. In der *New York Times* und der *Washington Post*. Es ist zu spät passiert, um in die Druckausgaben zu kommen.«

»Kurz nach zwei Uhr morgens«, sagte ich.

Elspeth Sansom richtete den Blick wieder auf mich und fragte: »Was hatten Sie damit zu tun?«

»Augenzeuge«, antwortete ich.

»Und sie hat den Namen meines Mannes erwähnt?«

»Das ist etwas, das ich mit ihm besprechen muss. Oder mit der *New York Times* und der *Washington Post*.«



»Soll das eine Drohung sein?«, fragte Browning.  
»Es ist wohl eine«, erwiderte ich. »Was wollen Sie dagegen tun?«

»Merken Sie sich eines«, sagte er. »Was John Sansom im Leben geleistet hat, erreicht man nicht, wenn man weich ist. Und ich bin auch nicht weich, genauso wenig wie Mrs Sansom.«

»Klasse«, sagte ich. »Damit steht fest, dass keiner von uns ein Weichei ist. Tatsächlich sind wir alle hart wie Granit. Machen wir also weiter. Wann bekomme ich Ihren Boss zu sehen?«

»Was waren Sie in der Army?«

»Die Art Soldat, vor der sogar Sie hätten Angst haben sollen. Nur hatten Sie vermutlich keine. Aber das spielt keine Rolle. Ich habe nicht die Absicht, jemandem zu schaden – außer er hätte es verdient, versteht sich.«

Elspeth Sansom sagte: »Heute Abend, neunzehn Uhr.« Sie nannte den Namen eines Restaurants am Dupont Circle. »Mein Mann hat fünf Minuten Zeit für Sie.« Dann musterte sie mich wieder und meinte: »Kommen Sie nicht in diesen Klamotten,

sonst lässt man Sie nicht rein.«

Sie stiegen wieder in ihr Town Car und verschwanden. Nun musste ich drei Stunden Zeit totschlagen. Ich hielt an der Ecke 18th Street und Massachusetts Avenue ein Taxi an und ließ mich zu einem Geschäft fahren, in dem ich mir eine schlichte blaue Hose und ein blau kariertes Hemd mit offenem Kragen kaufte. Dann ging ich zu Fuß zu dem Hotel weiter, das ich zwei Blocks südlicher in der 18th Street gesehen hatte. Es war groß und ziemlich luxuriös, aber für kleine inoffizielle Erfrischungen sind große Luxushotels am besten geeignet. Ich durchquerte die Hotelhalle, ohne aufgehalten zu werden, fuhr mit dem Lift in eine willkürlich ausgewählte Etage hinauf und ging den Korridor entlang, bis ich ein Zimmermädchen fand, das ein leeres Zimmer putzte. Inzwischen war es fast siebzehn Uhr. Folglich würde das Zimmer diese Nacht leer bleiben. Vielleicht auch in der folgenden Nacht. Große Hotels sind selten zu hundert Prozent ausgebucht. Und außerdem behandeln sie ihre Zimmermädchen schlecht.

Deshalb war die Frau gern bereit, dreißig Dollar in bar zu nehmen und eine halbe Stunde Pause zu machen. Ich vermutete, dass sie mit dem nächsten Zimmer auf ihrer Liste anfangen und später zurückkommen würde.

Sie war noch nicht beim Bad angelangt, und an dem verchromten Halter hingen noch zwei Handtücher. Kein Gast kann jemals die vielen Handtücher benutzen, die ein großes Hotel bereitstellt. Neben dem Waschbecken lag ein noch verpacktes Stück Seife, und in der Dusche stand eine halb volle Flasche Shampoo. Ich putzte mir die Zähne und duschte lange. Dann trocknete ich mich ab, zog meine neuen Sachen an, wechselte den Tascheninhalt und stopfte die alten Klamotten in den Abfallkorb im Bad. Dreißig Dollar für das Zimmer. Billiger als ein Wellness-Center. Und schneller. Ich war in achtundzwanzig Minuten wieder auf der Straße.

Ich schlenderte zum Dupont Circle und spähte das Restaurant aus. Afghanische Küche, in einem Vorhof Tische unter freiem Himmel, weitere Tische

drinnen hinter einer Holztür. Der Laden sah aus, als würde er sich später mit Promis füllen, die bereit waren, zwanzig Dollar für einen Appetizer zu zahlen, der auf den Straßen von Kabul zwanzig Cent kostete. Mit dem Essen war ich einverstanden, aber nicht mit den Preisen. Ich rechnete mir aus, dass ich mit Sansom reden und später anderswo essen würde.

Ich ging auf der P Street nach Westen zum Rock Park und kletterte bis fast zum Wasser hinunter. Ich hockte mich auf einen breiten flachen Stein und hörte den Bach unter und den Verkehr über mir. Mit der Zeit wurde der Verkehr lauter und das Wasser leiser. Als die Uhr in meinem Kopf fünf vor sieben anzeigte, kletterte ich wieder nach oben und machte mich auf den Weg zum Restaurant.

Um sieben Uhr abends wurde es in Washington dunkel, und alle Gebäude am Dupont Circle waren strahlend hell erleuchtet. In dem afghanischen Restaurant hing der ganze Vorhof voller Papierlaternen. Der Randstein war mit Limousinen zugeparkt. Die meisten Tische unter freiem Himmel waren schon besetzt. Aber nicht von Sansom und seinen Gästen. Ich sah dort nur junge Männer in Anzügen und junge Frauen in Kostümen. Sie saßen zu zweit, zu dritt oder zu viert beieinander, telefonierten mit ihren Handys, lasen E-Mails auf ihren BlackBerrys, holten Schriftstücke aus Aktenkoffern und stopften sie wieder hinein. Ich vermutete, dass sich Sansom im Lokal, hinter der massiven Holztür, aufhielt.

Vor dem Eingang war an einem kleinen Pult auf dem Gehsteig eine Hostess postiert, aber bevor ich

sie erreichte, drängte Browning sich durch eine Gruppe von Gästen und baute sich vor mir auf. Er nickte zu einem schwarzen Town Car hinüber, das zwanzig Meter von uns entfernt parkte, und sagte: »Mitkommen.«

Ich fragte: »Wohin? Ich dachte, Sansom sei hier.«

»Denken Sie doch mal nach. Er würde nie in einem Lokal dieser Art speisen. Und wir würden ihn nicht hingehen lassen, selbst wenn er wollte. Demografisch verkehrt, zu unsicher.«

»Wozu haben Sie mich dann herbestellt?«

»Wir mussten irgendeinen Treffpunkt vereinbaren.« Browning stand da, als wäre es ihm völlig egal, ob ich mitkam oder nicht. Ich sagte: »Wo ist er also?«

»In der Nähe. Er hat eine Besprechung. Aber bevor sie beginnt, hat er fünf Minuten Zeit für Sie.«

»Okay«, sagte ich. »Fahren wir.«

In dem Town Car saß ein Chauffeur. Der Motor lief bereits. Browning und ich stiegen hinten ein.

Der Mann lenkte den Wagen aus der Parklücke, umrundete den Dupont Circle fast ganz und bog dann nach Südwesten auf die New Hampshire Avenue ab. Wir passierten die Historical Society. Soweit ich mich erinnerte, kam an der New Hampshire Avenue nicht mehr viel außer einer Reihe von Hotels und dann die George Washington University.

Wir hielten bei keinem der Hotels. Auch nicht bei der George Washington University. Stattdessen fuhren wir in raschem Tempo nach rechts auf die Virginia Avenue, dann ein paar hundert Meter weiter, bevor wir ins Watergate abbogen. In den berühmten alten Komplex. Den berühmigten Tatort. Der Fahrer hielt vor einem Bürogebäude. Browning blieb sitzen. Er sagte: »Grundsätzlich gelten folgende Regeln. Ich bringe Sie hinauf. Sie gehen allein hinein. Aber ich warte gleich vor der Tür. Alles klar?«

Ich nickte. Wir waren uns einig. An einem Schreibtisch im Foyer des Gebäudes saß ein Wachmann, der uns jedoch nicht beachtete. Wir

betraten den Lift. Browning drückte den Knopf für die vierte Etage. Oben stiegen wir aus und gelangten über sechs Meter grauen Teppichboden zu einer Tür, an der *Universal Research* stand. Ein nichtssagender Firmenname, eine grau lackierte Holztür. Browning öffnete sie und ließ mir den Vortritt. Ich sah einen Empfangsbereich mittlerer Preisklasse. Eine nicht besetzte Empfangstheke, vier niedrige Ledersessel, links und rechts eine Tür zu inneren Büros. Browning deutete auf die linke und erklärte: »Anklopfen und reingehen. Ich warte hier auf Sie.«

Ich ging zu der linken Tür, klopfte an und trat ein.

In dem inneren Büro warteten drei Männer auf mich.

Keiner von ihnen war Sansom.



Das Büro war ein großer, nur spärlich möblierter Raum. Die drei Männer waren die Federal Agents, die nach New York gekommen waren, um mich auf dem 14. Polizeirevier zu vernehmen. Sie schienen über dieses Wiedersehen nicht erfreut zu sein. Anfangs sagten sie nichts, stattdessen zog ihr Boss einen kleinen silbernen Gegenstand aus der Tasche. Ein digitales Diktiergerät von Olympus. Er drückte eine Taste, dann folgte eine kurze Pause, nach der ich seine Stimme fragen hörte: »Hat sie Ihnen etwas erzählt?« Die Worte klangen verzerrt und durch Echos gestört, aber ich erkannte sie wieder. Aus der Befragung um fünf Uhr an diesem Morgen. Ich müde auf dem Stuhl, die drei Kerle hellwach vor mir stehend, der Geruch von Schweiß, Angst und bitterem Kaffee in der Luft.

Ich hörte mich antworten: »Nichts von Belang.«  
Der Mann drückte auf eine weitere Taste, um die

Wiedergabe der Aufzeichnung zu beenden. Er steckte das Gerät wieder ein und zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus einer anderen Tasche. Ich erkannte es sofort. Es war der Briefbogen, den der Sicherheitsbeamte mir im Foyer des Cannon Building gegeben hatte. Der Mann faltete ihn auseinander und las laut vor, was ich geschrieben hatte. »Heute Morgen um zwei Uhr habe ich eine Frau mit Ihrem Namen auf den Lippen sterben sehen.« Dann hielt er mir das Blatt hin, damit ich meine eigene Schrift sehen konnte.

Er sagte: »Sie hat Ihnen etwas von Belang erzählt. Sie haben staatliche Ermittler belogen. Dafür können Leute ins Gefängnis kommen.«

»Aber nicht ich«, entgegnete ich.

»Glauben Sie? Was macht Sie zu etwas Besonderem?«

»Nichts. Aber was macht Sie zu staatlichen Ermittlern?«

Der Mann gab keine Antwort.

Ich sagte: »Sie können nicht beides haben. Woher soll ich wissen, wer Sie sind, wenn Sie ein

Mantel-und-Degen-Stück aufführen und sich weigern, mir Ihre Dienstaussweise zu zeigen? Vielleicht sind Sie Büroangestellte der NYPD, die früh zur Arbeit gekommen sind und sich ein bisschen die Zeit vertreiben wollten. Und es ist nicht verboten, Zivilisten zu belügen. Sonst säßen Ihre Bosse alle im Gefängnis.«

»Wir haben Ihnen gesagt, wer wir sind.«

»Leute behaupten alles Mögliche.«

»Sehen wir wie Büroangestellte aus?«

»Für mich schon. Und vielleicht habe ich gar nicht Sie belogen. Vielleicht habe ich Sansom belogen.«

»Was war's also?«

»Das ist meine Sache. Ich habe noch immer keinen Dienstaussweis gesehen.«

»Was genau machen Sie hier in Washington? Was wollen Sie von Sansom?«

»Auch das ist meine Sache.«

»Wollen Sie ihm Fragen stellen?«

»Ist es etwa strafbar, Leuten Fragen zu stellen?«

»Sie waren ein Zeuge. Jetzt stellen Sie selbst

Ermittlungen an?«

»Wir leben in einem freien Land.«

»Sansom kann es sich nicht leisten, Ihnen irgendetwas zu erzählen.«

»Vielleicht«, sagte ich. »Vielleicht auch nicht.«

Der Mann machte eine kurze Pause, dann fragte er: »Mögen Sie Tennis?«

Ich sagte: »Nein.«

»Sie haben von Jimmy Connors gehört? Björn Borg? John McEnroe?«

Ich sagte: »Tennisspieler aus vergangenen Zeiten.«

»Was würde passieren, wenn sie nächstes Jahr bei den US Open mitspielen würden?«

»Keine Ahnung.«

»Sie würden kein Bein mehr auf die Erde kriegen. Sie bekämen ihren Kopf auf einem Silbertablett serviert. Sogar die Frauen würden sie schlagen. In ihrer Zeit waren sie große Champions, aber jetzt sind sie alte Männer aus einer ganz anderen Ära. Die Zeit steht nicht still. Das Spiel ändert sich. Verstehen Sie, was ich meine?«

Ich sagte: »Nein.«

»Wir haben Ihre Personalakte eingesehen. In grauer Vorzeit waren Sie ein toller Hecht. Aber dies ist jetzt eine neue Welt. Die geht weit über Ihren Horizont.«

Ich sah mich nach der Tür um. »Ist Browning noch dort draußen? Oder hat er mich hier nur abgesetzt?«

»Wer ist Browning?«

»Der Kerl, der mich hergebracht hat. Sansoms Kerl.«

»Der ist weg. Und er heißt natürlich nicht Browning. Sie sind wirklich ein ahnungsloses Lamm.«

Ich schwieg. Hörte nur das Wort *Lamm* und musste dabei an Jacob Mark und seinen Neffen Peter denken. *Eine Frau aus einer Bar. Eine absolute Traumfrau. Peter ist mit ihr weggefahren.*

Einer der beiden anderen Männer sagte: »Wir wollen, dass Sie aufhören, den Ermittler zu spielen. Wir wollen, dass Sie weiter nur Zeuge

bleiben. Wir müssen wissen, wie Sansoms Name mit der Toten zusammenhängt. Sie verlassen diesen Raum nicht, bevor wir das herausgefunden haben.«

Ich sagte: »Ich verlasse diesen Raum genau dann, wenn's mir passt. Um mich irgendwo gegen meinen Willen festzuhalten, braucht es mehr als drei Büroangestellte.«

»Angeber.«

Ich sagte: »Sansoms Name ist ohnehin schon in Umlauf. Ich habe ihn in New York von vier Leuten eines privaten Sicherheitsdienstes gehört.«

»Wer waren sie?«

»Vier Typen in Geschäftsanzügen und mit einer gefälschten Visitenkarte.«

»Ist das alles, was Ihnen einfällt? Eine ziemlich dünne Story. Ich glaube, dass Sie den Namen von Susan Mark gehört haben.«

»Wieso kümmert Sie das überhaupt? Was könnte eine kleine HRC-Angestellte wissen, das einem Mann wie Sansom schaden würde?«

Niemand sprach, aber das Schweigen war äußerst merkwürdig. Es schien in sich eine

unausgesprochene Antwort zu tragen, die wie eine sich auf verrückte Weise spiralförmig drehende Sprechblase aufstieg, in der stand: *Es ist nicht nur Sansom, um den wir uns Sorgen machen, es ist die Army, es ist das Militär, es ist die Vergangenheit, es ist die Zukunft, es ist die Regierung, es ist das Land, es ist die ganze weite Welt, es ist das ganze gottverdammte Universum.*

Ich fragte: »Wer seid ihr Jungs?«

Keine Antwort.

Ich sagte: »Was, zum Teufel, hat Sansom damals gemacht?«

»Wann damals?«

»In seinen siebzehn Dienstjahren.«

»Was glauben Sie?«

»Immerhin vier Geheimunternehmen.«

Danach herrschte Schweigen.

Der Chefagent fragte: »Woher wissen Sie von Sansoms Einsätzen?«

Ich sagte: »Ich habe sein Buch gelesen.«

»Die stehen nicht in seinem Buch.«

»Aber seine Beförderungen und

Auszeichnungen. Ohne klare Erläuterungen, womit er sie sich verdient hat.«

Keiner sprach.

Ich erklärte: »Susan Mark hat nichts gewusst. Sie kann gar nichts gewusst haben. Das ist einfach nicht möglich. Sie hätte das HRC ein Jahr lang auf den Kopf stellen können, ohne auch nur den geringsten Hinweis zu finden.«

»Aber jemand hat sie angesprochen.«

»Und wenn schon? Kein Schaden, kein Foul.«

»Wir wollen wissen, wer das war, das ist alles. Wir behalten solche Dinge gern im Auge.«

»Ich weiß nicht, wer das gewesen ist.«

»Aber Sie wollen es offenbar rauskriegen. Wären Sie sonst hier?«

»Ich habe gesehen, wie sie sich erschossen hat. Das war nicht schön.«

»Das ist es nie. Aber kein Grund, sentimental zu werden. Oder in Schwierigkeiten zu geraten.«

»Machen Sie sich Sorgen um mich?«

Keiner antwortete.

»Oder macht Ihnen Sorgen, dass ich etwas



herauskriegen könnte?«

Der dritte Mann sagte: »Wie kommen Sie darauf, dass diese beiden Sorgen unterschiedlich sind? Vielleicht sind sie identisch. Kriegen Sie etwas heraus, werden Sie lebenslänglich eingesperrt. Oder geraten ins Kreuzfeuer.«

Ich schwieg. In dem Raum herrschte wieder Stille.

Der Chefagent sagte: »Eine letzte Chance. Beschränken Sie sich darauf, Zeuge zu sein. Hat die Frau den Namen Sansom erwähnt oder nicht?«

»Nein«, sagte ich. »Das hat sie nicht.«

»Aber sein Name ist trotzdem ins Gerede gekommen.«

»Ja«, antwortete ich. »Das ist er.«

»Und Sie wissen nicht, wer Susan Mark angesprochen hat?«

»Nein«, sagte ich. »Das weiß ich nicht.«

»Okay«, sagte der Kerl. »Vergessen Sie uns jetzt, und verschwinden Sie. Wir wollen Ihr Leben nicht komplizierter machen.«

»Aber?«

»Wir tun's, wenn es sein muss. Wissen Sie noch, welche Schwierigkeiten Sie Leuten machen konnten, als Sie noch beim 110th waren? Heute sind sie viel, viel schlimmer. Hundertmal schlimmer. Seien Sie also clever. Wollen Sie spielen, bleiben Sie in der Altherrenliga. Lassen Sie die Finger von dieser Sache. Das Spiel ist anders geworden.«

Sie ließen mich gehen. Ich fuhr mit dem Lift nach unten, ging an dem Türsteher vorbei hinaus auf eine breite asphaltierte Fläche und betrachtete den langsam vorbeifließenden Potomac River. Reflektierte Lichter schienen mit der Strömung zu schwimmen. Ich musste wieder an Elspeth Sansom denken. Sie beeindruckte mich. *Kommen Sie nicht in diesen Klamotten, sonst lässt man Sie nicht rein.* Eine perfekte Täuschung. Sie hatte mich gekonnt reingelegt. Und ich hatte mir ein Hemd gekauft, das ich weder brauchte noch wollte.

*Nicht weich.*

Das stand verdammt fest.

Die Nacht war warm, die Luft schwül und

voller Gerüche vom Fluss. Ich ging in Richtung Dupont Circle. Eineinviertel Meilen, schätzte ich. Zu Fuß zwanzig Minuten, vielleicht weniger.

Mahlzeiten in Washingtoner Restaurants dauern selten weniger als eine Stunde oder länger als zwei. Das wusste ich aus eigener Erfahrung. Deshalb ging ich davon aus, dass Sansom mit seiner Vorspeise fertig war oder bereits eine Nachspeise bestellte. Vielleicht trank er auch schon seinen Kaffee und dachte an eine Zigarre.

In dem afghanischen Restaurant hatten an etwa der Hälfte der Tische im Freien die Gäste gewechselt. Es gab neue junge Männer in Anzügen, neue junge Frauen in Kostümen. Jetzt mehr Paare als Trios und Quartette, mehr Romanze als Arbeit. Mehr lebhaftes Schwatzen, das beeindrucken sollte, und weniger Beschäftigung mit elektronischen Geräten. Ich ging einfach an der Hostess vorbei, und als sie mir etwas nachrief, sagte ich nur: »Ich bin mit dem Abgeordneten verabredet.« Ich stieß die Holztür auf, blieb auf

der Schwelle stehen und suchte das Restaurant ab. Es bestand aus einem niedrigen rechteckigen Raum mit gedämpftem Licht, würzigen Düften, lauten Gesprächen und gelegentlichem Lachen.

Sansom war nicht da.

Keine Spur von ihm, keine Spur von seiner Frau, keine Spur von dem Kerl, der sich Browning nannte, keine Gruppe von eifrigen Mitarbeitern oder freiwilligen Wahlhelfern.

Als ich wieder hinausging, blickte die Hostess mich neugierig an und fragte: »Mit wem wollten Sie sich treffen?«

Ich antwortete: »John Sansom.«

»Er ist nicht hier.«

»Offensichtlich.«

Der junge Mann an dem Tisch neben mir sagte: »North Carolina, vierzehnter Bezirk? Er ist verreist. Hat morgen ein Fundraising-Frühstück in Greensboro. Banken und Versicherungen, kein Tabak. Ich war dabei, als er meinem Chef davon erzählt hat.« Dieser letzte Satz galt nicht mir, sondern seiner Begleiterin. Vielleicht war alles,

was er gesagt hatte, für sie bestimmt gewesen. *Mein Chef*. Der Jüngling war anscheinend eine verdammt große Nummer – oder wäre gern eine gewesen.

Ich trat wieder auf den Gehsteig hinaus, blieb noch einen Augenblick stehen und machte mich dann auf den Weg nach Greensboro, North Carolina.

Ich kam dort mit einem Nachtbus an, der erst in Richmond, Virginia, dann in Raleigh, in Durham und noch einmal in Burlington halten sollte. Diese Zwischenstopps bekam ich jedoch nicht mit, weil ich die ganze Fahrt über schlief. Wir erreichten Greensboro kurz vor vier Uhr morgens. Ich ging an privaten Stellenvermittlungen und schwer gesicherten Pfandhäusern vorbei und ignorierte mehrere schmuddelige Schnellimbisse, bis ich die Art Lokal fand, die ich wollte. Für meine Wahl war nicht das Speisenangebot entscheidend. Für mich schmeckte das Essen in Schnellimbissen überall gleich. Was ich suchte, waren Telefonbücher und Ständer mit Anzeigenblättern,

weshalb ich einen weiten Marsch auf mich nahm, um beides zu finden. Das Lokal, für das ich mich entschied, machte eben erst auf. Ein Kerl in einem Unterhemd fettete den Grill ein. Kaffee tropfte in eine Glaskanne. Ich nahm die Gelben Seiten in eine Sitznische mit und schlug unter H wie Hotels nach. In Greenboro gab es davon reichlich. Die Stadt war größer, als ich vermutet hatte. Ungefähr eine Viertelmillion Einwohner.

Ich rechnete mir aus, dass ein Frühstück, bei dem Wahlspenden fließen sollten, in verhältnismäßig luxuriösem Rahmen stattfinden würde. Spender sind reich und wollen nicht für fünfhundert Dollar pro Gedeck im Red Roof Inn frühstücken. Nicht wenn sie aus Banken und Versicherungen kommen. Ich tippte auf ein Hyatt oder Sheraton. In Greensboro gab es beide. Fifty-fifty. Ich klappte die Gelben Seiten zu und begann, die Anzeigenblätter auf der Suche nach Informationen zu durchforsten. In solchen kostenlosen Blättern finden sich alle möglichen Veranstaltungshinweise.

Eine Ankündigung des Frühstücks fand ich in dem zweiten Anzeigenblatt, das ich durchblättert. Aber ich hatte mich in Bezug auf das Hotel geirrt. Nicht im Hyatt, nicht im Sheraton. Stattdessen hatte Sansom für seine Veranstaltung den Bankettsaal im Hotel O. Henry gebucht, das man vermutlich nach dem berühmten Schriftsteller aus North Carolina benannt hatte. Die Adresse war angegeben. Das Frühstück sollte um sieben Uhr morgens beginnen. Ich riss den Bericht heraus, faltete ihn zusammen und steckte ihn ein. Der Kerl hinter der Theke war mit seinen Vorbereitungen fertig und brachte mir unaufgefordert einen Becher Kaffee. Ich nahm einen kleinen Schluck. Nichts schmeckt besser als frischer Kaffee. Dann bestellte ich das größte Frühstück auf der Karte, lehnte mich zurück und sah zu, wie der Kerl es zubereitete.

Ich fuhr mit einem Taxi zum Hotel O. Henry. Ich hätte zu Fuß gehen können, und die Suche nach einem Taxi dauerte länger als die anschließende Fahrt, aber ich wollte mit Stil ankommen. Ich traf gegen sechs Uhr fünfzehn ein. Das Hotel war eine



moderne Nachbildung eines alten Grandhotels. Es schien zu keiner Kette zu gehören, was aber vermutlich nicht stimmte. Nur sehr wenige Hotels sind noch unabhängig. Seine luxuriöse Halle wirkte etwas düster und stand voller lederner Klubsessel. Ich trat mit so viel Elan und Selbstsicherheit an die Rezeption, wie das einem Mann in einem verknitterten Neunzehndollarhemd möglich war. Hinter der Theke tat eine junge Frau Dienst. Sie wirkte ein wenig unsicher, als hätte sie ihn eben erst angetreten und sich noch nicht ganz eingewöhnt. Als sie zu mir aufschaute, sagte ich: »Ich bin zu Sansoms Frühstück hier.«

Die junge Frau gab keine Antwort. Sie kämpfte darum, irgendwie zu reagieren, als hätte ich sie durch übermäßig viele Informationen in Verlegenheit gebracht. Ich sagte: »Mein Ticket sollte hier hinterlegt werden.«

»Ihr Ticket?«

»Meine Einladung.«

»Von wem?«

»Elsbeth«, antwortete ich. »Mrs Sansom, meine

ich. Oder ihr Kerl.«

»Welcher Kerl?«

»Ihr Sicherheitsmensch.«

»Mr Springfield?«

Ich lächelte in mich hinein. Auch Springfield baute automatische Gewehre – genau wie Browning. Der Mann mochte Wortspiele, was amüsant, aber ziemlich dumm war. Falsche Namen funktionieren besser, wenn sie keinerlei Bezug zur Realität haben.

Ich fragte: »Haben Sie sie heute Morgen schon gesehen?« Das war ein Versuch, raffiniert vorzugehen. Greensboro gehörte meiner Vermutung nach nicht mehr zu Sansoms Wahlkreis. Wer für den Senat kandidieren wollte, musste im ganzen Staat bekannt sein und überall Geld einsammeln. Ich rechnete mir aus, dass Sansom seinen Wahlkreis hinter sich wusste, sodass er jetzt seinen Radius erweitern konnte. Er hatte wahrscheinlich hier übernachtet, um heute früh anfangen zu können. Aber das wusste ich nicht sicher. Zu fragen, ob er schon aus seinem Zimmer heruntergekommen sei,

würde mich wie einen Idioten dastehen lassen, wenn er fünf Autominuten entfernt wohnte. Zu fragen, ob er schon angekommen sei, würde mich ebenso dumm aussehen lassen, wenn er hier im O. Henry wohnte. Also zielte ich auf Neutralität ab.

Die Frau sagte: »Meines Wissens sind sie noch oben.«

»Danke«, erwiderte ich, ging zurück in die Halle und entfernte mich so von den Aufzügen, damit sie sich in dieser Beziehung keine Sorgen zu machen brauchte. Ich wartete, bis ihr Telefon klingelte, worauf sie zu tippen begann und sich auf ihren Computerbildschirm konzentrierte; dann schlängelte ich mich unauffällig die Seitenwand entlang zu den Aufzügen und drückte den Rufknopf.

Sansom hatte bestimmt eine große Suite gebucht – und die großen Suiten lagen meist im obersten Stockwerk. Also drückte ich den Knopf mit der höchsten Zahl, die der Aufzug zu bieten hatte. Lange Sekunden später trat ich auf einen mit hochflorigem Teppichboden ausgelegten Flur hinaus und sah vor einer zweiflügligen

Mahagonitür einen uniformierten Cop in entspannter Haltung stehen. Ein Streifenpolizist der hiesigen Polizei. Nicht jung. Ein Veteran, der die ersten mühelosen Überstunden genossen hatte. Ein symbolischer Bewacher. Ich ging mit leicht bedauerndem Grinsen auf ihn zu, als wollte ich sagen: *He, Sie arbeiten, ich arbeite, was bleibt einem schließlich anderes übrig?* Ich ging davon aus, dass er heute schon einige Personen eingelassen hatte: Zimmerkellner mit Kaffee, Mitarbeiter Sansoms, die triftige Gründe für ihre Anwesenheit hatten, vielleicht auch Journalisten. Ich nickte ihm zu und sagte: »Jack Reacher für Mr Sansom«, und klopfte an die Tür. Er reagierte nicht. Beschwerde sich nicht. Stand einfach nur da wie ein Holzklotz, der er eigentlich war. Unabhängig davon, wofür Sansom kandidierte, war er nur ein Abgeordneter aus der Provinz und weit davon entfernt, effektiven Personenschutz zu erhalten.

Wenige Sekunden später wurde die Tür der Suite geöffnet. Vor mir stand Mrs Sansom. Sie war

angezogen, frisiert, geschminkt, für den Tag gerüstet.

»Hallo, Elspeth«, sagte ich. »Darf ich reinkommen?«

Hinter Elspeth Sansoms Augen sah ich das rasche, nüchterne Kalkül einer erfahrenen Politikergattin. Ihr erster Impuls: Schmeiß den Penner raus. Aber: Auf dem Flur stand ein Cop, und wahrscheinlich waren schon Medienvertreter im Haus, und bestimmt gab es Hotelpersonal in Hörweite. Und alle Einheimischen tratschten. Deshalb schluckte sie trocken und sagte: »Major Reacher, wie nett, Sie wiederzusehen«, und machte einen Schritt zur Seite, um mich eintreten zu lassen.

Die Suite war groß, wegen der Samtportieren an den Fenstern etwas düster und voller schwerer Möbel in gedämpften Farben. Es gab ein Wohnzimmer mit einer Frühstückstheke und einer offenen Tür, hinter der sich ein Schlafzimmer befinden musste. Elspeth Sansom führte mich in die Raummitte und blieb dann stehen, als wüsste sie nicht, was sie weiter mit mir anfangen solle.

Dann kam John Sansom aus dem Schlafzimmer, um nachzusehen, was all das Theater bedeutete.

Er trug eine Anzughose, ein Oberhemd, eine Krawatte und schwarze Socken. Keine Schuhe. Er sah klein aus, fast wie ein Liliputaner. Drahtiger Körperbau, schmale Schultern. Im Vergleich zum restlichen Körper wirkte sein Kopf etwas zu groß. Sein Haar war kurz geschnitten und ordentlich gebürstet. Er war braun gebrannt; seine Sonnenbräune stammte von der vielen Bewegung in der frischen Luft und nicht aus dem Sonnenstudio. Er strotzte nur so vor Reichtum, Macht, Energie und Charisma. Womit er schon viele Wahlen gewonnen hatte, war leicht zu erkennen. Ebenso offenkundig war, weshalb die Nachrichtenmagazine ihn liebten. Er schaute mich an, dann seine Frau und fragte: »Wo ist Springfield?«

Elsbeth sagte: »Er ist runtergefahren, um die Vorbereitungen zu kontrollieren. Sie müssen im Lift aneinander vorbeigefahren sein.«

Sansoms Nicken war kaum mehr als eine rasche

Auf-und-Ab-Bewegung seiner Lider. Ein erfahrener Entscheidungsträger und zugleich ein Pragmatiker, der sich nicht damit aufhielt, über verschüttete Milch zu jammern. Er sah mich an und sagte: »Sie geben nicht auf, was?«

Ich sagte: »Das habe ich noch nie getan.«

»Ist Ihnen klar, was diese Feds in Washington gesagt haben?«

»Wer waren die übrigen?«

»Diese Jungs? Sie wissen, wie das ist. Ich könnte es Ihnen sagen, aber danach müsste ich Sie umbringen. Aber sie hatten den Auftrag, Sie sehr nachdrücklich zu warnen.«

»Hat nicht gewirkt.«

»Sie haben mir Ihre Personalakte gefaxt. Ich habe ihnen gesagt, dass sie nichts ausrichten würden.«

»Sie haben mit mir geredet wie mit einem Schwachsinnigen. Und sie haben mich als zu alt bezeichnet. Dann wären *Sie* bei Weitem zu alt.«

»Ich bin bei Weitem zu alt. Jedenfalls für viel von diesem Scheiß.«



»Haben Sie zehn Minuten Zeit?«

»Ich kann Ihnen fünf geben.«

»Haben Sie Kaffee?«

»Sie vergeuden Ihre Zeit.«

»Wir haben jede Menge Zeit. Bestimmt mehr als fünf Minuten. Sogar mehr als zehn. Sie müssen bloß noch Schuhe anziehen und ins Jackett schlüpfen. Wie lange kann das dauern?«

Sansom zuckte mit den Schultern, trat an die Frühstücksbar und goss mir eine Tasse Kaffee ein. Er gab sie mir und sagte: »Machen wir's kurz. Ich weiß, wer Sie sind und warum Sie hier sind.«

»Haben Sie Susan Mark gekannt?«, fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf. »Bin ihr nie begegnet, habe ihren Namen gestern zum ersten Mal gehört.«

Ich beobachtete seine Augen, während er das sagte, und glaubte ihm. Ich fragte: »Wieso sollte eine HRC-Angestellte dazu angestiftet werden, Sie auszuspionieren?«

»Ist das denn passiert?«

»Ich denke schon.«

»Dann habe ich keine Ahnung. HRC ist das neue PERSCOM, richtig? Was haben Sie jemals von PERSCOM bekommen? Was hat jeder bekommen? Was haben sie dort? Berge von Daten, sonst nichts. Und mein Leben ist ohnehin öffentlich bekannt. Ich war schon hundertmal bei CNN. Ich bin in die Army eingetreten, ich war auf der Offiziersschule, ich bin Offizier geworden, ich bin dreimal befördert worden und als Major ausgeschieden. Da gibt's keine Geheimnisse.«

»Ihre Delta-Einsätze waren geheim.«

In der Suite schien es etwas stiller zu werden. Sansom fragte: »Woher wissen Sie das?«

»Sie haben vier hohe Auszeichnungen. Aber Sie erzählen nicht, wofür.«

Sansom nickte.

»Dieses verdamnte Buch«, sagte er. »Auch meine Auszeichnungen sind öffentlich bekannt. Ich konnte sie nicht verschweigen. Das wäre nicht respektvoll gewesen. Politik ist ein Minenfeld. Tut man's, wird man verdammt, lässt man's, wird man auch verdammt. So erwischen sie einen immer.«

Ich sagte nichts. Er sah mich an und fragte: »Wie viele Leute werden diese Verbindung herstellen? Außer Ihnen, meine ich.«

»Ungefähr drei Millionen«, antwortete ich. »Vielleicht mehr. Jeder in der Army und alle Veteranen, die noch gut genug sehen, um lesen zu können. Sie wissen, wie solche Dinge ablaufen.«

Er schüttelte den Kopf. »Längst nicht so viele. Nur wenige Leute sind intellektuell wissbegierig. Und selbst wenn sie's sind, respektieren die meisten Leute, dass solche Dinge geheim bleiben müssen. Ich glaube nicht, dass es ein Problem gibt.«

»Irgendwo muss es eines geben. Wieso wäre sonst versucht worden, Susan Mark auszuhorchen?«

»Hat sie tatsächlich meinen Namen erwähnt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das sollte nur Ihre Aufmerksamkeit erregen. Ihren Namen habe ich von drei Typen, deren Auftraggeber meiner Ansicht nach die Fragen stellt.«

»Und was haben Sie selbst davon?«

»Nichts. Aber sie hat wie ein netter Mensch ausgesehen, der in einer Zwickmühle sitzt.«

»Und Sie haben Mitleid mit ihr?«

»Das haben Sie auch, allerdings weniger. Sie sind nicht nur in der Politik, weil Sie sich davon persönliche Vorteile versprechen. Das hoffe ich zumindest sehr.«

»Sind Sie wirklich einer meiner Wähler?«

»Erst wenn Sie zum Präsidenten gewählt werden.«

Sansom schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Das FBI hat mich ebenfalls informiert. In meiner Position kann ich diesen Leuten manchmal einen Gefallen tun, daher halten sie mich auf dem Laufenden. Sie sagen, dass das NYPD vermutet, dass Sie auf diese Sache mit Schuldgefühlen reagieren. Vielleicht weil Sie ihr zu hart zugesetzt haben. Und Schuldgefühle sind nie eine Grundlage für gute Entscheidungen.«

Ich sagte: »Das ist die Ansicht einer einzigen Frau.«

»Irrt sie sich?«

Ich schwieg.

Sansom sagte: »Von mir hören Sie kein einziges verdammtes Wort über diese Einsätze.«

Ich sagte: »Das erwarte ich auch nicht.«

»Aber?«

»Wie sehr könnte es Ihnen schaden, wenn es nachträglich bekannt würde?«

»Nichts in diesem Leben ist ganz schwarz oder weiß. Das wissen Sie selbst. Aber Verbrechen sind keine verübt worden. Und außerdem hätte niemand über eine HRC-Angestellte die Wahrheit herausfinden können. Irgendjemand angelt hier nach Informationen. Dies ist schlimmster Amateurjournalismus, mit dem nur Schlamm aufgewühlt werden soll.«

»Das glaube ich nicht«, entgegnete ich. »Susan Mark war völlig verängstigt, und ihr Sohn ist verschwunden.«

Sansom wechselte einen Blick mit seiner Frau. Dann wandte er sich wieder mir zu. Er sagte: »Das wussten wir nicht.«

»Weil es bisher keine Vermisstenmeldung gibt.

Er studiert im letzten Jahr an der USC. Vor fünf Tagen hat er eine Bar in Begleitung einer jungen Frau verlassen. Ist seitdem nicht wieder gesehen worden. Hat sich angeblich nur unerlaubt von der Truppe entfernt und genießt die schönste Zeit seines Lebens.«

»Und das wissen Sie woher?«

»Von Susan Marks Bruder. Dem Onkel des Jungen.«

»Und Sie glauben diese Story nicht?«

»Ein allzu zufälliges Zusammentreffen.«

»Nicht unbedingt. Junge Männer verlassen Bars dauernd mit jungen Frauen.«

»Sie sind selbst Vater«, sagte ich. »Was würde Sie dazu bringen, sich zu erschießen, und was nicht?«

In dem Raum wurde es noch stiller. Elspeth Sansom sagte: »Shit.« In John Sansoms Augen trat der geistesabwesend wirkende Blick, den ich schon bei anderen guten Truppenführern gesehen hatte, die auf einen taktischen Rückschlag reagierten. Umplanen, reorganisieren,

umgruppieren – alles in Sekundenschnelle. Ich sah ihm an, dass er in die Vergangenheit zurückging und zu einer unwiderlegbaren Schlussfolgerung gelangte. Er sagte: »Die Situation der Familie Mark tut mir leid, echt leid. Und ich würde helfen, wenn ich könnte, aber das kann ich nicht. In meiner Delta-Laufbahn gibt es nichts, was über das HRC zugänglich wäre. Überhaupt nichts. Hier muss es um etwas ganz anderes gehen, oder jemand sucht am völlig falschen Ort.«

»Wo müsste man denn suchen?«

»Das wissen Sie selbst. Und Sie wissen, dass niemand auch nur in die Nähe gelangen könnte. Und jemand, der genug weiß, um Delta-Unterlagen zu wollen, wüsste bestimmt auch, wo er sie zu suchen hat. Also geht's hier um nichts, was mit den Special Forces zusammenhängt. Ausgeschlossen.«

»Worum könnte es sonst gehen?«

»Nichts. Ich habe eine weiße Weste.«

»Wirklich?«

»Völlig. Zu hundert Prozent. Ich bin kein Idiot. Hätte ich das Geringste zu verbergen, wäre ich

nicht in die Politik gegangen. Nicht unter den heutigen Umständen. Ich habe niemals auch nur eine Anzeige wegen Falschparkens bekommen.«

»Okay«, sagte ich.

»Das mit der Frau in der U-Bahn tut mir leid.«

»Okay«, sagte ich noch mal.

»Aber wir müssen jetzt wirklich gehen. Vor uns liegt eine ziemlich anstrengende Bettelei.«

Ich fragte: »Schon mal den Namen Lila Hoth gehört?«

»Lila Hoth?«, sagte Sansom. »Nein, diesen Namen habe ich nie gehört.«

Ich beobachtete wieder seine Augen und hatte das Gefühl, er sage die volle Wahrheit. Und lüge das Blaue vom Himmel herunter. Beides gleichzeitig.



Auf dem Rückweg durch die Hotelhalle begegnete ich Springfield. Ich war zum Ausgang unterwegs, er kam aus einem Speisesaal. Hinter ihm sah ich runde Tische mit schneeweißen Tischdecken, in deren Mitte große Blumenarrangements standen. Springfield blickte mich an, ohne sich die geringste Überraschung anmerken zu lassen. Man hätte glauben können, er beurteile meine Leistung und finde sie zufriedenstellend. Als hätte ich seine Arbeitgeber in ungefähr der Zeitspanne erreicht, die er dafür veranschlagt hatte. Nicht schneller, nicht langsamer, sondern genau in der Mitte des Zeitfensters, das er mir zugebilligt hatte. Er bedachte mich mit dem nüchtern abschätzenden Blick eines Profis und ging wortlos weiter.

Ich kehrte nach New York zurück, wie ich hergekommen war – nur in umgekehrter Reihenfolge. Taxi zum Busbahnhof Greensboro,

Bus nach Washington, dann weiter mit dem Zug. Die Reise dauerte den ganzen Tag und sogar bis in den Abend hinein. Die Fahrpläne von Bus und Bahn waren nicht besonders gut aufeinander abgestimmt, und die beiden ersten Züge nach New York waren ausgebucht. Unterwegs hatte ich viel Zeit, darüber nachzudenken, was Sansom gesagt hatte – und was nicht. *Nichts in diesem Leben ist ganz schwarz oder weiß. Das wissen Sie selbst. Aber Verbrechen sind keine verübt worden. Und außerdem hätte niemand über eine HRC-Angestellte die Wahrheit herausbekommen können.* Kein Leugnen fragwürdiger Aktivitäten. Fast das Gegenteil. Praktisch ein Geständnis. Aber er hatte das Gefühl, noch im Rahmen geblieben zu sein. *Keine Verbrechen.* Und er war sich völlig sicher, dass alle Unterlagen darüber für immer weggesperrt waren. Insgesamt ein für exponierte ehemalige Soldaten häufiger Status. *Fragwürdig* war ein für uns alle wichtiges Wort. Nur zehn Buchstaben, aber mit jeder Menge Hintersinn. Auch meine eigene Laufbahn hätte einer genauen

Untersuchung sicherlich nicht standgehalten. Das kostet mich keine schlaflosen Nächte, aber im Allgemeinen bin ich froh, dass die Details unter Verschluss bleiben. Und das war Sansom offenbar auch. Meine Details kannte ich. Aber wie sahen seine aus? Irgendwie mussten sie ihm schaden können, das war klar. Entweder ihm persönlich oder seiner Wahlkampagne. Oder beidem. Das hatten die Feds mir unmissverständlich klargemacht. *Sansom kann es sich nicht leisten, Ihnen irgendetwas zu erzählen.* Aber auch in größerem Rahmen schädlich, denn wieso wären die Feds sonst damit befasst gewesen?

Und wer, zum Teufel, war Lila Hoth?

Alle diese Fragen gingen mir auf der holprigen Busfahrt und in der langen Wartezeit auf der Union Station durch den Kopf, und ich gab die Beschäftigung mit ihnen erst auf, als der Zug, in dem ich schließlich saß, durch Baltimore nach Norden rollte. Ich war mit keiner von ihnen weitergekommen und dachte inzwischen ohnehin über etwas anderes nach. Ich überlegte mir, wohin

Susan Mark in New York City unterwegs gewesen sein mochte. Sie war von Süden gekommen und hatte vorgehabt, ihren Wagen irgendwo abzustellen und ihr Ziel mit der U-Bahn zu erreichen. Taktisch clever und vermutlich kaum anders möglich. Im Auto würde sie ihre Daunenjacke nicht getragen haben. Zu warm. Vermutlich hatte sie mit der Umhängetasche und dem Revolver auf dem Rücksitz gelegen – oder besser im Kofferraum, in dem die Waffe vor neugierigen Blicken sicher gewesen war. Deshalb hatte sie beschlossen, in einiger Entfernung relativ ungestört zu parken, auszusteigen und sich kampfbereit zu machen.

Aber in nicht zu großer Entfernung. Nicht allzu weit von ihrem eigentlichen Ziel entfernt. Weil sie aufgehalten worden war. Wegen des Staus auf der Turnpike kam sie viel zu spät. Wäre sie stadtauswärts unterwegs gewesen, hätte sie irgendwo in Midtown ihr Auto abgestellt. Aber sie hatte gleich in SoHo geparkt. War vermutlich in der Spring Street eingestiegen – eine Station vor mir. Bis nach der 33rd Street hatte sie auf ihrem

Platz ausgeharrt. Dann war alles aus den Fugen geraten. Wäre das nicht passiert, wäre sie vermutlich unter dem Grand Central Terminal weitergefahren und in der 51st Street ausgestiegen. Vielleicht auch in der 59th Street. Aber bestimmt nicht später. Die 68th Street war eine Haltestelle zu weit. Sie lag schon in der Upper East Side. In einem ganz neuen Stadtteil. Hätte sie dorthin gewollt, hätte sie nicht den Holland Tunnel, sondern den Lincoln Tunnel benutzt und wäre weiter nach Norden gefahren, um zu parken. Weil sie unter Zeitdruck gestanden hatte. Deshalb war die Station 59th Street ihr äußerstes Limit gewesen. Aber nach dem Aussteigen würde sie meiner Ansicht nach versucht haben, wenigstens ein kleines Stück weit zurückzugehen. Reine Amateurpsychologie. Annäherung von Süden, etwas übers Ziel hinausschießen, von Norden ankommen. Und dabei hoffen, dass der Gegner in die falsche Richtung schauen würde.

Also zeichnete ich in Gedanken ein Quadrat auf: von der 42nd Street bis zur 59th Street, von der

Fifth Avenue bis zur Third Avenue. Achtundsechzig Straßenblöcke, die was enthielten?

Ungefähr acht Millionen verschiedene Dinge.

Lange bevor wir Philadelphia erreichten, hörte ich auf, sie zu zählen. Zu diesem Zeitpunkt wurde ich von der jungen Frau abgelenkt, die auf der anderen Seite des Mittelgangs in meiner Reihe saß. Sie war Mitte zwanzig und wirklich eine Schönheit. Vielleicht ein Model, vielleicht eine Filmschauspielerin oder nur eine unwahrscheinlich attraktive Anwältin oder Lobbyistin. Eine absolute Traumfrau, wie ein USC-Student vermutlich gesagt hätte. Was mich wieder über Peter Molina und den offensichtlichen Widerspruch nachdenken ließ, der darin lag, dass jemand, der clever genug war, um ihn als Geisel zu benutzen, ihn gegen eine Informantin eingesetzt hatte, die letztlich wertlos war.

*Unser Auftraggeber hat eine ganze Crew mitgebracht.* Für den öffentlichen Verkehr gibt es in New York City sechs wichtige Einfallstore: die Flughäfen Newark, LaGuardia und JFK, dazu die

Bahnhöfe Penn Station und Grand Central Terminal sowie den Busbahnhof der Port Authority. Newark hat drei Terminals, LaGuardia hat drei und ein weiteres für Shuttleflüge, die Penn Station ist groß, der Bahnhof Grand Central riesig, der Busbahnhof der Port Authority ein Labyrinth. Für eine halbwegs wirkungsvolle Überwachung aller dieser Einrichtungen hätte man rund vierzig Leute gebraucht. Achtzig oder mehr, um sie Tag und Nacht zu observieren. Und achtzig Leute waren keine Crew, sondern eine Armee. Deshalb war ich beim Aussteigen in New York nur normal vorsichtig.

Was zum Glück genügte.

Ich entdeckte den Überwacher sofort. Er lehnte an einer Säule mitten in der Bahnhofshalle der Penn Station: unbeteiligt, mit der völligen körperlichen Unbeweglichkeit, die damit einhergeht, dass man sich darauf einrichtet, lange Dienst tun zu müssen. Er stand regungslos da, und die geschäftige Welt floss an ihm vorbei, wie ein Fluss einen Felsen umströmt. In einer Hand hielt er ein geschlossenes Mobiltelefon, das an seinem Oberschenkel auflag. Er war ein großer Mann, aber schlaksig. Jung, Ende zwanzig. Auf den ersten Blick nicht gerade beeindruckend. Er hatte blasse Haut und einen kahl geschorenen Kopf, der mit rötlichem Flaum bedeckt war. Kein großartiger Look. Über seinem Hemd mit Blumenmuster trug er eine knappe Lederjacke, die vermutlich braun war, aber im Lampenlicht scheußlich orangerot schimmerte. Er starrte mit einem gelangweilten Blick auf die



heranflutende Menge.

Die Bahnhofshalle war voller Menschen. Ich ließ mich mit der Masse treiben. Der Überwacher stand ungefähr zehn Meter links vor mir. Seine Augen bewegten sich nicht. Er ließ die Leute durch seinen Beobachtungssektor gehen. Ich war noch etwa drei Meter davon entfernt. Das Ganze hatte Ähnlichkeit mit dem Passieren eines Metalldetektors auf einem Flughafen.

Sobald ich etwas langsamer ging, wurde ich von hinten angerempelt. Ich kontrollierte rasch, ob dies ein Versuch war, mich in die Zange zu nehmen. Das war nicht der Fall. Hinter mir ging eine Frau mit einem Kinderwagen von der Größe eines kleinen Geländewagens, in dem zwei Babys, vielleicht Zwillinge, lagen. In New York City gibt es massenhaft Zwillinge. Reichlich ältere Mütter, deshalb viele künstliche Befruchtungen. Die Zwillinge in dem Kinderwagen hinter mir greinten, was in dem allgemeinen Lärm unterging. Die Bahnhofshalle war gekachelt und hallte wider.

Ich driftete nach links, um mich auf den nächsten

drei Metern zwei Meter weit seitlich versetzen zu lassen. So erreichte ich den Rand des Menschenstroms und passierte die Blickachse des Überwachers. Seine Augen waren leuchtend blau, aber vor Müdigkeit glanzlos. Er reagierte nicht. Zumindest nicht sofort. Aber mit einer Sekunde Verzögerung bekam er große Augen, hob sein Handy und schob den Deckel hoch. Er sah auf den Bildschirm. Starrte dann wieder mich an. Sein Mund öffnete sich vor Überraschung. In diesem Augenblick war ich bis auf eineinviertel Meter an ihn herangekommen.

Dann wurde er ohnmächtig. Ich stürzte vorwärts, fing ihn auf und ließ ihn sanft zu Boden gleiten. Ein barmherziger Samariter, der einem Mitmenschen in einem medizinischen Notfall beistand. Zumindest sahen das die Leute. Aber nur, weil die Leute sehen, was sie sehen wollen. Hätten sie sich den kurzen Ablauf nochmals vor Augen geführt und ihn sehr sorgfältig analysiert, wäre ihnen vielleicht aufgefallen, dass ich losgestürmt war, kurz bevor der Kerl zusammensackte. Sie hätten bemerken

können, dass meine rechte Hand zwar nach vorn schoss, um ihn am Kragen zu packen – aber erst eine Zehntelsekunde nachdem meine linke Faust bereits seinen Solarplexus getroffen hatte: mit voller Kraft, aber zwischen unseren Körpern, heimlich und verdeckt.

Aber die Leute sehen, was sie sehen wollen. Das war schon immer so, und so wird es auch bleiben. Ich kniete neben dem Kerl wie der verantwortungsbewusste Bürger, der ich zu sein vorgab, und die Zwillingismutter schob ihren Kinderwagen an mir vorbei. Dann versammelte sich eine kleine besorgte Menge. New Yorks schlechter Ruf ist unverdient. Der New Yorker ist im Allgemeinen sehr hilfsbereit. Eine Frau ging neben mir in die Hocke. Weitere Leute bildeten einen Kreis und schauten auf uns herab. Ich konnte ihre Beine und Schuhe sehen. Der Kerl in der Lederjacke lag auf dem Rücken, wand sich mit Brustkrämpfen und rang verzweifelt nach Luft. Das kann ein kraftvoller Schlag gegen den Solarplexus bewirken. Aber auch ein Herzanfall oder alle

möglichen anderen medizinischen Komplikationen.

Die Frau neben mir fragte: »Was ist passiert?«

Ich sagte: »Keine Ahnung. Er hat die Augen verdreht und ist einfach umgekippt.«

»Wir sollten einen Krankenwagen rufen.«

Ich sagte: »Mein Handy ist mir aus der Hand gefallen.«

Die Frau fing an, in ihrer Handtasche zu wühlen. Ich sagte: »Warten Sie. Vielleicht hat er eine Episode. Wir müssen nachsehen, ob er eine Karte bei sich hat.«

»Eine Episode?«

»Einen Anfall. Oder Krämpfe. Wie Epilepsie oder dergleichen.«

»Was für eine Art Karte?«

»Leute tragen sie bei sich. Mit Anweisungen für den Notfall. Vielleicht müssen wir ihn daran hindern, sich auf die Zunge zu beißen. Möglicherweise hat er ein Medikament dabei. Sehen Sie mal in seinen Taschen nach.«

Die Frau streckte eine Hand aus und tastete die Jackentaschen des Kerls von außen ab. Sie hatte

kleine Hände, lange Finger, trug mehrere Ringe. Die äußeren Taschen waren leer. Die Frau griff in die Lederjacke und kontrollierte die Innentaschen. Ich beobachtete sie aufmerksam. Das Hemd war die unglaublichste Kreation, die ich je gesehen hatte. Acrylfarben, geblümt, eine Orgie in Pastelltönen. Die Jacke wirkte billig und fühlte sich steif an. War mit Nylon gefüttert. Auf der linken Innentasche prangte ein reich verziertes Stoffetikett in kyrillischer Schrift.

Auch die Innentaschen des Mannes waren leer.  
»Jetzt die Hosentaschen«, sagte ich. »Schnell.«  
Die Frau sagte: »Das kann ich nicht.«

Also beugte sich irgendein tatkräftiger leitender Angestellter zu uns hinunter und schob seine Finger in die vorderen Hosentaschen. Anschließend benutzte er sie als Griffe, um den Kerl erst nach links, dann nach rechts zu drehen und die Hüfttaschen zu kontrollieren. Auch sie waren leer.

Nichts. Keine Geldbörse, kein Ausweis, überhaupt nichts.

»Okay, dann rufen wir lieber einen

Krankenwagen«, sagte ich. »Sieht jemand irgendwo mein Handy?«

Die Frau schaute sich suchend um, dann schob sie eine Hand unter den Arm des Kerls und brachte das Handy zum Vorschein. Dabei verschob sich der Deckel nach oben, und der Bildschirm leuchtete auf. Er zeigte mein Bild: riesengroß und unverkennbar. In besserer Qualität, als ich vermutet hätte. Besser als die Aufnahme, die der Verkäufer im Radio Shack von mir gemacht hatte. Die Frau warf einen Blick darauf. Ich wusste, dass manche Leute Bilder auf ihren Handys haben. Ich hatte schon selbst welche gesehen. Ihre Partner, ihre Hunde, ihre Katzen, ihre Kinder. Wie eine Homepage oder ein Hintergrundbild. Vielleicht dachte die Frau, ich sei ein maßloser Narziss, der ein Foto von sich selbst auf dem Bildschirm hatte. Aber sie gab mir das Handy trotzdem. Inzwischen wählte der tatkräftige leitende Angestellte bereits die Notrufnummer. Also stand ich auf, trat einen Schritt zurück und erklärte: »Ich gehe einen Cop holen.«

Ich mischte mich wieder unter den Menschenstrom und ließ mich von ihm mitreißen: durch einen Ausgang hinaus auf den Gehsteig und in die Dunkelheit.

Nun war ich nicht mehr dieser Kerl. Nicht länger der einzige Mensch der Welt, der kein Handy besaß. Drei Blocks weiter machte ich auf der Seventh Avenue halt, um meine Beute zu begutachten. Ein Motorola-Handy aus grauem Kunststoff, der irgendwie so behandelt und poliert worden war, dass er wie Metall aussah. Ich blätterte im Menü, fand aber außer meinem Bild kein weiteres Foto. Es war ziemlich gut geworden. Die Querstraße westlich der Eighth Avenue, die helle Morgensonne, ich in der Bewegung erstarrt, als ich mich umdrehte, weil jemand meinen Namen gerufen hatte. Von Kopf bis Fuß jede Menge Einzelheiten. Die Aufnahme musste mehrere Megapixel groß sein. Ich konnte meine Gesichtszüge deutlich erkennen. Und ich fand mich ziemlich gut aussehend, wenn man bedachte, dass ich nachts kaum geschlafen hatte. Mit auf dem Foto



waren Autos und ein Dutzend Passanten, die einen Vergleichsmaßstab lieferten. Meine Haltung war genau so, wie ich sie aus dem Spiegel kannte. Sehr charakteristisch.

Sie hatten mich echt drangekriegt, fotografisch.

Das stand fest.

Ich ging zum Verzeichnis der angerufenen Nummern zurück und stellte fest, dass keine Gesprächsdaten gespeichert waren. Dann kontrollierte ich die eingegangenen Gespräche und fand nur drei, alle innerhalb der letzten drei Stunden, alle von derselben Nummer. Ich vermutete, der Überwacher hätte diese Informationen regelmäßig löschen sollen – vielleicht nach jedem Anruf –, war aber vor ungefähr drei Stunden nachlässig geworden, was sehr gut mit seinem Verhalten und seiner Reaktionszeit übereinstimmte. Ich tippte darauf, dass diese Kontrollanrufe von einer Art Organisator oder Dispatcher gekommen waren. Vielleicht sogar von dem großen Boss persönlich. Wäre die angezeigte Nummer eine Handynummer

gewesen, hätte ich nichts mit ihr anfangen können. Überhaupt nichts. Handys können überall sein. Das ist schließlich der Witz von Mobiltelefonen.

Aber es war keine Handynummer, sondern eine Nummer, die mit 212 begann.

Eine Festnetznummer in Manhattan.

Zu der ein fester Standort gehörte. Das liegt in der Natur des Festnetzes.

Die beste Methode, den zu einer Telefonnummer gehörenden Teilnehmer aufzuspüren, hängt davon ab, wie weit oben man auf der Rangliste steht. Cops und Privatdetektive können die Funktion Reverssuche nutzen. Gibt man eine Nummer ein, bekommt man einen Namen, eine Adresse. Das FBI kann auf alle möglichen spezialisierten Datenbanken zurückgreifen. Ähnlich wie die Reverssuche, aber viel teurer. Die CIA ist vermutlich Besitzerin der Netzbetreiber.

Ich verfügte über nichts dergleichen. Deshalb benutze ich keine dieser Hightechmethoden.

Ich rufe die Nummer an und warte ab, wer sich meldet.

Ich drückte auf den grünen Knopf, und der Bildschirm zeigte mir die Nummer an. Als ich ihn nochmals drückte, begann das Handy zu wählen. Ich hörte ein Klingeln. Es brach ziemlich bald ab, und eine Frauenstimme sagte: »Hier ist das Four Seasons, was kann ich für Sie tun?«

Ich fragte: »Das Hotel?«

»Ja, und mit wem darf ich Sie verbinden?«

Ich sagte: »Entschuldigung, ich habe mich verwählt.«

Ich trennte die Verbindung.

Das Hotel Four Seasons. Ich kannte es von außen, hatte es aber nie betreten. Es lag jenseits meiner finanziellen Möglichkeiten. Es befand sich in der 57th Street zwischen Madison Avenue und Park Avenue. In meinem aus achtundsechzig Straßenblocks bestehenden Quadrat – etwas westlich und ziemlich weit nördlich seiner geografischen Mitte. Aber leicht zu Fuß zu erreichen, wenn jemand in der 59th Street aus dem 6 Train stieg. Hunderte von Zimmern, Hunderte von Telefonnebenstellen, die alle nur über die

Vermittlung zu erreichen waren und alle die Rufnummerkennung des Hotels hatten.

Hilfreich, aber nicht sehr.

Ich überlegte kurz, dann sah ich mich sehr gründlich um, machte kehrt und ging in Richtung 14. Polizeirevier zurück.

Ich hatte keine Ahnung, wann eine New Yorker Kriminalbeamtin zur Nachtschicht kommen würde, aber ich vermutete, dass Theresa Lee in spätestens einer Stunde aufkreuzen würde. Also würde ich mich so lange in den Warteraum im Erdgeschoss setzen. Wen ich dort nicht anzutreffen erwartete, war Jacob Mark. Er hockte auf einem Stuhl an der Wand und trommelte mit den Fingern auf seinen Knien. In seiner Miene las ich keinerlei Überraschung, als er zu mir aufsah und sagte: »Peter ist nicht zum Training gekommen.«

Gleich dort im Warteraum des 14. Polizeireviers redete Jacob Mark etwa fünf Minuten lang mit der Weitschweifigkeit, aus der wahre Besorgnis spricht, auf mich ein. Er sagte, der Trainerstab des USC-Footballteams habe drei Stunden gewartet und dann Peters Vater angerufen, der sich wiederum telefonisch mit ihm in Verbindung gesetzt habe. Er sagte, dass ein Footballstar der Universität, der mit einem Vollstipendium studiere, das Training schwänze, sei völlig undenkbar. Tatsächlich werde geradezu ein Kult damit getrieben, das Training unter allen Umständen stattfinden zu lassen. Erdbeben, Unruhen, Kriege, Todesfälle in der Familie, Pest und Cholera ... trotzdem standen alle auf dem Feld. Das zeigte der Öffentlichkeit, wie wichtig Football war – und wie wichtig wiederum die Spieler für die Universität. Das Training zu schwänzen war so, als bliebe ein

Feuerwehrmann bei Alarm zu Hause oder als riebe ein von einem Baseball getroffener Schlagmann sich die schmerzende Stelle. Undenkbar. Noch nie da gewesen. So was gab es nicht. Kater, Knochenbrüche, Muskelrisse, Prellungen, das alles spielte keine Rolle. Man war pünktlich da. Außerdem wollte Peter in die National Football League, deren Profiteams zunehmend Wert auf Charakter legten. Sie hatten sich schon allzu oft die Finger verbrannt. Das Training zu schwänzen bedeutete nichts anderes, als die NFL in den Wind zu schreiben. Unerklärlich. Unbegreiflich.

Ich hörte zu, ohne wirklich darauf zu achten, was er erzählte. Stattdessen rechnete ich die Stunden nach. Schon fast achtundvierzig, seit Susan Mark ihren Termin verpasst hatte. Wieso war Peters Leiche nicht gefunden worden?

Dann kreuzte Theresa Lee mit Neuigkeiten auf.

Als Erstes musste Lee sich jedoch mit Jacob Marks Situation befassen. Sie nahm uns in den Bereitschaftsraum im ersten Stock mit und ließ ihn reden. Dann fragte sie: »Ist Peter offiziell als

vermisst gemeldet?«

Jake sagte: »Das möchte ich jetzt tun.«

»Das können Sie nicht«, sagte Lee. »Zumindest nicht bei mir. Er wird in L.A. vermisst, nicht in New York.«

»Susan ist hier ermordet worden.«

»Sie hat hier Selbstmord verübt.«

»Die USC-Cops nehmen keine Vermisstenmeldungen an. Und das LAPD nimmt die Sache nicht ernst. Die Kollegen verstehen nicht, worum es geht.«

»Peter ist zweiundzwanzig und schließlich kein Kind mehr.«

»Er ist seit über fünf Tagen verschwunden.«

»Das spielt keine Rolle. Er wohnt nicht mehr zu Hause. Und wer will behaupten, dass er als vermisst zu gelten hat? Wer kennt seinen normalen Tagesablauf? Offenbar hat er manchmal über längere Zeit hinweg keinen Kontakt zu seinen Angehörigen.«

»Diese Sache ist anders.«

»Wie gehen Sie drüben in Jersey in solchen

Fällen vor?«

Jake gab keine Antwort.

Lee sagte: »Er ist ein selbstständiger Erwachsener. Die Sache ist nicht anders, als wäre er in ein Flugzeug gestiegen und in Urlaub geflogen. Als hätten seine Freunde ihn auf dem Flughafen verabschiedet. Ich kann verstehen, wieso das LAPD unter diesen Umständen zögerlich bleibt.«

»Aber er hat das Footballtraining versäumt. Das gibt's einfach nicht.«

»Diesmal anscheinend doch.«

»Susan ist bedroht worden«, sagte Jake.

»Von wem?«

Jake sah mich an. »Sagen Sie's ihr, Reacher.«

Ich erklärte: »Wegen irgendeiner Sache, die mit ihrem Job zusammenhing, hat sie gewaltig unter Druck gestanden. Das war offensichtlich. Ich glaube, dass sich das durch eine Bedrohung ihres Sohns erklären ließe.«

»Okay«, meinte Lee. Sie schaute sich in dem Bereitschaftsraum um und fand ihren Partner



Docherty. Er arbeitete im rückwärtigen Teil des Raums an einem von zwei zusammengeschobenen Schreibtischen. Sie wandte sich wieder an Jake und sagte: »Erstatten Sie einen vollständigen Bericht. Mit allem, was Sie wissen, und allem, was Sie zu wissen glauben.«

Jake nickte dankbar und machte sich gleich auf den Weg zu Docherty. Ich wartete, bis er gegangen war, dann fragte ich: »Wird die Akte Susan Mark jetzt wieder geöffnet?«

Lee sagte: »Nein. Die Akte ist und bleibt geschlossen. Wie sich gezeigt hat, gibt es keinen Grund zur Sorge. Aber der Kerl ist ein Cop, zu dem wir höflich sein müssen. Und ich will, dass er eine Stunde lang anderweitig beschäftigt ist.«

»Wieso gibt's keinen Grund zur Sorge?«

Daraufhin berichtete sie mir ihre Neuigkeiten.

Sie sagte: »Wir wissen, wozu Susan Mark nach New York gekommen ist.«

»Woher?«

»*Wir* haben eine Vermisstenmeldung bekommen«, antwortete sie. »Susan hat

anscheinend jemandem bei Nachforschungen geholfen, und als sie nicht wie vereinbart erschienen ist, hat die betreffende Person sich Sorgen um sie gemacht und sie bei uns als vermisst gemeldet.«

»Was für Nachforschungen?«

»Wegen irgendeiner privaten Sache, glaube ich. Die Jungs von der Tagschicht sagen, dass alles ganz harmlos geklungen hat. Und das muss es gewesen sein, denn weshalb sollte sonst jemand zur Polizei gehen?«

»Und Jacob Mark soll das nicht erfahren dürfen?«

»Wir brauchen noch viel mehr Einzelheiten. Und die bekommen wir leichter, wenn er nicht dort draußen unterwegs ist. Er ist zu sehr persönlich betroffen. Er ist ein Angehöriger. Er würde kreischen und schreien. Das habe ich alles schon erlebt.«

»Wer war die betreffende Person?«

»Sie ist aus dem Ausland kurz nach New York gekommen, um die Nachforschungen anzustellen,

bei denen Susan ihr behilflich gewesen ist.«

»Augenblick!«, sagte ich. »Nur kurz in New York? In einem Hotel?«

»Ja«, sagte Lee.

»Im Four Seasons?«

»Ja.«

»Wie heißt er?«

»Es ist kein Er, sondern eine Sie«, sagte Lee.

»Sie heißt Lila Hoth.«

Es war schon sehr spät, aber Lee rief trotzdem an, und Lila Hoth erklärte sich, ohne zu zögern, sofort bereit, uns im Four Seasons zu empfangen. Wir fuhren in Lees neutralem Dienstwagen zum Hotel und parkten in der Ladezone am Randstein. Die Hotelhalle war prachtvoll. Überall heller Sandstein und Messing, elfenbeinweißer und gelber Marmor, die zusammen die Balance zwischen dezenter Intimität und glitzernder Modernität hielten. Lee wies am Empfang ihre Plakette vor. Die Hotelangestellte tätigte einen Anruf und zeigte uns dann, wo sich die Aufzüge befanden. Wir waren wieder zu einem der obersten Stockwerke unterwegs, und die Art, wie die junge Empfangsdame von Lila Hoth gesprochen hatte, ließ mich vermuten, sie werde nicht im kleinsten und billigsten Zimmer des Hauses residieren.

Tatsächlich erwies Lila Hoths Zimmer sich als

eine weitere Suite. Wie Sansoms Suite in North Carolina hatte sie eine zweiflüglige Tür, vor der jedoch kein Cop stand. Davor lag nur ein leerer, stiller Korridor. Hier und da standen abgeessene Tablett auf Servierwagen für den Zimmerservice, und an einigen Türklinken hingen Frühstücksbestellungen oder Anhänger mit dem Aufdruck *Do Not Disturb*. Theresa Lee machte halt, überzeugte sich davon, dass wir vor der richtigen Tür standen, und klopfte an. Eine Weile geschah gar nichts. Dann öffnete sich der rechte Türflügel, und wir sahen eine Frau, die von einem sanften gelben Lichtschein in ihrem Rücken beleuchtet wurde, in der Tür stehen. Sie war mindestens sechzig, vielleicht älter, klein und stämmig, mit stahlgrauem Haar, das kurz und stufig geschnitten war. Dazu ein breites weißes Gesicht, fleischig, starr und ausdruckslos. Eine zurückhaltende, unergründliche Miene. Sie trug ein hässliches braunes Hauskleid aus dickem Kunststoffgewebe.

Lee fragte: »Ms Hoth?«

Die Frau senkte blinzelnd den Kopf, bewegte die Hände und gab einen vielseitig einsetzbaren Laut von sich. Die universale Geste des Nichtverstehens.

Ich sagte: »Sie spricht kein Englisch.«

Lee entgegnete: »Vor einer Viertelstunde hat sie noch Englisch gekonnt.«

Der Lichtschein hinter der Frau kam von einer Tischlampe, die tief im Inneren des Raums brannte. Er verdunkelte sich kurz, als eine Gestalt auf dem Weg zur Tür an der Lampe vorbeiging. Eine weitere Frau. Aber viel jünger. Schätzungsweise Mitte zwanzig. Sehr elegant. Und strahlend schön. Eine ausgefallene, exotische Schönheit. Wie ein Model. Sie lächelte etwas schüchtern und sagte: »Vor einer Viertelstunde habe *ich* englisch gesprochen. Ich bin Lila Hoth. Dies ist meine Mutter.«

Sie bückte sich leicht und sprach sehr schnell in einer fremden Sprache, osteuropäisch, halblaut, mehr oder weniger direkt ins Ohr der älteren Frau. Erklärung, Kontext, Einbeziehung. Die Miene ihrer

Mutter hellte sich auf, und sie lächelte sogar. Lee und ich stellten uns vor. Lila Hoth sprach für ihre Mutter. Sie sagte, ihr Name sei Swetlana Hoth. Wir schüttelten uns alle ziemlich förmlich die Hände, wobei wir darauf achteten, das nicht über Kreuz zu tun.

Lila Hoth sah hinreißend aus. Und sehr natürlich. Sie ließ die junge Frau, die ich im Zug nach New York bewundert hatte, vergleichsweise künstlich wirken. Sie war groß, aber nicht allzu groß, und schlank, aber nicht allzu schlank. Ihr dunkler Teint wirkte wie perfekte Sonnenbräune. Sie hatte lange schwarze Haare. Kein Make-up. Große, intensive Augen im tiefsten Blau, das ich je gesehen hatte. Als ob sie von innen heraus leuchteten. Sie bewegte sich mit einer Art graziöser Zurückhaltung. Mal wirkte sie jung und knabenhaft, dann wieder selbstbewusst und ganz erwachsen. Sie trug ein schlichtes schwarzes Cocktailkleid, das vermutlich aus Paris stammte und mehr kostete als ein Mittelklassewagen. Aber darauf war sie gar nicht angewiesen. Sie hätte ein

Gewand aus alten Kartoffelsäcken tragen können, ohne an Wirkung einzubüßen.

Wir folgten ihr hinein, und ihre Mutter folgte uns. Die Suite bestand aus drei Räumen. Ein Wohnzimmer in der Mitte, zwei Schlafzimmer rechts und links. In dem vollständig eingerichteten Wohnraum gab es sogar einen Esstisch, auf dem noch die Reste eines beim Zimmerservice bestellten Abendessens lagen. In einer Ecke des Raums standen Tragetaschen. Zwei von Bergdorf Goodman, zwei von Tiffany. Theresa Lee wies ihre Plakette vor, und Lisa Hoth trat an ein Sideboard, von dem sie mit zwei dünnen Büchlein zurückkam, die sie Lee gab. Ihre Pässe. Sie glaubte offenbar, sich in New York gegenüber einer Polizeibeamtin ausweisen zu müssen. Die Pässe waren kastanienbraun und mit einem goldenen Adler bedruckt, darüber und darunter Worte in kyrillischer Schrift, die wie *NACNOPT YKPAIHA* auf Englisch aussahen. Lee blätterte sie kurz durch und legte sie dann auf das Sideboard zurück.

Wir nahmen in bequemen Ledersesseln Platz.



Swetlana Hoth starrte, durch mangelnde Sprachkenntnisse ausgegrenzt, leer vor sich hin. Lila Hoth betrachtete uns aufmerksam, als wollte sie sich unsere Gesichter einprägen. Eine Kriminalbeamtin vom zuständigen Revier, der Augenzeuge aus der U-Bahn. Zuletzt konzentrierte sie sich auf mich, vielleicht weil sie glaubte, die Ereignisse hätten mich stärker betroffen. Ich beklagte mich nicht darüber. Ich konnte den Blick ohnehin nicht von ihr wenden.

Sie sagte: »Ich bedaure aufrichtig, was Susan Mark zugestoßen ist.«

Ihre Stimme klang ziemlich leise. Ihre Aussprache war deutlich. Sie sprach sehr gutes Englisch. Mit leichtem Akzent und etwas gestelzt. Als hätte sie die Sprache aus alten englischen und amerikanischen Schwarzweißfilmen gelernt.

Theresa Lee schwieg. Ich sagte: »Wir wissen nicht, was Susan Mark zugestoßen ist. Eigentlich nichts. Über die bekannten Tatsachen hinaus, meine ich.«

Lila Hoth nickte höflich, zurückhaltend und ein

wenig schuldbewusst. Sie sagte: »Sie möchten verstehen, was ich damit zu tun gehabt habe.«

»Ja, das möchten wir.«

»Das ist eine lange Geschichte. Aber ich will gleich vorausschicken, dass sie nichts enthält, was die Ereignisse in der U-Bahn erklären könnte.«

Theresa Lee sagte: »Also, lassen Sie uns die Story hören.«

Und so hörten wir sie. Der erste Teil bestand aus Hintergrundinformationen. Rein biografisch. Lila Hoth war sechsundzwanzig und stammte aus der Ukraine. Mit achtzehn hatte sie einen Russen geheiratet. Der neureiche Mann war in alle möglichen Unternehmungen nach Moskauer Art verstrickt gewesen. Er hatte sich in dem zerfallenden Staat Ölförderrechte, Kohlebergwerke und Uranvorkommen gesichert. So war er zum einstelligen Milliardär geworden. Danach wollte er ein zweistelliger Milliardär werden. Aber das hatte er nicht mehr geschafft. Vor einem Jahr war der Russe von einem Konkurrenten vor einem Nachtclub mit einem Kopfschuss

niedergestreckt worden. Der Leichnam hatte den ganzen nächsten Tag auf dem Gehsteig im Schnee gelegen. Eine Botschaft nach Moskauer Art. Die frisch verwitwete Lila Hoth hatte diesen Wink verstanden, Kasse gemacht und war mit ihrer Mutter nach London gegangen. London gefiel ihr, und sie hatte vor, dort bis in alle Ewigkeit zu leben – ohne Geldsorgen, aber auch ohne wirkliche Beschäftigung.

Sie sagte: »Allgemein wird erwartet, dass junge Leute, die reich werden, etwas für ihre Eltern tun. Das sieht man bei Popstars, Filmstars und Sportlern immer wieder. Und das ist auch eine zutiefst ukrainische Einstellung. Mein Vater ist vor meiner Geburt gestorben. Meine Mutter ist die einzige Angehörige, die mir geblieben ist. Deshalb habe ich ihr natürlich angeboten, was sie nur wollte: Häuser, Autos, Reisen, Kreuzfahrten. Aber sie hat alles abgelehnt. Sie wollte nur, dass ich ihr einen Gefallen erweise. Ich sollte ihr helfen, einen Mann aus ihrer Vergangenheit aufzuspüren. Als hätte sich nach einem langen, turbulenten Leben der

Staub gelegt, sodass sie sich endlich auf das konzentrieren konnte, was ihr am wichtigsten erschien.«

Ich fragte: »Wer war dieser Mann?«

»Ein amerikanischer Soldat namens John. Mehr wussten wir nicht. Anfangs hat meine Mutter ihn nur einen Bekannten genannt. Aber dann hat sich herausgestellt, dass er an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit sehr freundlich zu ihr gewesen ist.«

»Wo und wann?«

»In Berlin, Anfang der achtziger Jahre.«

»Das ist vage.«

»Es war vor meiner Geburt, im Jahr 1983. Insgeheim glaubte ich, die Suche nach diesem Mann sei aussichtslos. Ich dachte, meine Mutter sei eine törichte alte Frau geworden. Aber ich war gern bereit, wenigstens so zu tun, als suchte ich ihn. Und machen Sie sich keine Sorgen – sie versteht nicht, was wir reden.«

Swetlana Hoth nickte lächelnd, als hätte man ihr ein Kompliment gemacht.

Ich fragte: »Wieso befand sich Ihre Mutter in Berlin?«

»Sie war in der Roten Armee«, antwortete ihre Tochter.

»Als was?«

»Sie war in einem Infanterieregiment.«

»In welcher Funktion?«

»Als Politkommissarin. Alle Regimenter verfügten über einen Politkommissar. Tatsächlich hatten alle Regimenter sogar mehrere.«

Ich fragte: »Was haben Sie also unternommen, um den Amerikaner aufzuspüren?«

»Meine Mutter wusste, dass ihr Freund John in der Army, nicht beim Marinekorps gedient hatte. Das war mein Ausgangspunkt. Also habe ich aus London Ihr Verteidigungsministerium angerufen und gefragt, wie ich vorgehen solle. Nach langen Erklärungen bin ich ans Human Resources Command verwiesen worden. Dort gibt es eine Pressestelle. Der Mann, mit dem ich gesprochen habe, war ehrlich bewegt. Er fand, das sei eine rührende Story. Vielleicht hat er darin einen PR-

Aspekt gesehen, das weiß ich nicht. Zumindest einmal eine gute Nachricht, statt immer nur schlechte. Er hat mir versprochen, Nachforschungen anzustellen. Ich persönlich habe sie für Zeitverschwendung gehalten. Schließlich ist John ein sehr häufiger Name. Und meines Wissens sind die meisten US-Soldaten irgendwann einmal in Deutschland stationiert, wo die meisten auch Berlin besuchen. Das musste meiner Überzeugung nach unendlich viele Möglichkeiten ergeben. Was anscheinend der Fall war. Als Nächstes hat mich einige Wochen später eine HRC-Angestellte namens Susan Mark angerufen. Ich war nicht zu Hause, aber sie hat auf meinen Anrufbeantworter gesprochen. Sie sagte, sie habe meine Anfrage zu bearbeiten, und teilte mir mit, dass manche Namen, die wie John klingen, in Wirklichkeit Abkürzungen von Jonathan sind und ohne H geschrieben werden. Sie wollte wissen, ob meine Mutter den Namen jemals ausgeschrieben gesehen habe, vielleicht auf einer Mitteilung. Ich habe meine Mutter gefragt und Susan Mark zurückgerufen und ihr gesagt, der

Mann sei ganz sicher ein John mit H gewesen. Dieses Gespräch mit Susan war sehr nett, und wir haben noch oft miteinander telefoniert. Wir sind fast Freundinnen geworden, glaube ich, wie man's am Telefon eben werden kann. Wie Brieffreundinnen, die miteinander reden, statt sich Briefe zu schreiben. Sie hat mir viel von sich erzählt. Sie war eine sehr einsame Frau, und ich glaube, dass unsere Gespräche etwas Abwechslung in ihr Leben gebracht haben.«

»Und was dann?«, wollte Lee wissen.

»Eines Tages hat Susan sich wieder bei mir gemeldet und gesagt, sie sei zu einigen vorläufigen Schlussfolgerungen gelangt. Ich habe vorgeschlagen, wir sollten uns hier in New York treffen, gewissermaßen um unsere Freundschaft zu besiegeln. Mit einem Essen und vielleicht einer Show, wissen Sie. Als kleine Dankesgeste für ihre Bemühungen. Aber sie ist nie angekommen.«

Ich fragte: »Um welche Zeit haben Sie sie erwartet?«

»Gegen zehn Uhr. Sie sagte, sie werde nach der

Arbeit wegfahren.«

»Zu spät für ein Essen und eine Show.«

»Sie wollte hier übernachten. Ich hatte ein Zimmer für sie gebucht.«

»Wann sind Sie hier angekommen?«

»Vor drei Tagen.«

»Wie?«

»Mit British Airways aus London.«

Ich sagte: »Sie haben eine hiesige Crew engagiert.«

Lila Hoth nickte.

Ich fragte: »Wann?«

»Kurz vor unserer Abreise.«

»Weshalb?«

»Das ist üblich«, sagte sie. »Und manchmal nützlich.«

»Wo haben Sie sie gefunden?«

»Sie bieten ihre Dienste über Anzeigen an. In den Moskauer Zeitungen und russischen Anzeigenblättern, die in London erscheinen. Für sie ist das ein gutes Geschäft, für uns ein Mittel, unseren Status zu bestätigen. Reist man ohne



Unterstützung ins Ausland, wirkt man schwach. Und es ist besser, nicht diesen Eindruck zu erwecken.«

»Die Kerle haben mir erzählt, Sie hätten eine eigene Crew mitgebracht.«

Sie machte ein überraschtes Gesicht.

»Ich habe keine eigene Crew«, sagte sie.  
»Wieso um Himmels willen haben diese Leute das behauptet? Das verstehe ich nicht.«

»Angeblich haben Sie eine Bande gruseliger Typen mitgebracht.«

Sie wirkte eine Sekunde lang äußerst irritiert. Dann schien ihr ein Licht aufzugehen. Sie konnte offenbar rasch analysieren. Sie sagte: »Vielleicht sind sie strategisch gesehen erfinderisch gewesen. Als Susan nicht angekommen ist, habe ich sie losgeschickt, um sie suchen zu lassen. Da ich sie ohnehin bezahlen muss, sollten sie ruhig ein bisschen arbeiten. Und meine Mutter setzt große Hoffnungen in diese Suche. Ich wollte nicht diese weite Reise gemacht haben, um im letzten

Augenblick zu scheitern. Also habe ich ihnen einen Bonus versprochen. Wir wachsen mit der Überzeugung auf, in Amerika sei für Geld alles zu bekommen. Vielleicht haben diese Männer also eine Geschichte für Sie erfunden, sich eine furchterregende Alternative ausgedacht. Um sich das zusätzliche Geld auf jeden Fall zu sichern. Damit Sie eher bereit sein würden, mit ihnen zu reden.«

Ich schwieg.

Dann schien ihr eine weitere Erkenntnis zu dämmern. Sie sagte: »Ich habe keine Crew, wie Sie sie nennen. Nur einen einzelnen Mann. Leonid, einer aus dem alten Team meines Ehemanns. Er konnte keinen neuen Job finden. Er ist ein bisschen lahm, fürchte ich. Also habe ich ihn weiterbeschäftigt. Im Augenblick hält er sich ja auf der Penn Station auf. Er wartet dort auf Sie. Von der Polizei habe ich erfahren, der Augenzeuge sei in Washington. Ich dachte, Sie würden mit dem Zug fahren und auch wieder damit zurückkommen. Hatte ich recht?«

»Ja, ich bin mit dem Zug zurückgekommen.«

»Dann muss Leonid Sie verfehlt haben. Er hatte Ihr Foto und sollte Sie bitten, mich anzurufen. Der arme Kerl wartet wohl noch immer dort.«

Sie stand auf und trat an das Sideboard, um zu telefonieren. Was mich vor ein unerwartetes taktisches Problem stellte. Weil ich Leonids Handy in der Tasche hatte.

## 31

Im Prinzip weiß ich, wie ein Handy ausgeschaltet wird. Ich habe schon oft dabei zugesehen und es mehr als einmal selbst gemacht. Bei den meisten Modellen drückt man den roten Ausschaltknopf zwei Sekunden lang. Aber das Gerät steckte in meiner Tasche. Nicht genug Platz, um es zu öffnen, und keine Chance, den roten Knopf zu ertasten. Und es wäre zu verdächtig gewesen, es vor aller Augen herauszuziehen und auszuschalten.

Lila Hoth drückte die Neun, um nach draußen telefonieren zu können, und begann zu wählen.

Ich steckte eine Hand in die Tasche und benutzte den Daumnagel dazu, das Akkufach zu entriegeln und den Akku herauszuziehen.

Lila Hoth wartete, dann seufzte sie und legte auf.

»Er ist ein hoffnungsloser Fall«, meinte sie.  
»Aber sehr treu.«

Ich versuchte in Gedanken zu rekonstruieren,

wie es Leonid ergangen sein musste. Cops, Sanitäter. Vermutlich eine vorgeschriebene Fahrt zur Notaufnahme im St. Vincent's Hospital, kein Ausweis, vielleicht keine Englischkenntnisse, andererseits Misstrauen und Fragen und vorübergehende Festnahme. Dann noch der Rückweg hierher.

Wie lange die Polizei ihn festhalten würde, wusste ich nicht.

Wie lange der Rückweg dauern würde, konnte ich nicht abschätzen.

Ich sagte: »Ihre hiesige Crew hat den Namen John Sansom erwähnt.«

Lila Hoth seufzte erneut und gestattete sich ein irritiertes kleines Kopfschütteln. Sie sagte: »Nach unserer Ankunft habe ich sie natürlich eingewiesen. Ich habe ihnen die Geschichte erzählt. Und wir sind alle recht gut miteinander ausgekommen. Ich glaube, wir hatten alle das Gefühl, dies sei Zeitverschwendung, nur um meiner Mutter einen Gefallen zu tun. Offen gestanden haben wir sogar darüber gescherzt.

Einer der Männer hatte eine Zeitung mit einem Artikel über Sansom dabei. Er hat festgestellt, dies sei ein amerikanischer Soldat namens John im ungefähr richtigen Alter. Er sagte: »Vielleicht ist Sansom der Mann, den Sie suchen.« Das war ein, zwei Tage lang ein richtiges Schlagwort bei uns. Ein Insiderscherz, könnte man sagen. Wir haben überlegt, ob wir einfach John Sansom anrufen sollen, um die Sache zu beenden. Aber es war nur ein Scherz, denn wie hoch wären die Chancen denn gewesen? Eins zu einer Million, nehme ich an. Meine Leute haben anfangs auch nur gescherzt, aber die Sache mit Sansom später sehr ernst genommen. Vielleicht wegen der Auswirkungen, die der Fall haben würde, weil Sansom ein so bekannter Politiker ist.«

»Welche Auswirkungen? Was haben Ihre Mutter und dieser Mann namens John gemacht?«

Swetlana Hoth starrte weiter verständnislos ins Leere. Lila Hoth nahm wieder Platz. Sie sagte: »Darüber hat meine Mutter nie im Einzelnen gesprochen. Spionage kann's nicht gewesen sein.

Meine Mutter war keine Verräterin. Das sage ich nicht als loyale Tochter, sondern als Realistin. Sie lebt noch. Folglich ist sie nie verdächtigt worden. Und auch ihr amerikanischer Freund war kein Verräter. Für ausländische Verräter waren nicht Politkommissare, sondern KGB-Offiziere zuständig. Ich persönlich bezweifle, dass es eine Romanze zwischen den beiden gegeben hat. Wahrscheinlicher ist eine Hilfeleistung, eine persönliche Unterstützung finanzieller oder politischer Art. Vermutlich unter strikter Geheimhaltung. Aber wer weiß, vielleicht hat es doch eine Romanze gegeben. Meine Mutter hat immer nur gesagt, er sei sehr freundlich zu ihr gewesen. Sie lässt sich nicht in die Karten schauen.«

»Fragen Sie sie gleich noch mal.«

»Wie Sie sich denken können, habe ich das schon oft getan. Aber sie will nicht mit der Sprache heraus.«

»Sie glauben also nicht, dass Sansom dieser John gewesen sein könnte?«

»Nein, natürlich nicht. Das war ein Scherz, der ausgefertigt ist. Mehr nicht. Es sei denn, dies wäre wirklich der eine Treffer unter einer Million Möglichkeiten. Was außergewöhnlich wäre, finden Sie nicht auch? Man macht einen Scherz und erlebt dann, dass er zutrifft?«

Ich schwieg.

Lila Hoth sagte: »Darf ich Sie jetzt etwas fragen? Hat Susan Mark Ihnen die für meine Mutter bestimmten Informationen gegeben?«

Swetlana Hoth nickte erneut lächelnd. Ich begann zu vermuten, sie erkenne die Worte *meine Mutter*. Wie ein Hund mit dem Schwanz wedelt, wenn er seinen Namen hört. Ich fragte: »Wie kommen Sie darauf, dass Susan Mark mir Informationen übergeben haben könnte?«

»Weil meine hiesigen Leute mir berichten, Sie hätten gesagt, welche erhalten zu haben. Auf einem USB-Stick gespeichert. Mit dieser Meldung haben sie mir Ihr Foto übermittelt und dann unseren Vertrag gekündigt. Ich weiß nicht recht, weshalb. Ich habe sie sehr gut bezahlt.«



Ich rutschte im Sessel zur Seite und steckte eine Hand in die Tasche. Schob sie an dem zerlegten Handy vorbei, bis ich den USB-Stick aus dem Radio Shack ertastete. Ich spürte die rosa Staubschutzkappe an den Fingernägeln, zog den USB-Stick heraus, hielt ihn hoch und beobachtete dabei sehr aufmerksam Lila Hoths Augen.

Sie starrte den USB-Stick an wie eine Katze einen Vogel.

Sie fragte: »Ist er das wirklich?«

Theresa Lee bewegte sich in ihrem Sessel und schaute mich an, als wollte sie fragen: *Erzählen Sie es ihr, oder soll ich es ihr sagen?* Lila Hoth sah den Blick und fragte: »Was?«

»Für mich hat alles völlig anders ausgesehen, fürchte ich. Susan Mark hatte in der U-Bahn schreckliche Angst. Sie hat auf mich nicht den Eindruck gemacht, als wäre sie in New York, um sich mit einer Freundin zum Essen und einer Show zu treffen.«

»Ich habe Ihnen gleich zu Anfang gesagt, dass ich dafür keine Erklärung weiß«, entgegnete Lila

Hoth.

Ich steckte den USB-Stick wieder ein, sagte:  
»Susan hatte keine Reisetasche bei sich.«

»Auch dafür habe ich keine Erklärung.«

»Außerdem hat sie ihr Auto abgestellt und ist mit der U-Bahn gefahren. Was verrückt ist. Hätten Sie ihr Zimmer bezahlt, hätten Sie sicher auch einen Tiefgaragenplatz springen lassen.«

»Springen lassen?«

»Spendiert.«

»Natürlich.«

»Und sie hatte einen geladenen Revolver bei sich.«

»Sie hat in Virginia gewohnt. Soviel ich weiß, sind Waffen dort vorgeschrieben.«

»Sie sind legal«, sagte ich, »aber nicht vorgeschrieben.«

»Ich weiß auch keine Erklärung. Tut mir leid.«

»Und ihr Sohn ist verschollen. Zuletzt ist er gesehen worden, als er mit einer Frau in etwa Ihrem Alter und Ihrem Aussehen eine Bar verlassen hat.«

»Verschollen?«

»Verschwunden.«

»Eine Frau mit meinem Aussehen?«

»Eine absolute Traumfrau.«

»Was bedeutet das?«

»Eine blendend aussehende junge Frau.«

»Welche Bar?«

»Irgendwo in L.A.«

»Los Angeles?«

»In Kalifornien.«

»Ich war noch nie in Los Angeles. Nie im Leben. Ich kenne nur New York.«

Ich schwieg.

Sie sagte: »Sehen Sie sich doch um! Ich bin seit drei Tagen mit einem Touristenvisum in New York und wohne in einem gewöhnlichen Hotel. Ich habe keine Crew, wie Sie sie nennen. Ich war noch nie in Kalifornien.«

Ich schwieg.

Sie sagte: »Gutes Aussehen ist subjektiv. Und ich bin nicht die einzige Frau in meinem Alter. Auf der Welt leben sieben Milliarden Menschen. Vor

allem jüngere Menschen, das gebe ich zu. Die Hälfte ist erst fünfzehn oder jünger. Aber das heißt, dass es trotzdem drei Milliarden Menschen gibt, die sechzehn oder älter sind. Bei normaler Verteilung sind etwa zwölf Prozent von ihnen Mitte zwanzig. Das wären dann dreihundertsechzig Millionen Menschen. Ungefähr die Hälfte davon sind Frauen, was hundertachtzig Millionen ergibt. Auch wenn nur jede Hundertste in einer kalifornischen Bar als gut aussehend gälte, ist es noch zehnmal wahrscheinlicher, dass John Sansom der Geliebte meiner Mutter war, als dass ich etwas mit Susan Marks Sohn zu schaffen hatte.«

Ich nickte. Rechnerisch war Lila Hoths Beweisführung unwiderlegbar. Sie fuhr fort: »Außerdem stimmt es wahrscheinlich, dass Peter sich irgendwo mit einem Mädchen herumtreibt. Ja, ich kenne seinen Namen. Ich weiß alles über ihn. Susan hat es mir am Telefon erzählt. Wir haben uns über alle unsere Probleme ausgesprochen. Sie hat ihren Sohn gehasst. Hat ihn dafür verachtet, was er ist. Er verkörpert alles, was sie verabscheut hat:

ein hohlköpfiger Footballspieler mit infantilen Ansichten. Er hat sie zugunsten seines Vaters zurückgewiesen. Und wissen Sie, weshalb? Weil er von dem Gedanken an seine Abstammung besessen war. Und Susan war adoptiert worden. Haben Sie das überhaupt gewusst? Ihr Sohn hat es nicht geschafft, über ihre uneheliche Geburt hinwegzukommen. Er hat sie deswegen gehasst. Ich weiß mehr über Susan als sonst jemand. Ich habe sehr oft mit ihr telefoniert. Sie war eine einsame, isoliert lebende Frau und ganz aufgeregt bei dem Gedanken hierherzukommen und mich kennenzulernen. Ich war ihre Freundin.«

Zu diesem Zeitpunkt spürte ich, dass Theresa Lee es allmählich eilig hatte, und ich wollte selbst weg sein, wenn der junge Leonid hier wieder aufkreuzte. Also nickte ich und zuckte mit den Schultern, als hätte ich sonst nichts mehr zu sagen und keine weiteren Fragen mehr zu stellen. Lila Hoth fragte, ob sie den mir von Susan Mark gegebenen USB-Stick haben könne. Ich gab keine Antwort. Wir schüttelten den beiden Hoths nur

noch einmal die Hand und verließen die Suite. Die Tür schloss sich hinter uns. Wir gingen den stillen Hotelflur entlang. Der Aufzug öffnete sich mit dezentem Klingeln vor uns. Wir traten in die Kabine, betrachteten uns in den Wandspiegeln, und Lee fragte: »Nun, was denken Sie?«

»Ich denke, dass sie schön ist«, sagte ich. »Eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe.«

»Davon abgesehen.«

»Erstaunliche Augen.«

»Abgesehen von ihren Augen.«

»Ich denke, dass auch sie einsam ist. Einsam und isoliert. Sie hat über Susan gesprochen, aber sie hätte ebenso gut von sich selbst erzählen können.«

»Was ist mit ihrer Story?«

»Billigt man gut aussehenden Menschen automatisch mehr Glaubwürdigkeit zu?«

»Nicht ich, Kumpel. Und Sie kriegen sich hoffentlich bald wieder ein. In dreißig Jahren sieht sie genauso aus wie ihre Mutter. Haben Sie ihr geglaubt?«

»Sie?«

Lee nickte. »Ich habe ihr geglaubt, weil eine Story dieser Art sich lächerlich einfach überprüfen lässt. Nur ein Dummkopf würde uns so viele Chancen geben, sie zu widerlegen. Gibt's beim Militär zum Beispiel wirklich Pressesprecher?«

»Hunderte.«

»Dann brauchen wir nur den einen zu finden, mit dem sie gesprochen hat, und ihn fragen. Wir könnten sogar die Telefongespräche aus London überprüfen. Dazu könnte ich mich mit Scotland Yard in Verbindung setzen. Das wäre klasse! Docherty will mich unterbrechen, und ich sage: ›Hau ab, Kumpel, ich telefoniere mit Scotland Yard.« Das ist der Traum jedes Kriminalbeamten.«

»Die NSA hat die Anrufe gespeichert«, erklärte ich. »Anrufe aus dem Ausland fürs Verteidigungsministerium? Die sind bestimmt längst Bestandteil einer Sicherheitsanalyse.«

»Und wir könnten Susan Marks Gespräche aus dem Pentagon überprüfen. Haben die beiden so oft telefoniert, wie Lila behauptet, müssten sie leicht zu finden sein. Als Auslandsgespräche nach

Großbritannien sind sie vermutlich getrennt erfasst.«

»Dann tun Sie's doch. Kontrollieren Sie sie.«

»Wird gemacht«, sagte sie. »Und sie weiß bestimmt, dass ich das kann. Sie scheint mir eine intelligente Frau zu sein. Sie weiß, dass British Airways und die Heimatschutzbehörde ihre Ein- und Ausreise dokumentieren. Sie weiß, dass wir feststellen können, ob sie jemals nach L.A. geflogen ist. Sie weiß, dass wir Jacob Mark jederzeit fragen können, ob seine Schwester ein Adoptivkind war. Das lässt sich alles sehr leicht nachprüfen. Es wäre verrückt, in Bezug auf solche Dinge zu lügen. Außerdem war sie bei uns auf dem Revier und hat sich freiwillig in den Fall eingeklinkt. Und vorhin hat sie mir unaufgefordert ihren Reisepass gezeigt. Das ist das genaue Gegenteil von verdächtigem Benehmen. Das sind gewichtige Punkte, die für sie sprechen.«

Ich zog das Handy aus der Tasche und setzte den Akku wieder ein. Als ich es einschaltete, leuchtete der Bildschirm auf. Angezeigt war ein versäumter



Anruf – vermutlich der von Lila Hoth, die zehn Minuten zuvor aus ihrer Suite angerufen hatte. Ich sah, wie Lee das Handy betrachtete, und sagte: »Es gehört Leonid. Ich hab's ihm abgenommen.«

»Er hat Sie also gefunden?«

»Ich habe ihn gefunden. Daher bin ich bis zu diesem Hotel gekommen.«

»Wo ist er jetzt?«

»Vermutlich zu Fuß auf dem Rückweg vom St. Vincent's Hospital.«

»Ist das wirklich etwas, das Sie einer Kriminalbeamtin erzählen wollen?«

»Er ist ohnmächtig geworden. Ich habe ihm geholfen. Das war alles. Fragen Sie die Zeugen.«

»Na, jedenfalls dürfte das bei Lila für helle Aufregung sorgen.«

»Sie glaubt, dass man in Virginia eine Schusswaffe besitzen muss. Wahrscheinlich glaubt sie auch, dass man in New York überfallen werden muss. Sie ist mit solcher Propaganda aufgewachsen.«

Wir verließen in der Hotelhalle den Lift und

gingen zum Ausgang. Lee fragte: »Aber wieso sind Feds mit der Sache befasst, wenn alles so harmlos ist?«

»Stimmt die Geschichte, hat sich ein amerikanischer Soldat im Kalten Krieg mit einer Politkommissarin der Roten Armee getroffen. Die Feds wollen absolut sichergehen, dass alles harmlos war. Deshalb ist die Antwort des HRC um Wochen verzögert worden. Weil politische Entscheidungen getroffen und Überwachungsmaßnahmen eingeleitet werden mussten.«

Wir stiegen in Lees Crown Vic. Sie fragte: »Sie sind nicht ganz meiner Meinung, oder?«

Ich antwortete: »Ist das Vorhaben der Familie Hoth wirklich harmlos, soll's mir recht sein. Aber etwas anderes war ganz und gar nicht harmlos. Das steht fest. Und wir sagen, dass diese andere Sache bewirkt hat, dass Susan Mark zur genau selben Zeit am selben Ort war. Was ein verdammt großer Zufall wäre.«

»Und?«

»Wie oft haben Sie schon erlebt, dass eine Chance von einer Million zu eins eingetroffen ist?«

»Niemals.«

»Ich auch nicht. Trotzdem glaube ich, dass das hier passiert. John Sansom verkörpert diesen Fall, und ich glaube, dass er irgendwie in diese Sache verwickelt ist.«

»Wieso?«

»Ich habe mit ihm gesprochen.«

»In Washington?«

»Tatsächlich habe ich ihm nach North Carolina folgen müssen.«

»Sie geben nicht auf, was?«

»Das hat er auch gesagt. Dann habe ich ihn gefragt, ob er schon mal den Namen Lila Hoth gehört habe, was er verneinte. Ich habe sein Gesicht beobachtet und ihm geglaubt – und hatte trotzdem das Gefühl, er lügt. Beides gleichzeitig. Vielleicht hat er das wirklich getan.«

»Wie?«

»Vielleicht kannte er den Namen Hoth, aber nicht Lila. Dann stimmte es theoretisch, dass er den

Namen Lila Hoth nie gehört hatte. Aber vielleicht kannte er den Namen Swetlana Hoth. Vielleicht war der ihm sehr vertraut.«

»Was würde das bedeuten?«

»Vielleicht mehr, als wir denken. Sagt Lila Hoth nämlich die Wahrheit, ist hier irgendeine verrückte Logik am Werk. Wieso sollte Susan Mark sich wegen dieser Sache so unglaublich reinhängen?«

»Sie hatte Mitgefühl.«

»Warum gerade sie?«

»Keine Ahnung.«

»Weil sie adoptiert worden war. Ein unehelich geborenes Kind, das vermutlich manchmal von seinen richtigen Eltern geträumt hat. Vielleicht wie Lila Hoth. Irgendein Kerl ist vor ihrer Geburt sehr freundlich zu ihrer Mutter gewesen? Diese Aussage lässt sich auf alle mögliche Weise interpretieren.«

»Zum Beispiel?«

»Bestenfalls hat er ihr im Winter einen warmen Mantel geschenkt.«

»Und schlimmstenfalls?«

»Vielleicht ist John Sansom Lila Hoths Vater.«

Lee und ich fuhren geradewegs zum Revier zurück. Jacob Mark war inzwischen mit Docherty fertig. Das war offensichtlich. Und irgendetwas hatte sich verändert. Auch das war klar. Die beiden saßen sich an Dochertys Schreibtisch gegenüber. Jake wirkte heiterer. Docherty trug einen geduldigen Gesichtsausdruck zur Schau, als hätte er soeben eine Stunde vergeudet. Aber er schien deswegen nicht ärgerlich zu sein. Cops sind es gewöhnt, Zeit zu vergeuden. Statistisch gesehen führt ihre Arbeit größtenteils zu nichts. Lee und ich gingen zu ihnen, und Jake sagte: »Peter hat seinen Trainer angerufen.«

Ich fragte: »Wann?«

»Vor zwei Stunden. Der Trainer hat Molina angerufen, und der hat mich angerufen.«

»Wo steckt er also?«

»Das hat er nicht gesagt. Er musste auf den

Anrufbeantworter sprechen. Sein Trainer geht beim Abendessen nie ans Telefon. Familienzeit.«

»Aber mit Peter ist alles in Ordnung?«

»Er hat gesagt, dass er nicht so bald zurückkommt. Vielleicht nie mehr. Er überlegt, ob er mit dem Football aufhören soll. Im Hintergrund hat ein Mädchen gekichert.«

Docherty sagte: »Muss ein tolles Weib sein.«

Ich fragte Jake: »Sind Sie damit zufrieden?«

Jake antwortete: »Teufel, nein. Aber das ist sein Leben. Und er wird schon wieder zur Vernunft kommen. Die Frage ist nur, wann.«

»Halten Sie diese Nachricht für glaubwürdig, meine ich.«

»Der Trainer kennt seine Stimme vermutlich besser als ich.«

»Hat jemand versucht, ihn zurückzurufen?«

»Jeder von uns. Aber sein Handy ist wieder ausgeschaltet.«

Theresa Lee fragte Jake: »Dann sind wir also zufrieden?«

»Ich denke schon.«

»Fühlen Sie sich besser?«

»Erleichtert.«

»Darf ich Sie etwas anderes fragen?«

»Schießen Sie los.«

»War Ihre Schwester ein Adoptivkind?«

Jake schweig einen Moment, musste erst umschalten. Nickte dann. »Wir sind beide als Babys adoptiert worden. Einzelnen, mit drei Jahren Abstand. Susan zuerst. Wieso?«

Lee sagte: »Das dient nur zur Bestätigung neuer Informationen, die ich erhalten habe.«

»Was für neue Informationen?«

»Susan scheint nach New York gekommen zu sein, um hier eine Freundin zu treffen.«

»Welche Freundin?«

»Eine Ukrainerin namens Lila Hoth.«

Jake sah mich an. »Die haben Sie schon mal erwähnt. Von Susan habe ich diesen Namen nie gehört.«

Lee fragte ihn: »Wäre das zu erwarten gewesen? Wie nahe standen Sie sich? Dies scheint eine relativ junge Freundschaft gewesen zu sein.«



»Unser Kontakt war nicht sehr eng.«

»Wann haben Sie zuletzt mit ihr gesprochen?«

»Vor ein paar Monaten, glaube ich.«

»Dann sind Sie also nicht völlig auf dem Laufenden, was Freundschaften und dergleichen betrifft.«

Jake sagte: »Wohl eher nicht.«

Lee fragte: »Wie viele Leute haben gewusst, dass Susan adoptiert war?«

»Sie hat keine Reklame damit gemacht, denke ich. Aber es war auch kein Geheimnis.«

»Wie schnell könnte eine neue Freundin das rauskriegen?«

»Bestimmt ziemlich schnell. Freundinnen tratschen über solches Zeug.«

»Wie würden Sie Susans Verhältnis zu ihrem Sohn beschreiben?«

»Was für eine Art Frage ist das?«

»Eine wichtige.«

Jake zögerte. Er presste die Lippen zusammen und wandte sich sogar ein wenig ab, als wollte er diesem Thema buchstäblich ausweichen. Als

duckte er sich unter einem Schlag weg. Vielleicht weil er öffentlich keine schmutzige Wäsche waschen wollte. In diesem Fall wäre allein seine Körpersprache Antwort genug gewesen. Aber Theresa Lee wollte sie von ihm selbst hören. Sie sagte: »Reden Sie mit mir, Jake. Von Cop zu Cop. Dies ist eine Sache, die ich wissen muss.«

Er schwieg noch einen Augenblick, dann zuckte er mit den Schultern und sagte: »Man könnte es eine Liebe-Hass-Beziehung nennen, schätze ich.«

»In welcher Hinsicht genau?«

»Susan hat Peter geliebt, Peter hat sie gehasst.«

»Weshalb?«

Weiteres Zögern. Noch mal ein Schulterzucken.  
»Das ist kompliziert.«

»Wie?«

»Wie die meisten Jugendlichen hat Peter eine schwierige Phase durchgemacht. Wie Mädchen, die lange verschollene Prinzessinnen sein wollten, oder wie Jungen sich wünschen, ihre Großväter wären Admirale oder Generale oder berühmte Forscher gewesen. Irgendwann wünscht sich wohl

jeder, etwas zu sein, das er nicht ist. Peter wollte im Prinzip in einer Ralph-Lauren-Anzeige leben. Er wollte Peter Molina der Vierte oder wenigstens der Dritte sein. Seinem Vater sollte ein Landsitz in Kennebunkport gehören, seine Mutter sollte reich geerbt haben. Damit ist Susan nicht gut klargekommen. Sie war die Tochter einer drogensüchtigen Nutte aus Baltimore und hat daraus kein Geheimnis gemacht. Ihrer Meinung nach war Ehrlichkeit die beste Politik. Damit ist wiederum Peter nicht klargekommen. Das haben sie nie überwunden, und dann kam die Scheidung, und Peter hat sich für seinen Vater entschieden, und darüber sind beide nie hinweggekommen.«

»Welches Gefühl hatten Sie dabei?«

»Ich hatte Verständnis für beide Standpunkte. Ich habe mich nie nach meiner richtigen Mutter erkundigt. Ich wollte gar nicht wissen, wer sie war. Aber ich habe mir eine Zeit lang gewünscht, sie wäre eine große alte Dame mit viel Brillantschmuck. Darüber bin ich hinweggekommen. Peter dagegen nicht, was dumm

ist, wie ich weiß, aber verständlich.«

»Hat Susan, die Peter als Sohn geliebt hat, ihn auch als Menschen gemocht?«

Jake schüttelte den Kopf. »Nein. Was alles noch schlimmer gemacht hat. Susan hatte absolut nichts für Sportstars und Teamjacken und diesen ganzen Mist übrig. Ich vermute, dass sie in Schule und College schlechte Erfahrungen mit solchen Typen gemacht hat. Ihr hat's nicht gefallen, dass ihr Sohn sich in einen von denen verwandelt hat. Aber für Peter war dieser Scheiß wichtig – erst um seiner selbst willen, dann als Waffe gegen Susan. Nicht gerade eine funktionierende Familie, das steht fest.«

»Wer kennt diese Story?«

»Sie meinen, ob eine Freundin sie gekannt hätte?«

Lee nickte.

Jake sagte: »Eine gute Freundin schon.«

»Eine gute Freundin, die sie erst seit Kurzem gekannt hat?«

»In solchen Dingen spielt Zeit keine Rolle. Da

geht es um Vertrauen, stimmt's?«

Ich sagte: »Sie haben mir erzählt, Susan sei nicht unglücklich gewesen.«

Jake erklärte: »Und das war sie auch nicht. Ich weiß, dass das verrückt klingt. Aber Adoptivkinder haben ihr Leben lang eine andere Vorstellung von Familienglück. Sie hegen andere Erwartungen. Glauben Sie mir, ich weiß Bescheid. Susan hatte sich damit abgefunden. Das war die harte Wirklichkeit, sonst nichts.«

»War sie einsam?«

»Bestimmt.«

»Hat sie sich isoliert gefühlt?«

»Sicher auch das.«

»Hat sie gern lange telefoniert.«

»Das tun die meisten Frauen.«

Lee fragte ihn: »Haben Sie Kinder?«

Jake schüttelte wieder den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Ich habe keine Kinder. Ich bin nicht mal verheiratet. Ich habe versucht, aus den Erfahrungen meiner großen Schwester zu lernen.«

Lee schwieg eine Zeit lang, dann sagte sie:

»Danke, Jake. Ich freue mich, dass mit Peter alles in Ordnung ist. Und es tut mir leid, dass ich diese schlimmen Dinge noch mal ansprechen musste.«  
Dann ging sie, und ich folgte ihr. Sie sagte: »Ich überprüfe auch ihre restlichen Angaben, aber das wird dauern, weil diese Dienstwege immer zeitraubend sind. Trotzdem glaube ich schon jetzt, dass Lila Hoth auch sonst die Wahrheit gesagt hat. Bisher hat sie bei zwei Versuchen zwei Treffer erzielt: in der Adoptionsfrage und in der Mutter-Sohn-Sache. Sie weiß Dinge, die nur eine wirkliche Freundin wissen kann.«

Ich nickte zustimmend. »Interessiert Sie diese andere Sache? Was Susan so schreckliche Angst eingejagt hat?«

»Nicht bevor ich einen handfesten Beweis für ein Verbrechen habe, das in New York City verübt worden ist – irgendwo zwischen Ninth Avenue und Park, 30th Street und 45th.«

»Das ist der Bereich dieses Reviers?«

Sie nickte. »Alles andere wäre freiwillig geleistete Arbeit.«

»Interessieren Sie sich für Sansom?«

»Nicht im Geringsten. Und Sie?«

»Ich habe das Gefühl, ich sollte ihn vielleicht irgendwie warnen.«

»Wovor? Vor der Eine-Million-zu-eins-Chance?«

»Tatsächlich ist die Wahrscheinlichkeit viel höher als eine Million zu eins. In Amerika gibt es ungefähr fünf Millionen Männer, die John heißen. Nur der Vorname James ist beliebter. Das wäre jeder dreißigste Kerl. Was wiederum bedeutet, dass es 1983 in der US Army ungefähr dreiunddreißigtausend Johns gegeben haben muss. Zieht man ungefähr zehn Prozent wegen demografischer Ungenauigkeiten ab, kommt man auf eine Wahrscheinlichkeit von eins zu dreißigtausend.«

»Das ist noch immer eine ziemlich geringe Chance.«

»Ich finde nur, dass Sansom davon erfahren sollte, das ist alles.«

»Warum?«

»Unter Offizierskameraden, könnte man sagen. Vielleicht fahre ich nach Washington zurück.«

»Nicht nötig. Die Fahrt können Sie sich sparen. Er kommt hierher. Morgen Mittag, zu einem Fundraising-Lunch im Sheraton. Mit Schwergewichten aus der Wall Street. Seventh Avenue und 52nd Street. Wir haben ein Memo.«

»Wozu? In Greensboro hat er nicht viel Personenschutz bekommen.«

»Bei uns kriegt er auch nicht viel Schutz. Tatsächlich erhält er gar keinen. Aber wir bekommen Memos zu allem. So ist das jetzt. Das ist das neue NYPD.« Dann ließ sie mich mitten in dem leeren Bereitschaftsraum stehen. Vielleicht war Lila Hoth wirklich rein wie frisch gefallener Schnee, aber ich wurde das ungute Gefühl nicht los, dass Sansom allein dadurch, dass er nach New York kam, in eine Falle tappte.



Die Zeit, in der man in New York für fünf Dollar pro Nacht gut schlafen konnte, liegt lange zurück, aber man kann es noch für fünfzig, wenn man sich auskennt. Entscheidend ist, dass man spät anfängt. Ich ging zu einem Hotel am Madison Square Garden, in dem ich schon früher übernachtet hatte. Es war ein großer Kasten, einst luxuriös, jetzt nur ein schäbiger Altbau, der entweder renoviert oder abgerissen werden sollte, was dann aber doch nicht geschah. Nach Mitternacht besteht das Personal am Empfang nur noch aus einem einzelnen Nachtportier, der als Mädchen für alles fungiert. Ich trat an die Rezeption und fragte ihn, ob er ein Zimmer für mich habe. Er tippte demonstrativ auf einer Tastatur und sah auf einen Bildschirm, bevor er bestätigte, er habe eines. Als Preis nannte er hundertfünfundachtzig Dollar plus Mehrwertsteuer. Ich fragte, ob ich das Zimmer erst

mal sehen könne. Dies war die Art Hotel, in dem das ein angemessener Wunsch war. Vernünftig. Sogar obligatorisch. Der Kerl kam hinter seiner Theke hervor, brachte mich mit dem Aufzug nach oben und führte mich einen Korridor entlang. Er sperrte ein Zimmer mit der Generalschlüsselkarte auf, die er an einem Spiralkabel am Gürtel trug, und trat beiseite, um mir den Vortritt zu lassen.

Das Zimmer war in Ordnung. Hier gab es ein Bett und ein Bad. Alles, was ich brauchte, und nichts, was ich nicht benötigte. Ich zog zwei Zwanziger aus der Tasche und sagte: »Wie wär's, wenn wir uns die ganze Anmeldung unten am Empfang sparen würden?«

Der Mann sagte nichts. Das tun sie zu diesem Zeitpunkt nie. Ich zog einen weiteren Zehner heraus und sagte: »Fürs Zimmermädchen, morgen.«

Der Kerl scharrte etwas mit den Füßen, als brächte ich ihn in Verlegenheit, aber dann streckte er die Hand aus und nahm das Geld. Er sagte: »Bis acht müssen Sie draußen sein«, dann ging er hinaus. Die Tür schloss sich hinter ihm. Ein

Zentralcomputer würde vielleicht auf die Sekunde genau zeigen, wann dieses Zimmer mit seiner Schlüsselkarte aufgesperrt worden war, aber er würde behaupten, er habe es mir gezeigt, mir habe jedoch das Zimmer nicht gefallen, sodass ich sofort wieder gegangen sei. Das war vermutlich eine Behauptung, die er regelmäßig wiederholte. Ich war vielleicht der vierte Typ, den er in dieser Woche so untergebracht hatte. Vielleicht auch der fünfte oder sechste. In Großstadthotels passiert alles Mögliche, nachdem die Tagschicht gegangen ist.

Ich schlief gut, wachte erholt auf und war um fünf vor acht wieder auf der Straße. Ich bahnte mir einen Weg durch die Massen, die in die Penn Station und aus ihr herausströmten, und frühstückte im rückwärtigen Teil eines Coffeeshops in der 33rd Street. Kaffee, Spiegelei mit Schinken, Pfannkuchen und noch einen Kaffee, alles für sechs Dollar plus Mehrwertsteuer plus Trinkgeld. Teurer als in North Carolina, aber nicht viel. Der Akku in Leonids Handy war noch immer etwa halb voll.

Ein Icon zeigte einige schwarze und einige leere Balken. Ich schätzte, dass ich genügend Saft für ein paar Anrufe hatte. Ich wählte 600 und wollte mit 82219 weitermachen, aber bevor ich die zweite Zahl zur Hälfte eingegeben hatte, kam ein schnelles kleines Trillern, irgendwo zwischen einer Sirene und einem Xylophon, aus dem Hörer. Dann teilte mir eine Frauenstimme mit, die gewünschte Verbindung könne nicht hergestellt werden. Sie empfahl mir, die Nummer zu kontrollieren und es nochmals zu versuchen. Diesmal gab ich 1-600 ein – mit dem gleichen Ergebnis. Ich versuchte es mit der Auslandsvorwahl 011, dann mit einer 1 für Nordamerika und dann mit 600. Ein umständlicher Weg, aber das Ergebnis blieb gleich. Für den Fall, dass das Handy glaubte, ich sei noch in London, versuchte ich es mit der Auslandsvorwahl 001. Ergebnislos. Als Nächstes gab ich die osteuropäische Vorwahl für Amerika ein – für den Fall, dass das Handy vor einem Jahr aus Moskau mitgenommen worden war. Ergebnislos. Ich betrachtete das Tastenfeld des Handys und

beschloss, das D durch eine 3 zu ersetzen, aber das System warf mich piepsend aus dem Netz, lange bevor ich dorthin gelangte.

Also war 600-82219-D keine Telefonnummer, weder in Kanada noch sonst wo. Was bedeutete, dass das FBI das gewusst haben musste. Es hatte das vielleicht eine Minute lang für möglich gehalten und diese Idee dann kurzerhand verworfen. Das FBI ist alles Mögliche, aber bestimmt nicht dumm. Also hatten die Agenten in der 35th Street ihre wahren Fragen an mich hinter einer Nebelwand getarnt.

Was hatten sie mich noch gefragt?

Sie hatten herauszufinden versucht, wie groß mein Interesse wirklich war, hatten mich nochmals gefragt, ob Susan mir etwas gegeben habe, und hatten sich bestätigen lassen, dass ich abreisen würde. Sie hatten gewollt, dass ich nicht zu neugierig würde und mit leeren Händen verschwand.

Weshalb?

Ich hatte keine Ahnung.

Und was bezeichnete 600-82219-D genau, wenn es keine Telefonnummer war?

Ich blieb weitere zehn Minuten bei einer letzten Tasse Kaffee sitzen, nahm immer nur kleine Schlucke, behielt die Augen offen, ohne viel zu sehen, und versuchte, mich von hinten an die Antwort ranzuschleichen. Wie Susan Mark aus der falschen Richtung aus der U-Bahn hatte kommen wollen. Ich stellte mir die Ziffern vor, gedehnt, einzeln, zusammen, in unterschiedlichen Kombinationen, mit Zwischenräumen und Bindestrichen, in Gruppen.

Die 600 kam mir irgendwie bekannt vor.

*Susan Mark.*

*600.*

Aber ich kam nicht drauf.

Ich trank den Kaffee aus, steckte Leonids Handy wieder ein und machte mich auf den Weg nach Norden, zum Sheraton.

Das Hotel war ein riesiger Glasturm mit einem Plasmabildschirm in der Halle, der alle Veranstaltungen des Tages anzeigte. Der große

Ballsaal war zum Lunch für eine Gruppe gebucht, die sich FT nannte. Fair Tax oder Free Trade, vielleicht sogar die *Financial Times* selbst. Eine plausible Tarnung für eine Gruppe von Wall-Street-Kapitalisten, die darauf aus waren, sich noch mehr Einfluss zu kaufen. Ihre Veranstaltung sollte um zwölf Uhr beginnen. Ich rechnete mir aus, dass Sansom versuchen würde, gegen elf Uhr hier zu sein. Er würde noch etwas Zeit und Ruhe benötigen, um sich vorzubereiten. Für ihn war dies eine wichtige Zusammenkunft. Diese Leute waren seine Klientel, und sie konnten großzügig spenden. Er würde mindestens sechzig Minuten brauchen. Das bedeutete, dass ich noch zwei Stunden totschiessen musste. Ich ging zum Broadway und fand zwei Blocks weiter nördlich einen Jeansladen. Ich wollte ein neues Hemd. Mein jetziges gefiel mir nicht mehr. Es war ein Symbol meiner Niederlage. *Kommen Sie nicht in diesen Klamotten, sonst lässt man Sie nicht rein.* Falls ich Elspeth Sansom wiedersah, wollte ich nichts anhaben, das an mein Versagen und ihren Erfolg

erinnerte.

Ich entschied mich für ein dünnes Ding aus khakifarbenem Popelin und zahlte elf Dollar dafür. Billig, aber auch nicht mehr wert. Es hatte keine Taschen, und die Ärmel endeten eine Handbreit über meinen Handgelenken. Mit hochgeschlagenen Manschetten verdeckten sie eben noch meine Ellbogen. Aber mir gefiel es ganz gut. Ich hatte es immerhin aus freien Stücken gekauft.

Um zehn Uhr dreißig Uhr war ich wieder in der Halle des Sheraton. Ich saß in einem Sessel, umgeben von vielen Menschen. Die eine Hälfte war nach draußen unterwegs, um auf Autos oder Taxis zu warten, die andere Hälfte strömte von der Straße herein, um auf Zimmer zu warten.

Um zehn Uhr vierzig wurde mir endlich klar, was 600-82219-D bedeutete.



Ich erhob mich und folgte gravierten Messingschildern zum Business Center im Hotel. Aber ich konnte nicht hinein. Dazu brauchte man einen Zimmerschlüssel. Ich trieb mich drei Minuten vor der Tür herum, bis ein Mann aufkreuzte. Er trug einen Anzug und schien es eilig zu haben. Ich wühlte demonstrativ in meinen Hosentaschen und trat dann mit einer gemurmelten Entschuldigung zur Seite. Der andere Typ drängte sich an mir vorbei und benutzte seine Schlüsselkarte, um die Tür zu öffnen, und ich folgte ihm hinein.

In dem Raum gab es vier identische Arbeitsstationen. Jede bestand aus einem Schreibtisch, einem Bürostuhl, einem PC und einem Drucker. Ich setzte mich möglichst weit von dem anderen Mann entfernt hin und schaltete den Bildschirmschoner des Computers durch einen

Druck auf die Leertaste aus. So weit, so gut. Ich studierte die Icons auf dem Bildschirm, konnte aber nichts mit ihnen anfangen. Aber ich stellte fest, dass ein kleines Feld mit Erklärungen erschien, wenn ich mit Mauszeiger auf sie deutete, als wäre ich unschlüssig oder wolle mich nur informieren. So identifizierte ich den Internet Explorer und klickte zweimal darauf. Die Festplatte surrte, und der Browser öffnete sich. Weit schneller als bei dem letzten PC, an dem ich gesessen hatte. Vielleicht machte die Computertechnik wirklich Fortschritte. Auf der Homepage wurde automatisch ein Link zu Google angezeigt. Ich klickte ihn an und hatte das Google-Eingabefeld vor mir. Wieder sehr schnell. Ich schrieb *US Army Dienstvorschriften* hinein und drückte die Eingabetaste. Der Bildschirm wechselte sekundenschnell und zeigte mir ganze Seiten von Optionen.

In den folgenden fünf Minuten klickte ich mich weiter, scrollte und las.

Um zehn Uhr fünfzig befand ich mich wieder in der

Hotelhalle. Mein Sessel war inzwischen besetzt. Ich ging auf den Gehsteig hinaus und blieb in der Sonne stehen. Ich ging davon aus, dass Sansom mit einem Town Car vorfahren und den Haupteingang benutzen würde. Er war kein Rockstar. Er war nicht der Präsident. Er würde nicht durch die Küche oder den Lieferanteneingang hereinkommen. Ihm ging es sogar darum, gesehen zu werden. Der Zwang, Gebäude unter strikter Geheimhaltung zu betreten, war ein Preis, den er erst noch gewinnen musste.

Der Tag war heiß. Aber Gehsteig und Fahrbahn waren sauber und stanken nicht. An der Straßenecke südlich von mir war ein Cop postiert, an der Straßenecke nördlich von mir ein weiterer. Das Standardkontingent des NYPD in Midtown. Aktiv und beruhigend, aber angesichts der potenziellen Gefahren nicht unbedingt nützlich. Neben mir stiegen abreisende Hotelgäste in Taxis. Der Rhythmus der Großstadt pulsierte unablässig. Der Verkehr auf der Seventh Avenue strömte, wurde von der Ampel angehalten und strömte

weiter. Verkehr aus den Querstraßen floss, hielt und floss wieder. Fußgänger sammelten sich an den Übergängen und hasteten dann in Gruppen auf die andere Straßenseite. Hupen hupten, Lastwagen röhren, die Sonne wurde von hohen Glasflächen zurückgeworfen und brannte heiß herunter.

Sansom traf um elf Uhr fünf in einem Town Car ein. New Yorker Kennzeichen, was bedeutete, dass er mit dem Zug gekommen sein musste. Weniger bequem für ihn, aber unauffälliger, als wenn er geflogen wäre oder die ganze Strecke mit dem Auto zurückgelegt hätte. Im Wahlkampf war jede Kleinigkeit wichtig. *Politik ist ein Minenfeld.* Springfield stieg vorn aus, bevor die Limousine ganz zum Stehen gekommen war, danach kletterten Sansom und seine Frau aus dem Fond. Sie blieben einen Augenblick auf dem Gehsteig stehen: bereit, liebenswürdig zu sein, wenn jemand sie begrüßte, und bereit, nicht enttäuscht zu sein, wenn das nicht der Fall war. Dann entdeckten sie mich. Sansoms Blick war leicht fragend, der seiner Frau ein wenig besorgt. Springfield wollte sich vor mir aufbauen,

aber Elspeth hielt ihn mit einer kleinen Handbewegung zurück. Sie hatte sich offenbar zur Beauftragten für Schadenbegrenzung ernannt, was mich betraf. Sie schüttelte mir die Hand, als wäre ich ein alter Freund. Zu meinem Hemd äußerte sie sich nicht. Stattdessen trat sie nah an mich heran und fragte halblaut: »Müssen Sie mit uns reden?«

Das war die perfekte Frage einer Politikergattin. Sie lud das Wort *müssen* mit allen möglichen Bedeutungen auf. Ihre Betonung wies mir die Doppelrolle eines Gegners und Kollaborateurs zu. Im Grunde genommen sagte sie: *Wir wissen, dass Sie Informationen besitzen, die uns schaden könnten, und hassen Sie deswegen, aber wir wären Ihnen aufrichtig dankbar, wenn Sie erst mit uns darüber sprechen würden, bevor Sie damit an die Öffentlichkeit gehen.*

Praktisch ein ganzer Essay in fünf Worten.

Ich sagte: »Ja, wir müssen miteinander reden.«

Springfield machte ein finsternes Gesicht, aber Elspeth lächelte, als hätte ich ihr gerade hunderttausend Stimmen versprochen, nahm meinen

Arm und führte mich hinein. Das Hotelpersonal wusste nicht und interessierte sich nicht dafür, wer Sansom war, außer dass er vor Gästen sprechen würde, die den Ballsaal für viel Geld gemietet hatten. Deshalb bot es viel künstlichen Enthusiasmus auf, führte uns in einen Privatsalon und lief geschäftig mit lauwarmem Mineralwasser in Flaschen und dünnem Kaffee in Thermoskannen hin und her. Elspeth spielte die Gastgeberin. Springfield sagte nichts. Sansom bekam einen Handyanruf von seinem Stabschef in Washington. Sie sprachen vier Minuten über Wirtschaftspolitik, dann weitere zwei Minuten über den restlichen Tagesablauf. Aus dem Kontext ging hervor, dass Sansom gleich nach dem Lunch zurückfahren würde, um abends noch etwas zu arbeiten. Diese Veranstaltung in New York war ein Blitzüberfall, sonst nichts. Wie ein Straßenraub im Vorbeifahren.

Das Personal war fertig und verließ den Raum. Sansom beendete das Gespräch. Im Salon herrschte Schweigen. Gefilterte Luft kam leise zischend aus Lüftungsschlitzen und kühlte den

Raum stärker, als mir lieb war. Wir saßen einige Augenblicke lang nur da und tranken Kaffee oder Mineralwasser. Dann eröffnete Elspeth Sansom das Bieten, indem sie fragte: »Gibt's Neuigkeiten von dem verschwundenen jungen Mann?«

Ich sagte: »Nicht viele. Er hat das Footballtraining geschwänzt, was selten vorzukommen scheint.«

»An der USC?«, fragte Sansom. Er hatte ein gutes Gedächtnis. Ich hatte die USC nur einmal nebenbei erwähnt. »Ja, das kommt selten vor.«

»Aber dann hat er seinen Trainer angerufen und auf seinen Anrufbeantworter gesprochen.«

»Wann?«

»Gestern Abend. Zur Abendessenszeit an der Westküste.«

»Und?«

»Er ist offenbar mit einer Frau zusammen.«

Elspeth sagte: »Das ist ja dann okay.«

»Mir wäre ein richtiges Telefongespräch in Echtzeit lieber. Oder ein persönliches Treffen.«

»Eine Nachricht ist Ihnen nicht gut genug?«

»Ich bin von Natur aus misstrauisch.«

»Worüber müssen Sie also mit uns reden?«

Ich wandte mich an Sansom und fragte: »Wo waren Sie im Jahr 1983?«

Er zögerte, nur einen halben Herzschlag lang, und in seinen Blick trat ein seltsamer Ausdruck. Nicht Schock, dachte ich. Nicht Überraschung. Vielleicht Resignation. Er sagte: »Im Jahr 1983 war ich Hauptmann.«

»Danach habe ich nicht gefragt. Ich habe gefragt, wo Sie waren.«

»Das darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Waren Sie in Berlin?«

»Das darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Sie haben mir erklärt, Sie hätten eine blütenweiße Weste. Stehen Sie noch dazu?«

»Uneingeschränkt.«

»Gibt es etwas, das Ihre Frau nicht über Sie weiß?«

»Jede Menge Dinge. Aber nichts Persönliches.«

»Wissen Sie das bestimmt?«

»Ganz sicher.«



»Sie haben den Namen Lila Hoth nie gehört?«

»Das habe ich Ihnen schon bestätigt.«

»Sie haben den Namen Swetlana Hoth nie gehört?«

»Niemals«, sagte Sansom. Ich beobachtete dabei sein Gesicht. Er wirkte sehr gefasst, schien sich leicht unbehaglich zu fühlen, aber das war die einzige erkennbare Gefühlsregung.

Ich fragte ihn: »Haben Sie vor dieser Woche von Susan Mark gewusst?«

»Nein. Auch das habe ich Ihnen schon gesagt.«

»Haben Sie 1983 einen Orden bekommen?«

Er gab keine Antwort. In dem Raum wurde es wieder still. Dann klingelte Leonids Handy in meiner Tasche. Ich spürte den Vibrationsalarm und hörte eine laute elektronische Melodie. Ich zog es aus der Tasche und sah auf den kleinen Bildschirm. Eine Nummer mit 212 als Vorwahl. Dieselbe Nummer, die schon im Anrufverzeichnis stand. Das Hotel Four Seasons. Also vermutlich Lila Hoth. Ich fragte mich, ob Leonid noch verschollen oder gerade zurückgekommen war und seine Story

erzählt hatte, sodass Lila jetzt versuchte, mich direkt zu erreichen.

Ich drückte planlos auf alle möglichen Knöpfe, bis das Klingeln verstummte, und steckte das Handy wieder ein. Zu Sansom sagte ich: »Entschuldigen Sie die Störung.«

Er zuckte mit den Schultern, als wäre keine Entschuldigung nötig.

Ich wiederholte: »Haben Sie 1983 einen Orden bekommen?«

Er sagte: »Warum ist das wichtig?«

»Wissen Sie, was 600-8-22 bedeutet?«

»Vermutlich eine Army-Dienstvorschrift. Ich kenne nicht alle auswendig.«

Ich sagte: »Wir sind immer davon ausgegangen, dass nur ein Dummkopf annehmen würde, das HRC besäße brauchbare Informationen über Einsätze der Delta Force. Und ich denke, dass das weitgehend richtig war. Aber doch nicht ganz richtig. Ich glaube, dass ein kluger Kopf, der unkonventionell denkt, das mit Recht erwarten könnte.«

»Wieso?«

»Nehmen wir mal an, jemand wüsste sicher, dass ein bestimmter Einsatz stattgefunden hat. Nehmen wir zudem an, er wüsste, dass er erfolgreich gewesen ist.«

»Dann bräuchte er keine Informationen, weil er sie schon hat.«

»Nehmen wir mal an, er wollte die Identität des Offiziers klären, der den Einsatz befehligt hat?«

»Aber nicht durchs HRC. Ganz unmöglich. Einsatzbefehle, Gefechtsberichte und Ergebnismeldungen sind geheim und lagern in Fort Bragg hinter Schloss und Riegel.«

»Aber was passiert mit Offizieren, die erfolgreiche Einsätze befehligen?«

»Erzählen Sie's mir.«

»Sie bekommen Orden«, sagte ich. »Je wichtiger das Unternehmen, desto höher die Auszeichnung. Und die Army-Dienstvorschrift 600-8-22 schreibt in Paragraph neun, Unterabschnitt D vor, dass das Human Resources Command jede beantragte Ordensverleihung und

die Entscheidung darüber zuverlässig dokumentieren muss.«

»Schon möglich«, entgegnete Sansom. »Aber bei einem Delta-Unternehmen würden alle Einzelheiten weggelassen. Der Antrag würde redigiert, der Ort weggelassen und der Grund für die Ordensverleihung nicht genannt.«

Ich nickte. »In den Unterlagen stünden nur ein Name, ein Datum und eine Auszeichnung. Sonst nichts.«

»Genau.«

»Aber mehr braucht ein kluger Kopf, der unkonventionell denkt, gar nicht, stimmt's? Eine Auszeichnung zeigt, dass ein Einsatz erfolgreich war, und die fehlende Begründung beweist, dass er ein Geheimunternehmen war. Nehmen wir irgendeinen Monat, sagen wir Anfang 1983. Wie viele Orden sind da verliehen worden?«

»Tausende. Allein Hunderte und Aberhunderte von Auszeichnungen für gute Führung.«

»Wie viele Silver Stars?«

»Nicht allzu viele.«

»Falls überhaupt«, sagte ich. »Anfang 1983 war nicht viel los. Wie viele Distinguished Service Medals sind verliehen worden? Wie oft hat jemand das Distinguished Service Cross bekommen? Ich wette, dass die Anfang 1983 äußerst selten waren.«

Elsbeth Sansom beugte sich leicht nach vorn und sah mich an. »Das verstehe ich nicht.«

Ich wandte mich ihr zu, aber Sansom hob eine Hand und unterbrach mich. Er antwortete an meiner Stelle. Zwischen den beiden gab es keine Geheimnisse. Keinen Argwohn. Er sagte: »Das ist eine Art Hintereingang. Direkte Informationen sind absolut unzugänglich, aber an indirekte Informationen kommt man heran. Wüsste jemand, wann ein erfolgreiches Delta-Unternehmen stattgefunden hat, dürfte es der befehligt haben, der in diesem Monat die höchste Auszeichnung ohne nähere Begründung erhalten hat. Wäre Krieg, würde das nicht funktionieren, weil hohe Orden häufig wären. Aber in Friedenszeiten, wenn nicht viel los ist, müsste jede hohe Auszeichnung sofort

auffallen.«

»Im Jahr 1983 haben wir Grenada besetzt«, sagte Elspeth. »Die Delta Force war dabei.«

»Oktober«, sagte Sansom. »Folglich wird es bis zum Jahresende ein paar Auszeichnungen gegeben haben. Aber die ersten neun Monate waren ziemlich ruhig.«

Elspeth Sansom schaute weg. Sie wusste nicht, was ihr Mann in den ersten neun Monaten des Jahres 1983 gemacht hatte. Vielleicht würde sie es nie erfahren. Sie sagte: »Wer fragt also danach?«

Ich antwortete: »Ein altes Schlachtross namens Swetlana Hoth, angeblich eine ehemalige Politkommissarin der Roten Armee. Die näheren Umstände sind unklar, aber sie sagt, sie habe 1983 in Berlin einen US-Soldaten namens John gekannt. Er sei sehr freundlich zu ihr gewesen. Und dass jemand versucht hat, Informationen durch Susan Mark zu erhalten, ist nur dann logisch, wenn es ein Unternehmen gegeben hat, das ein Mann namens John befehligt hat, der dafür ausgezeichnet worden ist. Das FBI hat in Susans Auto eine Notiz

gefunden. Jemand hatte ihr die Dienstvorschrift, den Paragraphen und den Unterabschnitt genannt, damit sie genau wusste, wo sie suchen musste.«

Elspeth sah unwillkürlich zu Sansom hinüber. Auf ihrem Gesicht stand die Frage, auf die sie nie eine Antwort erhalten würde: *Hast du für etwas, das du 1983 in Berlin gemacht hast, einen Orden bekommen?* Sansom reagierte nicht darauf. Also versuchte ich mein Glück. Ich fragte ihn geradeheraus: »Sind Sie 1983 in Berlin im Einsatz gewesen?«

Sansom sagte: »Sie wissen, dass ich Ihnen das nicht sagen darf.« Dann schien er die Geduld mit mir zu verlieren und erklärte: »Sie scheinen ein cleverer Kerl zu sein. Überlegen Sie doch selbst! Welches Unternehmen hätten die Deltas 1983 in Berlin durchführen können, verdammt noch mal?«

Ich sagte: »Das weiß ich nicht. Soviel ich mich erinnere, habt ihr Kerle euch immer größte Mühe gegeben, Leute wie mich im Ungewissen zu lassen. Und mir ist's eigentlich auch egal. Ich versuche nur, Ihnen unter Offizierskameraden einen Gefallen

zu tun. Das ist alles. Weil ich vermute, dass etwas aus der Vergangenheit auftauchen und Sie in den Hintern treten könnte. Ich dachte, Sie würden für eine Warnung dankbar sein.«

Sansom beruhigte sich sehr rasch wieder. Er atmete ein paarmal tief durch, dann sagte er: »Ich *bin* Ihnen für Ihre Warnung dankbar. Und ich weiß, dass Sie verstehen, dass ich auch nichts abstreiten darf. Etwas zu leugnen heißt logischerweise, etwas anderes zu bestätigen. Würde ich Berlin und alle anderen Orte, an denen ich nicht war, abstreiten, wüssten Sie zuletzt durch bloße Elimination, wo ich gewesen bin. Aber ich will mich ein bisschen exponieren, weil ich glaube, dass wir alle im selben Boot sitzen. Passen Sie also auf, Soldat. Ich war 1983 kein einziges Mal in Berlin. Ich habe 1983 keine einzige Russin kennengelernt. Ich bezweifle, dass ich das ganze Jahr über zu irgendwem freundlich gewesen bin. In der Army gibt's jede Menge Typen, die John heißen. Berlin war ein beliebter Urlaubsort. Diese Person, mit der Sie gesprochen haben, sucht einen anderen



Mann. So einfach ist die Sache.«

Sansoms kleine Rede hing noch einen Augenblick in der Luft. Wir nippten an unseren Getränken und saßen schweigend da. Dann blickte Elspeth Sansom auf ihre Uhr. Ihr Mann beobachtete sie dabei und sagte: »Sie müssen uns jetzt entschuldigen. Uns steht eine anstrengende Bettelei bevor. Springfield bringt Sie gern hinaus.« Ein merkwürdiger Vorschlag, fand ich. Dies war ein öffentliches Hotel. Ich war mit dem gleichen Recht hier wie Sansom. Ich konnte selbst zum Ausgang finden. Ich würde keine silbernen Löffel klauen, und selbst wenn ich's getan hätte, wären es nicht Sansoms Löffel gewesen. Aber dann wurde mir klar, dass Springfield Gelegenheit bekommen sollte, auf einem leeren Flur weiter mit mir zu sprechen oder mir vielleicht etwas auszurichten. Also stand ich auf und ging zur Tür. Schüttelte niemandem die Hand, verabschiedete mich auch nicht. Das schien diese Art Abschied nicht zu erfordern.

Springfield folgte mir in die Hotelhalle hinaus.

Er sagte nichts, schien aber etwas zu proben. Ich blieb stehen und wartete, bis er zu mir aufgeschlossen hatte und erklärte: »Sie müssen wirklich die Finger von dieser Sache lassen.«

Ich fragte: »Wieso, wenn er doch nicht mal dort war?«

»Weil Sie fragen werden, wo er sonst gewesen ist, um zu beweisen, dass er nicht dort war. Besser ist's, wenn Sie's gar nicht wissen.«

Ich nickte. »Das betrifft auch Sie persönlich, richtig? Weil Sie mit ihm dort waren. Sie haben ihn überallhin begleitet.«

Er nickte ebenfalls. »Lassen Sie einfach die Finger davon. Sie können es sich wirklich nicht leisten, den falschen Stein umzudrehen.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie ausradiert werden, wenn Sie's tun. Sie existieren dann einfach nicht mehr. Sie verschwinden einfach – körperlich und bürokratisch. Das ist heutzutage möglich, wissen Sie. Dies ist eine ganz neue Welt. Ich würde mich gern daran beteiligen, aber dazu hätte ich gar keine

Gelegenheit. Keine Chance. Weil ein ganzer Haufen anderer Leute sich zuerst auf Sie stürzen würde. Ich stünde in der Schlange so weit hinten, dass auch schon Ihre Geburtsurkunde vernichtet wäre, bevor ich an Sie herankäme.«

»Welche anderen Leute?«

Er gab keine Antwort.

»Staatlich?«

Er gab keine Antwort.

»Diese Feds?«

Er gab keine Antwort. Machte nur kehrt und marschierte zu den Aufzügen. Als ich auf die Seventh Avenue hinaustrat, klingelte Leonids Handy erneut.

Ich stand mit dem Rücken zum Verkehr auf der Seventh Avenue und beantwortete den Anruf auf Leonids Handy. Ich hatte Lila Hoths Stimme im Ohr. Sanft, deutliche Aussprache, etwas gestelzte Ausdrucksweise. Sie fragte: »Reacher?«

Ich antwortete: »Ja.«

Sie sagte: »Ich muss Sie sehen, sogar sehr dringend.«

»Weswegen?«

»Ich fürchte, dass meine Mutter in Gefahr ist. Vielleicht auch ich selbst.«

»Weshalb?«

»Unten waren drei Männer, die am Empfang Fragen gestellt haben, während wir nicht da waren. Ich glaube auch, dass unsere Zimmer durchsucht worden sind.«

»Welche drei Männer?«

»Ich weiß nicht, wer sie gewesen sind. Sie

haben sich nicht vorgestellt.«

»Wieso wollen Sie mit mir darüber reden?«

»Weil sie auch nach Ihnen gefragt haben. Bitte kommen Sie uns besuchen.«

Ich fragte: »Sie sind nicht sauer wegen Leonid?«

Sie sagte: »Nein, nicht unter diesen Umständen. Das war nur ein unglückliches Missverständnis, glaube ich. Bitte kommen Sie.«

Ich schwieg.

Sie sagte: »Ich wäre Ihnen sehr dankbar für Ihre Hilfe.« Sie sprach höflich, bittend, leicht unterwürfig, ein wenig zaghaft. Aber zugleich lag in ihrer Stimme etwas, das mir überdeutlich in Erinnerung rief, dass das letzte Mal, dass irgendein Kerl Nein zu ihr gesagt hatte, vermutlich ein Jahrzehnt zurücklag. Sie sprach vage befehlend, als wäre die Sache schon beschlossen, als bräuchte sie einen Wunsch nur zu äußern, um ihn erfüllt zu bekommen. *Lassen Sie einfach die Finger davon*, hatte Springfield gesagt, und ich hätte natürlich auf ihn hören sollen. Aber stattdessen erklärte ich Lila Hoth: »Wir treffen uns in einer Viertelstunde in der

Halle Ihres Hotels.« Ich glaubte, es reiche aus, ihre Suite zu meiden, um vor Komplikationen irgendwelcher Art sicher zu sein. Dann klappte ich das Handy zu und ging geradewegs zum Taxistand des Sheraton.

Die Halle des Four Seasons war in verschiedene Bereiche auf zwei getrennten Ebenen unterteilt. Ich fand Lila Hoth und ihre Mutter an einem Ecktisch in einem dezent beleuchteten getäfelten Bereich, der tagsüber ein Teesalon zu sein schien und abends vielleicht als Bar diente. Die beiden waren allein. Leonid war nicht mitgekommen. Ich kontrollierte die nähere Umgebung und entdeckte niemanden, der mir hätte Sorgen machen können. Keine unbekannten Männer in Anzügen mittlerer Preisklasse; niemand, der noch angelegentlich die Morgenzeitung studierte. Keine erkennbare Überwachung. Also nahm ich neben Lila und ihrer Mutter gegenüber Platz. Lila trug eine weiße Bluse zu einem schwarzen Rock – wie eine Bedienung in einer Cocktailbar, nur dass Stoff, Schnitt und Passform alles überstiegen, was eine Bedienung

sich hätte leisten können. Ihre Augen, blau wie ein tropisches Meer, schienen im Halbdunkel zu leuchten. Swetlana trug ein weiteres sackartiges Hauskleid, dieses Mal in schlammigem Kastanienbraun. Ihre Augen wirkten glanzlos. Sie nickte vage, als ich mich ihr gegenüber setzte. Lila schüttelte mir ziemlich förmlich die Hand. Der Kontrast zwischen den beiden Frauen war in jeder Beziehung gewaltig. Natürlich was Alter und Aussehen betraf, aber auch in Bezug auf Energie, Lebhaftigkeit und Verhalten.

Ich lehnte mich zurück, und Lila kam sofort zur Sache. Sie fragte: »Haben Sie den USB-Stick mitgebracht?«

Ich sagte: »Nein«, obwohl das nicht stimmte. Ich hatte ihn mit meiner Klappzahnbürste und Leonids Handy in der Tasche.

»Wo ist er?«

»Anderswo.«

»Sicher verwahrt?«

»Völlig sicher.«

Sie fragte: »Weshalb waren diese Männer

hier?«

Ich sagte: »Weil Sie in etwas herumstochern, das weiter geheim ist.«

»Aber der Presseoffizier im Human Resources Command war ganz begeistert davon.«

»Weil Sie ihn belogen haben.«

»Wie bitte?«

»Sie haben ihm erzählt, es gehe um Berlin. Aber das stimmt nicht. Im Jahr 1983 war die Lage Berlins nicht erfreulich, aber stabil. Ein zur Bewegungslosigkeit erstarrtes Tableau aus dem Kalten Krieg. CIA und KGB, MI6 und Stasi haben sich Scharmützel geliefert, aber die US Army ist dort nie sonderlich in Erscheinung getreten. Für unsere Jungs war die Stadt nur ein Urlaubsziel. Mit dem Zug hinfahren, die Mauer besichtigen. Klasse Bars und klasse Nutten. Vermutlich waren jedes Jahr zehntausend Kerle namens John in Berlin, aber sie haben nur Geld ausgegeben und sich vielleicht einen Tripper geholt, ganz bestimmt aber nicht gekämpft und sich Orden verdient. Deshalb ist es praktisch unmöglich, einen von ihnen



aufzuspüren. Vielleicht war das HRC bereit, für den Fall, dass doch etwas herauskäme, etwas Zeit zu investieren. Aber das ganze Vorhaben war von Anfang an lächerlich. Deshalb kann Susan Mark Ihnen kein positives Ergebnis angekündigt haben. Sie kann Ihnen nichts über Berlin erzählt haben, das eine Reise nach New York gerechtfertigt hätte. Das ist einfach nicht möglich.«

»Weshalb sind wir also hergekommen?«

»Weil Sie es verstanden haben, Susan bei den ersten Telefongesprächen einzuseifen und als Freundin zu gewinnen. Und als Sie den richtigen Augenblick für gekommen hielten, haben Sie ihr gesagt, was Sie wirklich wollten. Und wo es zu finden war. Nur für ihre Ohren bestimmt. Etwas ganz anderes.«

Eine arglose Frau, die nichts zu verbergen hatte, hätte impulsiv und offen reagiert. Vielleicht zornig oder gekränkt. Eine Amateurin hätte mit gespielter Empörung und erhobener Stimme zu bluffen versucht. Lila Hoth saß nur einen Augenblick still da. Hinter ihren Augen lief die gleiche

blitzschnelle Reaktion ab, die ich schon bei John Sansom im Hotel O. Henry beobachtet hatte. Umplanen, reorganisieren, umgruppieren – alles in Sekundenschnelle.

Sie sagte: »Diese Sache ist sehr kompliziert.«

Ich äußerte mich nicht dazu.

Sie sagte: »Aber völlig harmlos.«

Ich sagte: »Erzählen Sie das Susan Mark.«

Sie neigte den Kopf. Diese Geste kannte ich bereits. Graziös, höflich, leicht zerknirscht. Lila sagte: »Ich habe Susan um Hilfe gebeten. Sie war sehr gern dazu bereit. Dadurch hat sie offenbar Schwierigkeiten mit anderen Leuten bekommen. Also könnte man wohl sagen, ich sei indirekt an ihren Schwierigkeiten schuld. Aber nicht direkt. Und was geschehen ist, bedaure ich zutiefst. Glauben Sie mir bitte: Hätte ich gewusst, was passieren würde, hätte ich meiner Mutter ihren Wunsch abgeschlagen.«

Swetlana Hoth lächelte und nickte.

Ich fragte: »Mit welchen anderen Leuten?«

Lila Hoth antwortete: »Mit der eigenen

Regierung, glaube ich. Mit Ihrer Regierung.«

»Wieso? Was wollte Ihre Mutter wirklich?«

Sie sagte, dazu müsse sie mir als Erstes den Hintergrund schildern.

Lila Hoth war erst sieben gewesen, als die Sowjetunion zerfiel, deshalb sprach sie darüber mit einer Art historischer Distanziertheit. Sie wahrte ebenso Abstand von früheren Realitäten wie ich von der Zeit der Rassendiskriminierung in Amerika. Sie erzählte mir, die Rote Armee habe sehr viele Politkommissare eingesetzt. Jede Kompanie habe einen gehabt. Die Befehls- und Disziplinargewalt hätten sich der Kommissar und ein Offizier widerstrebend geteilt. Sie sagte, Rivalität zwischen den beiden sei häufig und erbittert gewesen – nicht unbedingt zwischen den Individuen, sondern zwischen taktischer Vernunft und ideologischem Purismus. Sie vergewisserte sich, dass ich diese Ausgangslage verstand, bevor sie zu der eigentlichen Geschichte kam.

Swetlana Hoth war Politkommissarin einer Infanteriekompanie gewesen. Kurz nach der

sowjetischen Invasion in Afghanistan im Jahr 1979 war ihre Kompanie dorthin verlegt worden. Zu Beginn waren die Kämpfe erfolgreich gewesen. In der Folge hatten sie sich katastrophal entwickelt. Die sowjetischen Verluste waren schwer gewesen – mit steigender Tendenz – und anfangs geleugnet worden. Dann hatte Moskau verspätet reagiert. Die Kriegführung war geändert, Kompanien waren zusammengelegt worden. Taktische Vernunft hatte für einen Ausbau von Feldlagern gesprochen, Ideologie neue Offensiven verlangt. Die Kampfmoral sollte durch einheitliche ethnische und geografische Abstammung gefördert werden. Allen Kompanien wurden jetzt Scharfschützenteams zugewiesen, erfahrene Scharfschützen und ihre Beobachter in den Hindukusch versetzt. So trafen Zweierteams aus harten Männern, die es gewöhnt waren, von dem zu leben, was es im Land gab, in Afghanistan ein.

Swetlanas Scharfschütze war ihr Mann, sein Beobachter Swetlanas jüngerer Bruder.

Die Lage hatte sich militärisch und persönlich

erheblich verbessert. Swetlanas Familie und weitere regionale Gruppen hatten die dienstfreien Zeiten sehr glücklich verbracht. Die Kompanien verschanzten sich, bauten ihre Stellungen aus und waren nun einigermaßen vor Überfällen sicher. Die geforderte Offensivtätigkeit wurde durch den nächtlichen Einsatz von Scharfschützen abgedeckt. Die Ergebnisse waren ausgezeichnet. Russische Scharfschützen gehörten schon lange zu den besten der Welt. Die afghanischen Mudschaheddin wussten kein Mittel gegen sie. Ende 1981 hatte Moskau seine erfolgreichen Scharfschützen mit einem neuen Gewehr ausgerüstet. Es wurde erst seit kurzer Zeit produziert, war noch streng geheim und trug die Bezeichnung AS VAL Silent Sniper.

Ich nickte, sagte: »Ich habe mal eines gesehen.«

Lila Hoth lächelte kurz, mit gewisser Schüchternheit im Blick und womöglich einer Spur von Nationalstolz auf einen Staat, der nicht mehr existierte. Aber vielleicht nur mit einer Ahnung des Stolzes, den ihre Mutter damals empfunden haben musste. Denn das VAL war eine großartige Waffe:

ein sehr präzises halbautomatisches Scharfschützengewehr mit Schalldämpfer. Es verschoss mit Unterschallgeschwindigkeit ein schweres Neunmillimetergeschoss, das alle bekannten Schutzwesten und schwach gepanzerten Militärfahrzeuge auf Entfernungen bis zu vierhundert Metern durchschlagen konnte. Geliefert wurde es mit verschiedenen Zielfernrohren und elektronischen Nachtsichtgeräten. Für den Gegner war es ein Albtraum. Man konnte ohne die geringste Vorwarnung erschossen werden: lautlos, plötzlich und willkürlich, auf einem Feldbett im Zelt, auf der Latrine, beim Essen, beim Anziehen, auf Tag- oder Nachtmärschen.

Ich sagte: »Es war eine gute Waffe.«

Lila Hoth lächelte erneut. Aber dann verblasste ihr Lächeln. Nun kamen die schlechten Nachrichten. Die stabile Lage hielt nur etwa ein Jahr an. Die guten Leistungen der sowjetischen Infanterie führten zwangsläufig dazu, dass sie immer gefährlichere Aufträge erhielt. Das war

weltweit schon immer so. Man bekommt kein Schulterklopfen und eine Fahrt nach Hause, sondern eine Landkarte in die Hand gedrückt. Swetlanas Kompanie gehörte zu den vielen, die durchs Korengaltal nach Nordosten vorstoßen sollten. Durch dieses Tal zwischen den steil aufragenden Gebirgszügen Hindukusch und Abas Ghar verlief die einzige befahrbare Route aus Pakistan. Der zehn Kilometer lange Trail war eine wichtige Nachschubroute der Mudschaheddin für Truppen vor ihrer Nordwestfront und musste dringend unterbrochen werden.

Lila erklärte: »Die Engländer haben vor über hundert Jahren ein Buch über Kriegführung in Afghanistan geschrieben. Wegen ihres Empires. Darin steht, wer eine Offensive plane, müsse immer auch schon den unvermeidlichen Rückzug im Blick haben. Und man solle die letzte Kugel für sich selbst aufsparen, weil man nicht lebend gefangen werden wolle – besonders nicht von den Frauen. Die Kompaniechefs hatten dieses Buch gelesen. Die Politkommissare hatten Anweisung,



das nicht zu tun. Ihnen wurde erklärt, der Misserfolg der Briten sei letztlich auf ihre politische Labilität zurückzuführen gewesen. Die kommunistische Ideologie sei rein und stark und uns daher der Sieg sicher. Mit dieser Selbsttäuschung hat unser eigener Vietnamkrieg begonnen.«

Der durch Artillerie und Kampfhubschrauber unterstützte Vorstoß das Korengaltal hinauf kam nach fünf Kilometern fast zum Stehen. Weitere anderthalb Kilometer wurden einem Gegner abgerungen, der nach Ansicht der Mannschaften erbittert kämpfte, während die Offiziere etwas von seinem sonstigen Elan vermissten.

Die Offiziere hatten recht.

Das Tal war eine Falle.

Die Mudschaheddin warteten ab, bis die sowjetischen Nachschublinien über sechs Kilometer lang waren, dann schlugen sie zu. Die Versorgung durch Hubschrauber wurde durch Unmengen von amerikanischen Fla-Raketen des Typs Stinger weitgehend unterbunden.

Koordinierte Angriffe schnitten die Frontausbuchtung ab. Ende 1982 waren Tausende von Rotarmisten ohne Hoffnung auf Entsatz in einer langen, schmalen Kette aus unzulänglichen und improvisierten Lagern eingekesselt. Das Winterwetter war schrecklich. Ständig tobten eisige Stürme über den Pass und das Hochtal. Und überall wuchsen immergrüne Stechpalmen. Im richtigen Kontext hübsch und malerisch – aber nicht für Soldaten, die zwischen ihnen arbeiten mussten. Ihre Blätter raschelten bei Wind unangenehm laut, behinderten jegliche Mobilität, zerfetzten Haut und zerrissen Uniformen.

Dann begannen die Störangriffe.

Gefangene wurden gemacht, einzeln oder paarweise.

Ihr Schicksal war schrecklich.

Lila zitierte aus einem düsteren Gedicht des englischen Schriftstellers Rudyard Kipling über fehlgeschlagene Offensiven, stöhnend auf dem Schlachtfeld liegende Verwundete und grausame Afghaninnen mit Messern: »*Wenn du verletzt auf*

*afghanischen Feldern liegen bleibst und wenn die Frauen kommen und klein schneiden, was übrig bleibt, dann wälz dich zu deinem Gewehr rüber und schieß dir das Hirn raus und geh zu deinem Gott wie ein Soldat.*« Dann sagte sie, was auf dem Höhepunkt der Macht des Britischen Empires wahr gewesen sei, gelte noch heute. Rotarmisten verschwanden, und Stunden später trug der Winterwind in der Nacht ihre Schreie aus unsichtbaren Feindeslagern ganz in der Nähe herüber. Das Schreien begann verzweifelt hoch und steigerte sich langsam zu einem irrsinnigen Heulen. Manchmal war es zehn oder zwölf Stunden lang zu hören. Die meisten Toten wurden nie gefunden. Aber manchmal lagen am Rand russischer Lager verstümmelte Leichen, denen Hände und Füße, ganze Glieder, Köpfe, Ohren, Augen, Nasen oder Geschlechtsteile fehlten.

Oder die Haut.

»Manchen wurde bei lebendigem Leib die Haut abgezogen«, berichtete Lila. »Die Kälte wirkte bis zu einem gewissen Grad als Anästhetikum und

verhinderte, dass sie allzu schnell an Schock starben. Dieser Vorgang dauerte manchmal sehr lange. Manche wurden bei lebendigem Leib auf Feuern geröstet. Vor unseren Linien wurden Pakete mit gebratenem Fleisch abgelegt. Anfangs hielten die Männer sie für Essensgeschenke, vielleicht von mitfühlenden Einheimischen. Aber ihnen wurde sehr bald klar, was sie enthielten.«

Swetlana Hoth starrte ausdruckslos vor sich hin, schien ihre Umgebung gar nicht wahrzunehmen und wirkte finsterer als je zuvor. Vielleicht weckte der Tonfall ihrer Tochter alle möglichen Erinnerungen in ihr. Jedenfalls erzählte Lila mit bezwingender Überzeugungskraft. Sie hatte die Ereignisse, die sie schilderte, nicht selbst gesehen oder durchlitten, aber sie beschrieb sie wie eine Augenzeugin. Als hätte sie alles gestern miterlebt. Ihre anfängliche historische Distanziertheit hatte sie längst abgelegt. Mir kam der Gedanke, dass sie eine gute Geschichtenerzählerin abgeben würde. Sie war eine hochbegabte Erzählerin.

Sie fuhr fort: »Am liebsten haben sie unsere

Scharfschützen gefangen genommen. Sie haben diese Männer gehasst. Scharfschützen sind immer verhasst, glaube ich, vielleicht wegen der Art, wie sie töten. Meine Mutter hat sich natürlich große Sorgen um meinen Vater gemacht. Und um ihren kleinen Bruder. Die beiden sind jede Nacht mit dem Nachtsichtgerät in die Hügel losgezogen. Nicht allzu weit. Vielleicht tausend Meter, um einen günstigen Winkel zu finden. Manchmal etwas weiter. Entfernt genug, um effektiv zu sein, aber nahe genug, um sich sicher fühlen zu können. Wirklich sicher war man allerdings nirgends. Gefahr drohte überall. Und sie mussten losziehen. Sie hatten den Befehl, Feinde zu töten. Ihre Absicht war auch, Gefangene zu erschießen. Sie dachten, das sei ein gnädiger Tod. Das waren schreckliche Zeiten. Und meine Mutter war inzwischen schwanger, mit mir. Ich bin im Korengaltal in einem felsigen Schützengraben gezeugt worden – unter einem Soldatenmantel, der aus dem Zweiten Weltkrieg stammte, und auf zwei weiteren, die wahrscheinlich noch älter waren. Von meiner

Mutter weiß ich, dass sie Einschusslöcher hatten, vielleicht aus Stalingrad.«

Ich schwieg. Swetlana starrte weiter vor sich hin. Lila legte die Hände auf den Tisch und schlang die Finger lose ineinander. Sie sagte: »In den ersten vier, fünf Wochen sind mein Vater und mein Onkel jeden Morgen heil zurückgekommen. Sie waren ein gutes Team. Vielleicht das beste.«

Swetlana starrte ins Leere. Lila nahm die Hände vom Tisch und machte eine kurze Pause. Dann setzte sie sich auf und straffte die Schultern. Ein Tempowechsel. Ein Themenwechsel. Sie erklärte: »Damals waren Amerikaner in Afghanistan.«

Ich sagte: »Tatsächlich?«

Sie nickte.

Ich sagte: »Was für Amerikaner?«

»Soldaten. Nicht viele, aber einige. Nicht immer, aber manchmal.«

»Glauben Sie?«

Sie nickte erneut. »Die US Army war eindeutig dort. Die Sowjetunion war ihr Feind, und die Mudschaheddin waren ihre Verbündeten. So wurde

der Kalte Krieg als Stellvertreterkrieg geführt. Präsident Reagan war es sehr recht, dass die Rote Armee zermürbt wurde. Das gehörte zu seiner antikommunistischen Strategie. Und er hat dankbar die Gelegenheit genutzt, einige unserer neuen Waffen zu erbeuten. Deshalb wurden Teams entsandt. Special Forces. Sie waren regelmäßig in Afghanistan im Einsatz. Und im März 1983 hat eines dieser Teams nachts meinen Vater und meinen Onkel überfallen und ihnen ihr Scharfschützengewehr AS VAL geraubt.«

Ich schwieg.

Lila sagte: »Der Verlust des Gewehrs stellte natürlich eine Niederlage dar. Noch schlimmer war jedoch, dass die Amerikaner meinen Vater und meinen Onkel den einheimischen Frauen überlassen haben. Das wäre nicht nötig gewesen. Natürlich mussten sie zum Schweigen gebracht werden, weil die Anwesenheit der Amerikaner streng geheim war und weiter getarnt werden musste. Aber die Amerikaner hätten meinen Vater und meinen Onkel selbst liquidieren können, rasch,

geräusch- und schmerzlos. Sie haben sich dagegen entschieden. Meine Mutter hat ihre Schreie den ganzen nächsten Tag lang und bis in die Nacht hinein gehört. Ihr Ehemann und ihr Bruder. Sechzehn, achtzehn Stunden. Sie hat gesagt, auch vor Schmerzen brüllend habe sie die beiden noch an ihren Stimmen unterscheiden können.«



Ich sah mich im Teesalon des Four Seasons um, veränderte meine Sitzhaltung etwas und sagte: »Tut mir leid, aber ich glaube Ihnen nicht.«

Lila Hoth beteuerte: »Ich sage die Wahrheit.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich war in der US Army. Bei der Militärpolizei. Im Allgemeinen wusste ich, wo Leute im Einsatz waren und wo nicht. Und in Afghanistan gab es keine amerikanischen Soldaten. Nicht damals. Nicht während dieses Konflikts. Der war eine rein lokale Angelegenheit.«

»Aber die USA waren an seinem Ausgang interessiert.«

»Natürlich. Wie die Sowjetunion, als wir in Vietnam waren. Ist die Rote Armee damals im Land gewesen?«

Das war eine rhetorische Frage, die als Argument dienen sollte, aber Lila Hoth nahm sie

ernst. Sie beugte sich über den Tisch und sprach mit ihrer Mutter, leise und schnell, in einer Sprache, die ich für Ukrainisch hielt. Swetlanas Augen weiteten sich etwas, und sie legte den Kopf schief, als versuchte sie, sich an irgendein geheimnisvolles historisches Detail zu erinnern. Sie antwortete ihrer Tochter leise, schnell und lange. Dann machte Lila eine kurze Pause, während sie sich die Übersetzung zurechtlegte, und sagte: »Nein, wir haben keine Truppen nach Vietnam entsandt, weil wir zuversichtlich waren, dass unsere Brüder in der Sozialistischen Republik ihre Aufgabe allein würden erfüllen können. Was sie, wie meine Mutter sagt, allem Anschein nach toll geschafft haben. Kleine Männer in Pyjamas haben die große grüne Maschine besiegt.«

Swetlana Hoth lächelte und nickte.

Ich sagte: »Genau wie eine Bande von Ziegenhirten *sie* in den Hintern getreten hat.«

»Zweifellos. Aber mit viel Unterstützung.«

»Auf keinen Fall.«

»Aber Sie werden zugeben, dass materielle

Hilfe geleistet wurde. An die Mudschaheddin. Mit Geld und Waffen. Vor allem mit tragbaren Flak-Raketen und dergleichen.«

»Wie in Vietnam, nur andersherum.«

»Und Vietnam ist ein ausgezeichnetes Beispiel. Denn wissen Sie bestimmt, wo die Vereinigten Staaten jemals Hilfe durch Waffenlieferungen geleistet haben, ohne ihre sogenannten Militärberater zu entsenden?«

Ich gab keine Antwort.

Lila fragte: »In wie vielen Ländern haben beispielsweise Sie Dienst getan?«

Ich schwieg.

Sie fragte: »Wann sind Sie in die Army eingetreten?«

»1984«, antwortete ich.

»Dann haben diese Ereignisse aus den Jahren 1982 und 1983 alle vor Ihrer Zeit stattgefunden.«

»Aber nur knapp«, entgegnete ich. »Und es gibt etwas wie ein institutionelles Gedächtnis.«

»Falsch«, widersprach. »Geheimnisse sind gewahrt, institutionelle Erinnerungen

praktischerweise gelöscht worden. Illegale amerikanische Militäreinsätze in aller Welt haben eine lange Tradition. Vor allem in Mr Reagans Amtszeit hat es viele gegeben.«

»Haben Sie das in der Oberschule gelernt?«

»Ja, das habe ich. Und bedenken Sie, dass die Kommunisten längst entmachtet waren, bevor ich in die Oberschule gekommen bin. Was übrigens auch Mr Reagan zu verdanken war.«

Ich sagte: »Selbst wenn Sie recht hätten – wieso sollte der nächtliche Überfall dann von Amerikanern verübt worden sein? Wie kommen Sie darauf, dass Ihr Vater und Ihr Onkel nicht direkt von Mudschaheddin gefangen genommen worden sind?«

»Weil ihr Gewehr nie gefunden wurde. Und weil die Stellung meiner Mutter nie nachts von einem Scharfschützen beschossen wurde. Mein Vater hatte ein Magazin mit zwanzig Schuss und ein volles Reservemagazin. Hätten die Mudschaheddin ihn direkt gefangen genommen, hätten sie sein Gewehr gegen uns eingesetzt. Sie hätten vierzig

unserer Männer erschossen oder es versucht, und dann wäre ihnen die Munition ausgegangen, und sie hätten das Gewehr weggeworfen. Die Kompanie meiner Mutter hätte es irgendwann gefunden. Der Kampf hat ständig vor und zurück gewogt. Wir haben die gegnerischen Stellungen überrannt, dann sind wir wieder zurückgeworfen worden. Das war ein verrücktes Hin und Her. Die Mudschaheddin waren clever. Sie hatten die Angewohnheit, wieder Stellungen zu besetzen, die wir als verlassen abgeschrieben hatten. Aber im Lauf der Zeit haben unsere Soldaten alle ihre Stellungen gesehen. Sie hätten das VAL gefunden, leer geschossen und verrostet, vielleicht als Zaunpfahl zweckentfremdet. So haben sich alle erbeuteten Waffen wieder eingefunden – nur das VAL nicht. Die einzig logische Schlussfolgerung ist, dass Amerikaner es sofort in ihr Land mitgenommen haben.«

Ich schwieg.

Lila Hoth beteuerte: »Das ist die Wahrheit.«

Ich sagte: »Ich habe mal ein VAL Silent Sniper

gesehen.«

»Das weiß ich bereits.«

»Ich habe es im Jahr 1994 gesehen«, fuhr ich fort. »Uns hat man gesagt, es sei vor Kurzem erbeutet worden. Volle elf Jahre nach den von Ihnen geschilderten angeblichen Ereignissen. Seine enormen Schussleistungen haben eine gewaltige Panik ausgelöst. Die Army würde nicht elf Jahre warten, um in Panik zu geraten.«

»Doch, das hätte sie getan«, sagte Lila. »Das frisch erbeutete Gewehr sofort vorzustellen hätte den Dritten Weltkrieg auslösen können. Es wäre das Eingeständnis gewesen, dass Ihre Soldaten ohne Kriegserklärung direkt gegen unsere kämpfen. Zumindest illegal und geopolitisch eine völlige Katastrophe. Amerika hätte seine moralische Überlegenheit eingebüßt. Die Sowjetbürger wären enger zusammengedrückt. Der Sturz des Kommunismus wäre hinausgezögert worden – vielleicht um Jahre.«

Ich schwieg.

Sie sagte: »Erzählen Sie mir, was 1994 nach

dieser gewaltigen Panik in Ihrer Army passiert ist?«

Genau wie Lila Hoth zuvor machte ich eine Pause. Ich erinnerte mich an die historischen Details. Sie waren überraschend. Ich kontrollierte meine Erinnerung nochmals. Dann sagte ich: »Eigentlich nicht sehr viel.«

»Keine neuen Schutzwesten? Keine verbesserten Tarnmittel? Keine taktische Reaktion irgendwelcher Art?«

»Nein.«

»Ist das logisch, selbst für die Army?«

»Nicht besonders.«

»Wann ist die Ausrüstung davor letztmals verbessert worden.«

Ich legte erneut eine Pause ein. erinnerte mich an weitere historische Details. Dachte an das in meinen ersten Jahren in Uniform mit so viel Beifall und Tamtam eingeführte PASGT, das Personal Armor System, Ground Troops. Ein völlig neuer Kevlarhelm, den angeblich kein Geschoss aus einer Handfeuerwaffe durchschlagen konnte. Eine

dicke neue Panzerweste, die über oder unter dem Kampfanzug getragen werden und selbst gegen Geschosse aus Langrohrwaffen schützen sollte. Vor allem gegen Neunmillimetergeschosse, wie ich mich recht gut erinnerte. Und dazu neue Fleckentarnmuster, die wirkungsvoller sein sollten und in den Sorten Wald und Wüste erhältlich waren. Für das Marinekorps gab es eine dritte Option: blau-grau für städtische Bereiche.

Ich sagte nichts.

Lila Hoth fragte: »Wann hat es Verbesserungen gegeben?«

Ich antwortete: »Ende der achtziger Jahre.«

»Wie lange dauert es auch angesichts einer gewaltigen Panik, solche Verbesserungen zu planen und einzuführen?«

»Ein paar Jahre.«

»Dann lassen Sie uns rekapitulieren, was wir wissen. Ende der achtziger Jahre haben Sie neue Ausrüstungsgegenstände erhalten, die explizit den Schutz des einzelnen Soldaten verbessern sollten. Halten Sie's für möglich, dass dies Folge einer



Anregung war, die 1983 aus ungenannter Quelle gekommen ist?«

Ich gab keine Antwort.

Wir saßen alle einen Augenblick lang schweigend da. Ein diskreter Ober kam vorbei und bot uns Tee an. Er zählte eine lange Liste exotischer Mischungen auf. Lila verlangte einen Tee, den ich noch nie gehört hatte, und dolmetschte dann für ihre Mutter, die denselben wollte. Ich bestellte Kaffee, schwarz. Der Ober neigte kaum merklich den Kopf, als wäre das Four Seasons bereit, jeglichen Gästewunsch zu erfüllen, wie empörend proletarisch er auch sein mochte. Ich wartete, bis der Mann wieder gegangen war, bevor ich fragte: »Wie haben Sie rausgekriegt, wen Sie suchen müssen?«

Lila sagte: »Die Generation meiner Mutter hat damit gerechnet, in Europa einen Landkrieg gegen Sie führen zu müssen, in dem sie siegreich bleiben würde. Die kommunistische Ideologie war rein, Ihre nicht. Nach einem raschen, sicheren Sieg hat sie mit Hunderttausenden, vielleicht sogar

Millionen von amerikanischen Kriegsgefangenen gerechnet. In dieser Phase hätte es zu den Aufgaben der Politkommissare gehört, die Kriegsgefangenen zu beurteilen und die ideologisch Unbelehrbaren von der Herde zu trennen. Um ihnen die Aufgabe zu erleichtern, wurden sie eingehend über die Struktur Ihres Militärs informiert.«

»Von wem?«

»Von KGB-Offizieren. Das war ein ständig weiterlaufendes Programm. Informationen gab es zur Genüge. Sie wussten, wer was tat. Bei Eliteeinheiten kannte man sogar Namen. Nicht nur von Offizieren, sondern auch von Mannschaften. Wie ein richtiger Fußballfan die Spieler – auch die auf der Ersatzbank – sowie die Stärken und Schwächen aller Mannschaften der Liga kennt. Was den Vorstoß ins Korengaltal betraf, ist meine Mutter zu dem Schluss gelangt, es gebe nur drei realistische Optionen: SEALs der Navy, Recon Marines des Marinekorps oder die Delta Force der Army. Nachrichtendienstliche Erkenntnisse von damals sprachen gegen SEALs oder Recon

Marines. Für ein von ihnen durchgeführtes Unternehmen gab es keine Hinweise. Keine einschlägigen Erkenntnisse. Der KGB hatte Leute in allen Ihren Einheiten, die aber nichts berichtet haben. Andererseits hatte es starken Funkverkehr auf Delta-Stützpunkten in der Türkei und einem Bereitstellungsraum im Oman gegeben. Unser Radar hat unangemeldete Flugzeuge geortet. Die logische Schlussfolgerung konnte nur lauten, dies sei ein Unternehmen der Delta Force gewesen.«

Der Ober kam mit einem Tablett zurück. Er war ein großer schwarzhaariger Mann, ziemlich alt, anscheinend Ausländer, und wirkte sehr distinguiert. Wahrscheinlich beschäftigte das Four Seasons ihn deshalb hier. Er machte den Eindruck, als hätte er einst als Teekenner in irgendeinem dunkel getäfelten Café in Wien oder Salzburg gearbeitet. In Wirklichkeit war er vermutlich in Estland arbeitslos gewesen. Vielleicht war er auch mit dem Rest von Swetlanas Generation eingezogen worden und hatte den Winter im Korengaltal mit ihr durchlitten – irgendwo in

einem anderen Lager, in seiner nur aus Esten bestehenden Einheit. Er machte viel Tamtam darum, den Tee einzuschenken und die Zitronenscheiben auf einem Teller zu arrangieren. Mein Kaffee wurde in einer hübschen Tasse serviert. Er stellte ihn mir mit elegant getarnter Verachtung hin. Als er wieder gegangen war, sagte Lila: »Meine Mutter hat sich ausgerechnet, dass der Überfall von einem Hauptmann angeführt worden sein musste. Ein Oberleutnant wäre zu wenig, ein Major zu viel gewesen. Der KGB hatte Personallisten. Damals gab es in der Delta Force viele Hauptleute. Aber der Funkverkehr war mitgehört worden. Jemand hatte den Namen John verstanden. So war das Feld eingeeengt.«

Ich nickte. Stellte mir irgendwo – vielleicht in Armenien oder Aserbaidshan – eine riesige Antennenschüssel und eine Hütte vor, in der ein Kerl mit aufgesetzten Kopfhörern hockte, Frequenzen absuchte, das Wimmern und Heulen verschlüsselter Frequenzen hörte, einen im Klartext gesprochenen Satz aufschnappte und das

Wort *John* in seine Kladde aus grobem braunem Papier schrieb. Vieles von dem, was aus dem Äther kommt, wird aufgezeichnet. Das meiste ist wertlos. Ein Wort, das man versteht, ist wie ein Nugget in der Goldwäscherpfanne, wie ein Diamant in einer Felsschicht. Und ein Wort, das *sie* verstehen, ist wie eine Kugel in den Rücken.

Lisa sagte: »Meine Mutter hat auch die Auszeichnungen der US Army gekannt, weil sie als wichtiges Kriterium bei der Einteilung von Kriegsgefangenen galten. Sie wusste, dass ein erbeutetes AS VAL dem Führer der Abteilung einen Orden einbringen würde. Aber welche Auszeichnung? Sie müssen bedenken, dass es keine offiziellen Kriegshandlungen gab. Und die meisten Ihrer Auszeichnungen erfordern Tapferkeit oder Heldentum im Kampf gegen einen bewaffneten Feind der Vereinigten Staaten. Theoretisch kam jemand, der das Scharfschützengewehr meines Vaters gestohlen hatte, für keinen dieser Orden infrage, weil die Sowjetunion offiziell kein Feind der Vereinigten Staaten war. Nicht im militärischen

Sinn. Offiziell nicht einmal politisch. Es hatte keine Kriegserklärung gegeben.«

Ich nickte nochmals. Wir hatten niemals Krieg gegen die Sowjetunion geführt, sondern waren im Gegenteil vier lange Jahre im Kampf gegen einen gemeinsamen Feind Verbündete gewesen. Wir hatten den Russen Unmengen von Kriegsmaterial geliefert. Sehr wahrscheinlich war auch der Soldatenmantel aus dem Zweiten Weltkrieg, unter dem Lila Hoth gezeugt worden sein wollte, im Rahmen des Leih-und-Pachtprogramms in Amerika hergestellt worden. Wir hatten den Russen hundert Millionen Tonnen Woll- und Baumwollzeug geliefert. Dazu fünfzehn Millionen Armeestiefel, vier Millionen Reifen, zweitausend Lokomotiven und elftausend Güterwagen sowie Kriegsmaterial wie fünfzehntausend Flugzeuge, siebentausend Panzer, dreihundertfünfsiebzigtausend Lastwagen, fünfzigtausend Jeeps und achttausend Geschütze. Alles gratis und franko. Winston Churchill hatte dieses Programm als das am wenigsten schmutzige der Weltgeschichte

bezeichnet. Legenden umrankten es. Angeblich hatten die Sowjets auch Kondome angefordert – fünfundzwanzig Zentimeter lange, um die Amerikaner zu beeindrucken und einzuschüchtern. Die USA lieferten sie auch prompt, in Kartons mit dem Aufdruck *Größe: Medium*.

So wurde jedenfalls erzählt.

Lila fragte: »Hören Sie noch zu?«

Ich nickte. »Die Superior Service Medal wäre geeignet gewesen. Auch die Legion of Merit oder die Soldier's Medal.«

»Nicht hoch genug.«

»Danke. Ich habe mir alle drei verdient.«

»Die Erbeutung des VAL stellte einen großen Coup dar. Eine Sensation. Dieses Gewehr war eine völlig unbekannte Waffe. Sein Beschaffer wäre mit einem wirklich hohen Orden belohnt worden.«

»Aber mit welchem?«

»Meine Mutter ist zu dem Schluss gelangt, dafür müsse es die Distinguished Service Medal gegeben haben. Ein hoher Orden, anders als die

anderen. Verliehen wird er für eine in verantwortlicher Position geleistete, außergewöhnlich verdienstvolle Tätigkeit für die US-Regierung. Diese Auszeichnung wird unabhängig von offiziell erklärten Kriegshandlungen verliehen. Normalerweise erhalten sie politisch willfähige Offiziere vom Brigadegeneral aufwärts. Meine Mutter hatte den Auftrag, alle DSM-Träger sofort an die Wand zu stellen. Unterhalb der Generalsränge wird dieser Orden sehr selten verliehen. Aber er ist die einzige hohe Auszeichnung, die ein Hauptmann der Deltas sich in jener Nacht im Korengaltal hätte verdienen können.«

Ich nickte, weil ich ihr zustimmte. Swetlana Hoth schien eine clevere Analytikerin zu sein. Sie war offenbar gut ausgebildet, gut informiert worden. Der KGB hatte anständige Arbeit geleistet. Ich sagte: »Also haben Sie sich auf die Suche nach einem Kerl namens John gemacht, der Hauptmann in der Delta Force war und mit der Distinguished Service Medal ausgezeichnet



worden ist – beides im März 1983.«

Lila nickte. »Und damit alles passte, musste die DSM ohne Begründung verliehen worden sein.«

»Und Sie haben Susan Mark dazu veranlasst, Ihnen zu helfen.«

»Ich habe sie zu nichts *veranlasst*. Sie war von sich aus sehr hilfsbereit.«

»Weshalb?«

»Weil die Geschichte meiner Mutter sie sehr bewegt hat.«

Swetlana Hoth nickte und lächelte.

Lila sagte: »Und auch meine Geschichte hat sie betroffen gemacht. Ich bin vaterlos aufgewachsen – genau wie sie.«

Ich fragte: »Wie ist der Name John Sansom ins Gespräch gekommen, noch bevor Susan sich mit Suchergebnissen gemeldet hatte? Ich nehme Ihnen nicht ab, dass er von ein paar New Yorker Sicherheitsleuten, die Zeitung gelesen und Witze gerissen haben, ins Spiel gebracht worden ist.«

»Aufgrund einer sehr seltenen Kombination«, erwiderte Lila. »John, Delta, DSM, aber kein

Einsternegeneral. Uns ist sie in der *Herald Tribune* aufgefallen, als seine Kandidatur für den Senat angekündigt wurde. Wir hielten uns in London auf, aber dieses Blatt gibt es weltweit überall zu kaufen. Es ist eine Version der *New York Times*. John Sansom könnte der einzige Mann in der Geschichte der US Army sein, der alle vier Kriterien erfüllt. Aber wir wollten ganz sichergehen, absolute Gewissheit haben.«

»Bevor Sie was tun? Was haben Sie mit dem Mann vor?«

Lila Hoth wirkte überrascht.

»Tun?«, fragte sie. »Wir wollen ihm nichts *tun*. Wir wollen nur mit ihm reden, das ist alles. Wir wollen ihn fragen, warum er das gemacht hat. Wieso er das zwei Mitmenschen angetan hat?«

Lila Hoth trank ihren Tee aus und stellte die Tasse auf die Untertasse zurück. Knochenporzellan klickte dezent auf Knochenporzellan. Sie fragte: »Gehen Sie jetzt, um mir Susans Informationen zu holen?«

Ich gab keine Antwort.

Sie sagte: »Meine Mutter hat lange gewartet.«

Ich fragte: »Weshalb?«

»Zeit, Chancen, Mittel, Gelegenheit. Vor allem Geld, nehme ich an. Ihre Horizonte waren bis vor Kurzem sehr eng.«

Ich fragte: »Wieso ist Ihr Mann ermordet worden?«

»*Mein* Mann?«

»Zu Hause in Moskau.«

Lila überlegte, dann sagte sie: »Das waren die Zeiten.«

»Wie bei dem Ehemann Ihrer Mutter.«

»Nein, das habe ich Ihnen schon erklärt. Hätte Sansom ihn mit einem Kopfschuss erledigt, wie mein Mann umgekommen ist, ihm das Genick gebrochen oder ihn sonst wie in Delta-Manier getötet, wäre das etwas anderes gewesen. Aber das hat er nicht getan. Stattdessen ist er grausam gewesen. Unmenschlich. Mein Vater konnte sich nicht mal zu seinem Gewehr hinüberwälzen, weil die Amerikaner es gestohlen hatten.«

Ich schwieg.

Sie sagte: »Wollen Sie einen solchen Mann in Ihrem Senat haben?«

»Im Gegensatz zu wem?«

»Überlassen Sie mir Susans Bestätigung?«

»Sinnlos«, sagte ich.

»Warum nicht?«

»Weil Sie nicht einmal in John Sansoms Nähe kämen. Sollte das wirklich so passiert sein, wie Sie's erzählen, ist es geheim und wird noch sehr lange geheim bleiben. Und Geheimnisse werden geschützt, vor allem heutzutage. Mit dieser Sache sind schon zwei Bundesbehörden befasst. Drei

Kerle haben hier im Hotel Fragen gestellt. Bestenfalls werden Sie ausgewiesen. Auf dem Weg zum Flughafen berühren Ihre Füße nicht einmal mehr den Boden. Sie werden mit Handschellen ins Flugzeug verfrachtet. In die Economyklasse. Jenseits des Atlantiks zerren die Briten Sie aus der Maschine, und dann werden Sie für den Rest Ihres Lebens überwacht.«

Swetlana Hoth starrte ins Leere.

Ich fuhr fort: »Und schlimmstenfalls verschwinden Sie. Gleich hier. Eben sind Sie noch auf der Straße, im nächsten Augenblick verschwunden. Anschließend verfaulen Sie in Guantánamo oder sind auf dem Flug nach Syrien oder Ägypten, um dort liquidiert zu werden.«

Lila Hoth äußerte sich nicht dazu.

»Mein Rat?«, fragte ich. »Vergessen Sie diese Sache. Ihr Vater und Ihr Onkel sind im Krieg gefallen. Sie waren nicht die ersten Kriegstoten, sie werden nicht die letzten sein. Scheiße passiert eben.«

»Wir wollen ihn nur fragen, warum er's getan

hat.«

»Das wissen Sie bereits. Da kein Krieg erklärt war, durfte er die Männer nicht umbringen. Hier geht's um die Regeln für Kampfhandlungen. Die werden in jeder Einsatzbesprechung ausführlich erläutert.«

»Also hat er's andere für sich tun lassen.«

»So waren die Zeiten. Wie Sie selbst gesagt haben, hätte dieser Überfall den Dritten Weltkrieg auslösen können. Das zu vermeiden hat in jedermanns Interesse gelegen.«

»Haben Sie sich die Datei angesehen? Hat Susan wirklich die Bestätigung gefunden? Sagen Sie nur Ja oder Nein. Ich tue nichts, bevor ich sie gesehen habe. Das kann ich nicht.«

»Sie tun nichts, basta.«

»Es war nicht recht.«

»Schon in Afghanistan einzumarschieren war nicht recht. Ihr hättet zu Hause bleiben sollen.«

»Das Gleiche gilt für alle Länder, in die ihr Amerikaner eingefallen seid.«

»Da widerspreche ich Ihnen nicht.«

»Was ist mit der Informationsfreiheit?«

»Was soll mit ihr sein?«

»Amerika ist ein gesetzestreues Land.«

»Stimmt. Aber wissen Sie, was die Gesetze heutzutage besagen? Sie sollten die *Herald Tribune* sorgfältiger lesen.«

»Werden Sie uns helfen?«

»Ich werde den Portier bitten, Ihnen ein Taxi zum Flughafen zu rufen.«

»Ist das alles?«

»Das ist die beste Hilfe, die Ihnen irgendjemand gewähren kann.«

»Kann ich etwas tun, um Sie umzustimmen?«

Ich gab keine Antwort.

»Irgendetwas?«

»Nein«, sagte ich.

Danach schwiegen wir alle drei. Der Teekenner brachte die Rechnung. Sie lag in einer gepolsterten Ledermappe. Lila Hoth zeichnete sie ab. Sie sagte: »Sansom sollte zur Rechenschaft gezogen werden.«

»Wenn er's gewesen ist«, sagte ich. »Wenn es

irgendwer gewesen ist.« Ich zog Leonids Handy aus der Tasche, warf es auf den Tisch, schob meinen Sessel zurück und wollte aufstehen.

Lila sagte: »Bitte behalten Sie das Telefon.«

Ich fragte: »Wozu?«

»Weil meine Mutter und ich noch bleiben. Nur für ein paar Tage. Und ich möchte Sie anrufen können, wenn ich will.« Das sagte sie keineswegs gespielt schüchtern. Durchaus nicht kokett. Keine gesenkten Lider, kein Klimpern mit den Wimpern. Keine Hand auf meinem Arm, kein Versuch, mich zu bezirzen, kein Versuch, mich umzustimmen. Nur eine nüchterne Feststellung, die neutral ausgesprochen wurde.

Dann sagte sie: »Auch wenn Sie kein Freund sind.« Ich hörte einen ganz leisen drohenden Unterton in ihrer Stimme. Nur ein fernes Warnsignal, eine Andeutung von Gefahr, aus ihren Worten kaum herauszuhören, von merklicher Kälte in ihren erstaunlich blauen Augen begleitet. Als hätte ein warmes Tropenmeer sich schlagartig in von der Sonne beschienenes Eis verwandelt.



Dieselbe Farbe, andere Temperatur.

Vielleicht war sie auch nur traurig oder in Sorge.

Ich betrachtete sie mit ruhigem Blick, steckte das Handy wieder ein, stand auf und verließ das Hotel. Auf der 57th Street standen massenhaft Taxis, aber keines war frei. Also ging ich zu Fuß. Das Sheraton lag drei Blocks westlich und fünf Blocks südlich. Höchstens zwanzig Minuten. Ich konnte dort sein, bevor Sansoms Lunch zu Ende war.

Ich erreichte das Sheraton nicht, bevor Sansoms Lunch beendet war, teils weil die Gehsteige mit Menschen verstopft waren, und teils weil das Essen nicht lange gedauert hatte. Was vermutlich nur logisch war. Sansoms Zuhörer aus der Wall Street wollten möglichst viel Zeit mit Geldverdienen und möglichst wenig mit Geldausgeben verbringen. Ich schaffte es auch nicht, denselben Amtrak-Zug wie er zu erreichen. Ich verpasste ihn um fünf Minuten, was bedeutete, dass ich erst volle anderthalb Stunden nach ihm in der Hauptstadt eintraf.

Im Cannon Building tat derselbe Wachmann wie zuvor am Eingang Dienst. Er erkannte mich nicht wieder, aber er ließ mich trotzdem ein; hauptsächlich wegen der Verfassung, wegen des ersten Verfassungszusatzes. *Der Kongress darf kein Gesetz erlassen, das ... das Recht des Volkes*

*einschränkt, ... eine Petition zur Abstellung von Missständen an die Regierung zu richten.* Mein Tascheninhalt wanderte langsam durch den Scanner, und ich ging durch einen Metalldetektor und wurde abgetastet, obwohl ich wusste, dass das grüne Licht geblinkt hatte. In der Eingangshalle hielten sich mehrere Hauspagen bereit. Einer von ihnen rief in Sansoms Büro an und begleitete mich dann nach oben. Die Korridore waren breit, großzügig geschnitten und verwirrend. Die einzelnen Büros sahen klein, aber elegant aus. Früher waren sie vermutlich groß und sehr elegant gewesen, aber jetzt hatte man sie in Vorzimmer und innere Räume aufgeteilt, die teils als Büros und teils wohl dem Zweck dienten, den labyrinthartigen Zutritt zu dem großen Mann wie eine Gnade erscheinen zu lassen.

Sansoms Büro sah wie alle anderen aus. Eine vom Korridor hereinführende Tür, viele Flaggen, viele Adler, ein paar gemalte Porträts von alten Männern mit Perücken, ein Schreibtisch als Empfang mit einer jungen Frau dahinter. Vielleicht

eine Angestellte, vielleicht eine Praktikantin. Springfield lehnte an einer Ecke ihres Schreibtischs. Er erkannte mich, nickte mir zu, ohne zu lächeln, stieß sich von dem Schreibtisch ab, kam mir bis zur Tür entgegen und wies mit dem Daumen nach draußen.

»Cafeteria«, sagte er.

Dorthin gelangten wir über eine nach unten führende Treppe. Die Cafeteria war ein großer niedriger Raum voller Tische und Stühle. Sansom war nirgends zu entdecken. Springfield grunzte, als überraschte ihn das nicht, und vermutete, Sansom sei inzwischen auf einem anderen Weg in sein Büro zurückgekehrt – vielleicht mit einem Umweg über das Büro eines Kollegen. Er sagte, das Gebäude sei ein Labyrinth, und es gebe immer Gespräche zu führen, Gefälligkeiten einzufordern, Vereinbarungen zu treffen und über Stimmen zu verhandeln. Wir gingen auf demselben Weg zurück. Springfield streckte den Kopf ins innere Büro, trat zur Seite und nickte mir zu, ich solle hineingehen.

Sansoms Arbeitszimmer war ein rechteckiger

Raum, größer als ein Kleiderschrank und kleiner als ein Motelzimmer für dreißig Dollar. Es besaß ein Fenster und holzgetäfelte Wände, die mit Fotos, gerahmten Schlagzeilen und Souvenirs auf Regalen bedeckt waren. Sansom saß in einem roten Ledersessel am Schreibtisch, hielt einen Füllfederhalter in der Hand und hatte Papiere vor sich ausgebreitet. Er war in Hemdsärmeln und wirkte abgespannt wie jemand, der seit Langem still sitzt. Er hatte sein Büro nicht verlassen. Die Tour zur Cafeteria war ein Täuschungsmanöver gewesen, vermutlich damit ein Besucher ungesehen aus seinem Büro verschwinden konnte. Ich wusste nicht, wer. Ich wusste nicht, weshalb. Ich setzte mich in den Besuchersessel und spürte, dass er noch warm war. Hinter Sansoms Kopf hing ein großer gerahmter Abzug des Fotos, das ich aus seinem Buch kannte: Donald Rumsfeld und Saddam Hussein in Bagdad. *Manchmal werden unsere Freunde unsere Feinde, und manchmal werden unsere Feinde unsere Freunde.* Daneben hingen kleinere Fotos, die Sansom zu zweit oder in

kleinen Gruppen zeigten. Manche Aufnahmen wirkten steif und förmlich, auf anderen stand der Wahlsieger Sansom breit grinsend auf mit Konfetti bedeckten Podien. Auf den meisten war auch Elspeth zu sehen. Sie trug ihr Haar jetzt ganz anders als früher. Auf einigen erkannte ich Springfield, dessen wachsamer kleine Gestalt unübersehbar war. Die Zweieraufnahmen gehörten in die Kategorie »Zupacken und grinsen«, wie Fotografen sie nannten. Einige der Abgebildeten erkannte ich, die meisten jedoch nicht. Manche hatten ihr Bild mit extravaganten Widmungen versehen, andere hingegen nicht.

Sansom fragte: »Also?«

Ich sagte: »Ich weiß, wofür Sie im März 1983 die DSM bekommen haben.«

»Wie das?«

»Wegen des AS VAL Silent Sniper. Das alte Schlachtross, von dem ich Ihnen erzählt habe, ist die Witwe des Kerls, von dem Sie es erbeutet haben. Deshalb haben Sie auf den Namen reagiert. Sie haben vielleicht nie von Lila oder Swetlana

Hoth gehört, aber Sie sind damals mit einem Mann namens Hoth zusammengetroffen. Das steht fest. Das liegt auf der Hand. Wahrscheinlich haben Sie ihm die Erkennungsmarke abgenommen und übersetzen lassen. Vielleicht befindet sie sich noch heute als Souvenir in Ihrem Besitz.«

Keine Überraschung. Kein Leugnen. Sansom sagte lediglich: »Nein, seine Erkennungsmarke ist mit dem Einsatzbericht und allem anderen weggesperrt worden.«

Ich sagte nichts.

Sansom erklärte: »Er hat Grigorij Hoth geheißen. Damals war er ungefähr so alt wie ich. Er hat kompetent gewirkt. Sein Beobachter etwas weniger. Er hätte uns kommen hören müssen.«

Ich äußerte mich nicht dazu. Nun folgte langes Schweigen. Dann schien Sansom den Ernst der Lage zu begreifen. Seine Schultern sanken herab, und er sagte seufzend: »Scheußlich, wenn man so auffliegt, was? Orden sollen Belohnungen sein, keine Strafen. Sie sollen einen nicht ruinieren. Sie sollen einem nicht ein Leben lang wie die

verdamnte Eisenkugel eines Sträflings am Bein hängen.«

Ich sagte nichts.

Er fragte: »Was haben Sie jetzt vor?«

Ich sagte: »Nichts.«

»Wirklich?«

»Was im Jahr 1983 passiert ist, interessiert mich nicht. Und die beiden haben mich belogen. Erst wegen Berlin, und auch jetzt lügen sie weiter. Sie behaupten, Mutter und Tochter zu sein. Aber das nehme ich ihnen nicht ab. Die angebliche Tochter ist bildschön, die angebliche Mutter ein potthässlicher Trampel. Ich habe die beiden gemeinsam mit einer New Yorker Kriminalbeamtin kennengelernt. Sie hat gesagt, in dreißig Jahren sehe die Tochter genau wie die Mutter aus. Aber das stimmt nicht. Sie wird niemals aussehen wie die Alte. Nicht in einer Million Jahren.«

»Wer sind sie also?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass die Ältere echt ist. Eine ehemalige Politkommissarin der Roten Armee, die Ehemann und Bruder in Afghanistan



verloren hat.«

»Ihren Bruder?«

»Den Beobachter.«

»Aber die jüngere Frau posiert?«

Ich nickte. »Als die im Londoner Exil lebende Witwe eines russischen Milliardärs. Sie behauptet, ihr Mann sei ein Unternehmer gewesen, der es nicht ganz geschafft habe.«

»Und sie wirkt nicht überzeugend?«

»Sie kleidet sich entsprechend. Sie spielt ihre Rolle gut. Vielleicht hat sie wirklich irgendwann ihren Mann verloren.«

»Aber? Was ist sie tatsächlich?«

»Ich halte sie für eine Journalistin.«

»Weshalb?«

»Sie weiß sehr viel, sie ist neugierig, voller Forscherdrang und besitzt einen analytisch scharfen Verstand. Sie liest regelmäßig die *Herald Tribune* und ist eine verdammt gute Erzählerin. Aber sie redet zu viel. Sie ist in Wörter verliebt und schmückt Einzelheiten gern aus. Dagegen ist sie machtlos.«

»Zum Beispiel?«

»Sie wollte etwas Pathos reinbringen. Also hat sie's so hingestellt, als hätten die Politkommissare sich die Schützengräben mit den Rotarmisten geteilt. Sie hat behauptet, auf felsigem Boden unter einem Soldatenmantel gezeugt worden zu sein. Was Unsinn ist. Die Kommissare waren als Etappenhengste berüchtigt. Sie sind weit vom Schuss geblieben. Sie haben sich im Hauptquartier zusammengerottet und Broschüren verfasst. Manchmal haben sie die Front besucht, aber nie, wenn irgendwo Gefahr drohte.«

»Und das wissen Sie woher?«

»Sie wissen, woher ich das weiß. Wir haben damit gerechnet, in Europa einen Landkrieg gegen sie führen zu müssen. Wir haben zu siegen erwartet. Wir haben damit gerechnet, Millionen von Gefangenen zu machen. Die Militärpolizei ist dafür ausgebildet worden, sie einzeln zu befragen. Die 110th sollte dieses Unternehmen leiten. Vielleicht eine Wahnidee, aber das Pentagon hat sie sehr ernst genommen. Wir haben mehr über die

Rote Armee gelernt als über die US Army. Vor allem wussten wir genau, wie Politkommissare aufzuspüren waren. Wir hatten Befehl, sie alle sofort zu erschießen.«

»Was für eine Art Journalistin?«

»Vermutlich beim Fernsehen. Die hiesige Crew, die sie engagiert hat, hatte Verbindungen zur Fernsehbranche. Und haben Sie schon mal osteuropäische Fernsehsendungen gesehen? Alle werden von Frauen moderiert, die sensationell aussehen.«

»Welches Land?«

»Ukraine.«

»Welche Zielsetzung?«

»Investigativ, historisch, mit einem Touch ins Menschliche. Die Jüngere dürfte die Geschichte der Älteren gehört und beschlossen haben, sich dranzuhängen.«

»Wie der History Channel auf Russisch?«

»Ukrainisch«, korrigierte ich ihn.

»Wozu? Was ist die Message? Wollen sie uns in Verlegenheit bringen? Nach über fünfundzwanzig

Jahren?«

»Nein, ich glaube, dass sie die Russen in Verlegenheit bringen wollen. Zwischen Russland und der Ukraine gibt es im Augenblick starke Spannungen. Sie halten Amerika selbstverständlich für böse, denke ich, und sagen nun, das große böse Moskau hätte arme, hilflose Ukrainer nicht in Gefahr bringen dürfen.«

»Wieso kennen wir die Story nicht?«

»Weil sie altmodisch sind«, erklärte ich. »Sie versuchen, eine Bestätigung dafür zu bekommen. Dort drüben scheint es noch gewisse journalistische Skrupel zu geben.«

»Werden sie eine bekommen?«

»Vermutlich nicht von mir. Und niemand weiß wirklich Bescheid. Susan Mark hat nicht lange genug gelebt, um Ja oder Nein zu sagen. Ich habe ihnen geraten, die Sache zu vergessen und heimzufliegen.«

»Weshalb geben sie sich als Mutter und Tochter aus?«

»Weil das ein toller Schwindel ist«, sagte ich.

»Sehr zugkräftig. Wie Realityshows. Oder diese Zeitschriften, die in Supermärkten verkauft werden. Sie müssen unsere Kultur eingehend studiert haben.«

»Wozu so lange warten?«

»Der Aufbau einer voll entwickelten Fernsehindustrie dauert seine Zeit. Bestimmt haben sie Jahre für wichtige Dinge vergeudet.«

Sansom nickte vage, dann sagte er: »Es stimmt nicht, dass niemand wirklich Bescheid weiß. Sie scheinen jede Menge zu wissen.«

»Aber ich sage nichts.«

»Kann ich mich auf Sie verlassen?«

»Ich habe dreizehn Jahre gedient. Ich weiß alles Mögliche. Und ich rede nicht darüber.«

»Ich bin nicht glücklich darüber, wie leicht es für sie war, an Susan Mark heranzukommen. Und ich bin nicht glücklich darüber, dass wir nicht von Anfang an von ihr gewusst haben. Wir haben überhaupt erst am Morgen danach von ihr erfahren. Diese ganze Sache war wie ein Hinterhalt. Wir waren immer ahnungslos.«

Ich betrachtete die Fotos an der Wand hinter ihm. Begutachtete die winzigen Gestalten. Ihre Haltung, ihre Silhouetten. Ich fragte: »Wirklich?«

»Wir hätten gewarnt werden müssen.«

Ich sagte: »Reden Sie mit dem Pentagon. Und mit den Männern aus dem Watergate.«

Sansom erwiderte: »Das mache ich.« Dann verstummte er, als würde er die Umstände überdenken und sie neu, ruhiger und langsamer als in seiner sonstigen Kommandeursmanier beurteilen. *Die Sache ist wieder unter Verschluss.* Diese Idee schien er eine Zeit lang aus allen möglichen Blickwinkeln zu betrachten. Endlich zuckte er mit den Schultern, machte eine leicht verlegene Miene und fragte: »Also, was denken Sie jetzt von mir?«

»Ist das wichtig?«

»Ich bin Politiker. Das ist eine reflexartige Frage.«

»Sie hätten die beiden mit Kopfschüssen erledigen sollen, finde ich.«

Er machte eine Pause, dann sagte er: »Wir hatten

keine Waffen mit Schalldämpfern.«

»Doch, Sie hatten eine. Die hatten Sie gerade erbeutet.«

»Regeln für Kampfhandlungen.«

»Die hätten Sie ignorieren sollen. Die Rote Armee hatte keine Gerichtsmediziner im Einsatz. Niemand hätte gewusst, wer wen erschossen hat.«

»Was denken Sie also von mir?«

»Ich denke, Sie hätten die beiden nicht den Afghanen ausliefern sollen. Das wäre nicht nötig gewesen. Übrigens scheint das der springende Punkt der Enthüllungsgeschichte im ukrainischen Fernsehen gewesen zu sein. Die Idee war, Sie mit der Alten zu konfrontieren, die Sie nach dem Warum gefragt hätte.«

Sansom zuckte erneut mit den Schultern. »Ich wollte, sie könnte mich das vor der Kamera fragen. Weil wir die beiden nämlich nicht ausgeliefert haben. Stattdessen haben wir sie laufen lassen. Das war ein kalkuliertes Risiko. Eine Art doppelter Bluff. Sie hatten ihr Gewehr verloren. Jeder würde glauben, die Mudschaheddin hätten es erbeutet.

Was ein bedauerlicher Vorfall und eine erbärmliche Schande war. Ich wusste, dass sie große Angst vor ihren Offizieren und Politikommissaren hatten. Also würden sie mit allem Nachdruck beteuern, das VAL sei ihnen von Amerikanern, nicht von Afghanen abgenommen worden. Aber weil ihre Offiziere und Kommissare wussten, wie viel Angst sie vor ihnen hatten, würde die Wahrheit wie eine schlecht erfundene Ausrede klingen. Sie wäre sofort als Fantasieprodukt abgetan worden. Daher hatte ich keine Bedenken, sie laufen zu lassen. Die Wahrheit wäre ausgesprochen, aber nicht geglaubt worden.«

Ich fragte: »Was ist also passiert?«

Sansom antwortete: »Ich vermute, dass sie ängstlicher waren, als ich dachte. Zu ängstlich, um zurückzugehen. Ich glaube, dass sie umhergeirrt sind, bis die Einheimischen sie aufgegriffen haben. Grigorij Hoth war mit einer Politikommissarin verheiratet. Er hatte Angst vor ihr. *Das* ist passiert. Und das hat ihn das Leben gekostet.«

Ich schwieg.



Er sagte: »Allerdings erwarte ich nicht, dass mir irgendjemand das glaubt.«

Ich gab keine Antwort.

Er sagte: »Sie haben recht, was die Spannungen zwischen Russland und der Ukraine betrifft. Aber es gibt auch welche zwischen den Russen und uns. Im Moment sogar ziemlich starke. Würde das damalige Teilunternehmen im Korengaltal bekannt, könnten sie eskalieren. Das wäre dann wieder wie im Kalten Krieg. Nur anders. Die Sowjets waren auf ihre Weise zumindest berechenbar. Das ist die jetzige Führung weniger.«

Danach saßen wir scheinbar endlos lange schweigend da, bis das Telefon auf Sansoms Schreibtisch klingelte. Der Anruf kam von seiner Sekretärin. Ich konnte ihre Stimme aus dem Telefonhörer und durch die Tür hören. Sie rasselte eine Liste von Dingen herunter, die dringend erledigt werden mussten. Sansom legte auf und erklärte: »Ich muss gehen. Ich rufe einen Pagen, der Sie hinunterbringt.« Er stand auf, kam um den Schreibtisch herum und verließ den Raum. Wie ein

Unschuldiger, der nichts zu verbergen hat. Ließ mich bei offener Tür allein im Sessel sitzend zurück. Auch Springfield konnte ich nirgends entdecken. Im Vorzimmer war außer der jungen Frau am Schreibtisch niemand zu sehen. Sie lächelte mir zu. Ich erwiderte ihr Lächeln. Page ließ sich keiner blicken.

*Wir waren immer ahnungslos*, hatte Sansom gesagt. Ich wartete eine Minute lang, dann begann ich, im Sessel hin und her zu rutschen, als wäre ich ruhelos. Dann stand ich auf. Wie ein Unschuldiger, der nichts zu verbergen hat und sich in einem fremden Revier langweilt, stapfte ich mit auf den Rücken gelegten Händen durch den Raum. Ich hielt auf die Wand hinter dem Schreibtisch zu, als wäre das ein rein zufälliges Ziel. Ich studierte die Fotos. Ich zählte die Gesichter, die ich kannte. Im ersten Anlauf kam ich auf vierundzwanzig. Vier Präsidenten, neun weitere Politiker, fünf Spitzensportler, zwei Schauspieler, Donald Rumsfeld, Saddam Hussein, Elspeth und Springfield.

Und noch jemand.

Ich kannte ein fünfundzwanzigstes Gesicht.

Auf allen Fotos von Sansom als Wahlsieger stand gleich neben ihm ein Mann, der ebenso breit grinste, als genösse er das Gefühl, gute Arbeit geleistet zu haben, und beanspruchte nicht übermäßig bescheiden seinen Anteil an diesem Sieg. Ein Stratege. Ein Taktiker. Eine graue Eminenz. Ein Strippenzieher im Hintergrund.

Vermutlich Sansoms Stabschef.

Er war ungefähr in meinem Alter und auf allen Fotos von Konfetti bedeckt oder von Luftschlangen umringelt, oder er stand in Ballons und grinste wie ein Idiot, doch sein Blick wirkte kalt. In seinen Augen lag eine listige, berechnende Schlauheit.

Sie erinnerten mich an die eines Baseballspielers.

Jetzt wusste ich, wozu das Täuschungsmanöver mit der Cafeteria gedient hatte.

Ich wusste, wer vor mir in Sansoms Besuchersessel Platz genommen hatte.

*Wir waren immer ahnungslos.*

Lügner.

Ich kannte Sansoms Stabschef.

Ich hatte ihn schon einmal gesehen.

Ich hatte ihn gesehen, als er in Chinos und einem Golfhemd spätnachts im 6 Train durch New York gefahren war.

Ich sah mir die Fotos mit Berühmtheiten sehr genau an. Der Mann aus der U-Bahn war auf allen zu erkennen. Verschiedene Blickwinkel, verschiedene Jahre, verschiedene Siege, aber eindeutig derselbe Kerl, buchstäblich Sansoms rechte Hand. Dann kam ein Page hereingehastet, und zwei Minuten später stand ich wieder auf dem Gehsteig der Independence Avenue. Vierzehn Minuten später wartete ich in der Union Station auf den nächsten Zug zurück nach New York. Achtundfünfzig Minuten später verließ ich, bequem darin sitzend, die Hauptstadt und betrachtete durch mein Fenster die trostlosen Gleisanlagen. Weit links von mir arbeitete ein Trupp Männer mit Schutzhelmen und orangeroten Warnwesten an einem Gleisabschnitt. Ihre Westen leuchteten durch den Smog. Das Kunststoffgewebe musste winzige reflektierende Glasperlen enthalten. Sicherheit durch Chemie.

Die Westen waren mehr als gut sichtbar. Sie erregten geradezu Aufmerksamkeit, zogen Blicke an. Ich beobachtete die Kerle bei der Arbeit, bis sie nur noch winzige orangerote Punkte waren und zuletzt außer Sicht kamen – nach mehr als einem Kilometer. In diesem Augenblick hatte ich alles, was ich jemals bekommen würde. Ich wusste alles, was ich jemals wissen würde. Aber mir war nicht klar, was ich wusste. Damals noch nicht.

Der Zug fuhr in die Penn Station ein, und ich ging zu einem späten Abendessen in den Schnellimbiss direkt gegenüber, in dem ich schon gefrühstückt hatte. Dann machte ich mich auf den Weg zum 14. Polizeirevier in der West 35th Street. Die Nachtschicht war längst im Dienst. Theresa Lee und ihr Partner Docherty saßen an ihrem Platz. Im Bereitschaftsraum herrschte eine Stille, als wäre alle Luft herausgesaugt worden. Als hätte es schlechte Nachrichten gegeben. Aber niemand lief herum. Also mussten die schlechten Nachrichten von anderswoher stammen.

Die Polizeibeamtin am Empfang hatte mich

schon mal gesehen. Sie drehte sich um und schaute zu Lee hinüber, die ein Gesicht machte, als wäre es ihr scheißegal, ob sie noch mal im Leben mit mir redete oder nicht. Also wandte die Beamtin sich wieder mir zu und machte ihrerseits ein Gesicht, das mir freistellte zu bleiben oder zu gehen. Ich stieß das knarrende Gatter auf und schlängelte mich zwischen Schreibtischen in den rückwärtigen Teil des Raums durch. Docherty telefonierte, hörte aber vor allem zu. Lee saß einfach nur untätig da. Sie blickte auf, als ich mich ihr näherte, und sagte: »Ich bin nicht in Stimmung.«

»Wofür?«

»Susan Mark.«

»Irgendwelche Neuigkeiten?«

»Nein.«

»Keine weiteren Nachrichten von dem Jungen?«

»Sie machen sich wirklich Sorgen um ihn, was?«

»Sie nicht?«

»Kein bisschen.«

»Ist die Akte weiterhin geschlossen?«

»Ja, und das bleibt sie auch.«

»Okay«, sagte ich.

Sie seufzte und fragte: »Was haben Sie also?«

»Ich weiß, wer der fünfte Fahrgast war.«

»Es waren nur vier Fahrgäste.«

»Und die Erde ist eine Scheibe, und der Mond besteht aus Käse.«

»Hat dieser angebliche fünfte Fahrgast irgendwo zwischen 30th und 45th Street eine Straftat verübt?«

»Nein«, sagte ich.

»Dann bleibt die Akte geschlossen.«

Docherty legte den Hörer auf und warf seiner Partnerin einen vielsagenden Blick zu. Ich wusste, was dieser Blick bedeutete. Ich war dreizehn Jahre lang selbst eine Art Cop gewesen und hatte diese Art Blick oft genug gesehen. Er besagte, dass jemand anders einen großen Fall aufzuklären hatte und Docherty im Prinzip froh war, nicht daran beteiligt zu sein, aber dies zugleich ein wenig bedauerte; denn auch wenn man mitten im Getümmel stehend einen bürokratischen Albtraum



erlebte, war das vielleicht doch besser, als von der Seitenlinie aus zusehen zu müssen.

Ich fragte: »Was ist passiert?«

Lee sagte: »Mehrfachmord drüben im Siebzehnten. Schlimme Sache. Vier Kerle unter dem FDR Drive erschlagen.«

»Mit Hämmern«, sagte Docherty.

Ich wiederholte: »Mit Hämmern?«

»Werkzeugen. Aus dem Baumarkt in der 23rd Street. Frisch gekauft. Sie sind am Tatort gefunden worden. Unter dem Blut kleben noch die Preisschilder.«

Ich fragte: »Wer waren die vier Kerle?«

»Das weiß keiner«, antwortete Docherty. »Das scheint der Zweck der Hämmer gewesen zu sein. Ihre Gesichter sind Brei, die Zähne ausgeschlagen, die Finger geben keinen Abdruck mehr her.«

»Alt, jung, schwarz, weiß?«

»Weiß«, sagte Docherty. »Nicht alt. In Anzügen. Sonst keine Hinweise, außer dass sie gefälschte Visitenkarten in der Tasche hatten – von einer Firma, die nirgendwo im Staat New York

registriert ist, und einer Telefonnummer, die in keinem Buch steht, weil sie einer Filmgesellschaft gehört.«

Das Telefon auf Dochertys Schreibtisch klingelte. Er nahm den Hörer ab und beschränkte sich wieder aufs Zuhören. Vermutlich ein Freund aus dem 17. Revier, der weitere Einzelheiten zu erzählen hatte. Ich schaute zu Lee und sagte: »Jetzt werden Sie die Akte wieder öffnen müssen.«

Sie fragte: »Warum?«

»Weil diese Kerle die Crew waren, die Lila Hoth engagiert hatte.«

Sie sah mich an und sagte: »Was sind Sie? Hellseher?«

»Ich bin zweimal mit ihnen zusammengetroffen.«

»Sie sind zweimal mit irgendeiner Crew zusammengetroffen. Wer kann schon sagen, dass das dieselben Männer sind.«

»Sie haben mir eine ihrer gefälschten Visitenkarten gegeben.«

»Alle diese Crews benutzen gefälschte Karten.«

»Mit ähnlichen Telefonnummern?«

»Die bekommt man nur bei Film und Fernsehen.«

»Sie waren ehemalige Cops. Spielt das für Sie keine Rolle?«

»Mir sind Cops wichtig, keine ehemaligen Cops.«

»Sie haben den Namen Lila Hoth erwähnt.«

»Nein, irgendeine Crew hat ihn erwähnt. Das heißt nicht, dass diese toten Männer es getan haben.«

»Glauben Sie, dass das ein Zufall war?«

»Sie könnten irgendjemandes Crew sein.«

»Wessen Crew?«

»Irgendeines Menschen auf der Welt. Dies ist New York. Die Stadt ist voller Privatdetektive und Sicherheitsdienste. Sie streifen in Rudeln umher, sie sehen alle gleich aus und machen alle das gleiche Zeug.«

»Sie haben auch den Namen John Sansom erwähnt.«

»Nein, den hat irgendeine Crew erwähnt.«

»Tatsächlich habe ich seinen Namen zum ersten Mal von ihnen gehört.«

»Dann war das vielleicht seine Crew, nicht Lilas. Könnte er beunruhigt genug gewesen sein, um seine eigenen Leute herzuschicken?«

»Sein Stabschef saß mit in der U-Bahn. Er war der fünfte Fahrgast.«

»Da haben Sie's!«

»Sie wollen also nichts unternehmen?«

»Doch, ich gebe diese Hintergrundinformationen an das Siebzehnte weiter.«

»Sie wollen die Akte nicht wieder öffnen?«

»Nicht bevor ich von einer Straftat auf meiner Seite der Park Avenue höre.«

Ich sagte: »Ich fahre ins Four Seasons.«

Es war spät. Ich befand mich ziemlich weit im Westen und bekam kein Taxi, bevor ich die Sixth Avenue erreichte. Dann folgte eine rasche Fahrt ins Hotel. In der Halle herrschte Ruhe. Ich durchquerte sie, als gehörte ich hierher, und fuhr mit dem Aufzug zu Lila Hoths Etage hinauf. Ging den stillen Korridor entlang und machte vor ihrer Suite halt.

Ihre Tür stand einen Spalt weit offen.

Der Sicherheitsriegel war so nach vorn geschoben, dass der Türschließer seine Zunge an den Türrahmen drückte. Ich zögerte eine Sekunde lang, dann klopfte ich an.

Keine Antwort.

Ich drückte gegen die Tür, wobei ich die Federkraft des Türschließers überwinden musste. Dann hielt ich sie mit gespreizten Fingern halb geöffnet und horchte.

Von innen kein Laut.

Ich stieß die Tür ganz auf und trat ein. Das Wohnzimmer vor mir war nur schwach beleuchtet. Hier brannte keine Lampe, aber die aufgezogenen Vorhänge ließen genug Licht von draußen ein, um mich erkennen zu lassen, dass der Raum leer war. Leer wie keine Leute darin. Auch leer wie ausgecheckt und abgereist. Keine Einkaufstaschen in den Ecken, keine persönlichen Dinge nachlässig verstreut oder sorgfältig abgelegt, keine Mäntel auf Sesseln, keine Schuhe auf dem Teppichboden. Nirgends ein Lebenszeichen.

In den beiden Schlafzimmern sah es genauso aus. Die Betten waren gemacht, aber auf den Bettdecken zeichneten sich koffergroße Eindrücke ab. Die Fußböden der Bäder waren mit gebrauchten Handtüchern übersät, die Duschkabinen trocken. Ich roch einen Hauch Lila Hoths Parfüm, aber das war schon alles.

Ich lief nochmals durch die drei Zimmer und trat dann auf den Korridor hinaus. Die Tür schloss sich hinter mir. Ich hörte, wie der Türschließer sie zudrückte, bevor der Sicherheitsriegel sich mit dem Geräusch von Metall auf Metall nach vorn schob. Ich ging zum Aufzug zurück und drückte den Rufknopf. Die Kabinentür öffnete sich sofort. Der Aufzug hatte auf mich gewartet. Eine Nachtschaltung, die Leerfahrten und unnötige Geräusche verhinderte. Ich fuhr in die Halle hinunter und trat an den Empfang. Dort tat eine ganze Nachtschicht Dienst. Weniger Leute als tagsüber, aber viel zu viele, als dass der Fünzigdollartrick hätte funktionieren können. So ein Hotel war das Four Seasons ohnehin nicht. Ein

Angestellter sah von seinem Bildschirm auf und fragte, was er für mich tun könne. Ich erkundigte mich, wann die Hoths abgereist seien.

»Die wer, Sir?«, fragte er. Er sprach mit leiser, ruhiger Nachtstimme, als fürchtete er, er könne die anderen Gäste aufwecken.

»Lila Hoth und Swetlana Hoth«, antwortete ich.

Der Kerl machte ein Gesicht, als kapierte er nicht, wovon ich redete, konzentrierte sich wieder auf seinen Bildschirm und tippte etwas ein. Er scrollte nach oben und unten, gab noch etwas ein und sagte dann: »Tut mir leid, Sir, aber ich kann nichts über Gäste mit diesem Namen finden.«

Ich nannte ihm die Nummer der Suite. Er tippte wieder etwas, dann verzog er überrascht das Gesicht und erklärte mir geduldig: »Diese Suite hat die ganze Woche leer gestanden. Sie ist sehr teuer und ziemlich schwer zu vermieten.«

Ich kontrollierte erneut die Nummer, die ich mir gemerkt hatte, und sagte: »Ich war gestern Abend dort. Die beiden haben da gewohnt. Und ich habe mich heute im Teesalon mit ihnen getroffen. Es



muss eine von Lila Hoth abgezeichnete Rechnung geben.«

Der Kerl bemühte sich noch einmal. Er rief die von Gästen abgezeichneten Teesalonrechnungen auf. Dazu drehte er den Monitor etwas zur Seite, damit ich sie ebenfalls sehen konnte – eine universelle Geste von Angestellten, wenn sie einen überzeugen wollen. Wir hatten zweimal Tee und einmal Kaffee gehabt. Aber es gab keinen Bon für solch eine Bestellung.

Dann hörte ich leise Geräusche hinter mir. Das Schlurfen von Schuhen auf Teppichboden, ein kurzes Rasseln, mit dem Luft geholt wurde, und das Rascheln von Stoff. Und ein metallisches Klirren. Ich drehte mich um und sah mich einem Halbkreis aus sieben Männern gegenüber: vier von ihnen New Yorker Polizisten, drei die mir bekannten Federal Agents.

Die Cops hatten Schrotflinten.

Die Feds hatten etwas anderes.

Sieben Männer. Sieben Waffen. Die Schrotflinten der Polizisten waren Franchi SPAS 12. Aus Italien. Bestimmt keine Standardwaffe des NYPD. Die SPAS 12 ist ein futuristisches, bedrohlich aussehendes Ding, eine halbautomatische Waffe Kaliber .12 mit glattem Lauf, Pistolengriff und aufklappbarer Schulterstütze. Vorteile: viele. Nachteile: zwei. Einer war der hohe Preis, aber offenbar hatte irgendeine Spezialabteilung im NYPD den Kauf bewilligt. Der zweite war die halbautomatische Funktionsweise. Sie galt bei einer starken Schrotflinte als theoretisch unzuverlässig. Leute, die treffen oder sterben müssen, machen sich darüber Sorgen. Ladehemmungen können vorkommen. Aber ich war so wenig bereit, auf vier Ladehemmungen gleichzeitig zu wetten, wie ich Lotterielose kaufe. Optimismus ist gut. Blindes Vertrauen nicht.

Zwei der Feds hielten Glock 17 in der Hand. Halbautomatische Neunmillimeterpistolen aus Österreich: quadratisch, klobig, zuverlässig, seit weit über einem Vierteljahrhundert im Einsatz bewährt. Mir persönlich war die Beretta M9 – wie die Franchi aus Italien stammend – etwas lieber, aber in neunhundertneunundneunzig von tausend Fällen erledigte die Glock den Job nicht schlechter als die Beretta.

Im Augenblick hatten sie den Job, dafür zu sorgen, dass ich als Hauptattraktion stillstand.

Der Chefagent befand sich genau in der Mitte des Halbkreises, sodass er drei Männer links und drei rechts neben sich hatte. In der Hand hielt er eine Waffe, die ich nur aus dem Fernsehen kannte. Daran erinnerte ich mich gut. Ein Kabelprogramm in einem Motelzimmer in Florence, Texas. Nicht der Military Channel. Der National Geographic Channel. Eine Sendung über Afrika. Aber nicht über Bürgerkriege und Massaker, Seuchen und Verhungernde. Ein Tierfilm über Gorillas, nicht Guerillas. Eine Forschergruppe auf der Fährte

eines ausgewachsenen Männchens, dem sie einen Minisender ins Ohr einpflanzen wollten. Der Bursche wog fast zweihundertfünfzig Kilogramm. Beinahe eine Vierteltonne. Außer Gefecht gesetzt wurde er mit einem Narkosegewehr, das Pfeile mit einem starken Betäubungsmittel für Primaten verschoss.

Genau damit zielte der Chefagent jetzt auf mich. Mit einem Narkosegewehr.

Die Leute vom National Geographic hatten sich große Mühe gegeben, ihrem Publikum zu versichern, dieses Verfahren sei human. Sie hatten detaillierte Diagramme und Computersimulationen gezeigt. Der Pfeil war ein winziges befiedertes Ding aus chirurgischem Stahl. Seine Spitze bestand aus einer sterilen wabenförmigen Keramikstruktur, in die das Narkotikum eingelagert war. Der Pfeil wurde mit hoher Geschwindigkeit abgeschossen und bohrte sich ungefähr zwei Zentimeter tief in den Gorilla. Und wurde abgebremst. Seine Spitze wollte jedoch weiter. Bewegungsenergie. Newtons Grundgesetze der Bewegung. Der Schlag und die

Erschütterung ließen die Keramikstruktur bersten und das Betäubungsmittel austreten – nicht ganz als Spray, nicht ganz in Tröpfchenform. Das Zeug breitete sich im Gewebe aus, wie ein Stück Küchenhandtuch verschütteten Kaffee aufsaugt. Das Gewehr selbst war einschüssig. Es musste mit einem einzelnen Pfeil geladen und an einen kleinen Zylinder mit Treibgas – Stickstoff, wenn ich mich recht erinnerte – angeschlossen werden. Das Nachladen war umständlich. Es war besser, wenn gleich der erste Schuss saß.

In ihrem Dokumentarfilm hatten die Forscher beim ersten Schuss getroffen. Der Gorilla war nach acht Sekunden groggy, nach zwanzig bewusstlos gewesen und zehn Stunden später bei bester Gesundheit wieder aufgewacht.

Aber er hatte doppelt so viel gewogen wie ich.

Hinter mir war die Empfangstheke des Hotels. Ich konnte sie an meinem Rücken spüren. Sie hatte eine ungefähr vierzig Zentimeter breite Ablagefläche in gut eineinviertel Meter Höhe. Thekenhöhe. Praktisch für Hotelgäste, die etwas

ausbreiten oder unterschreiben wollten. Dahinter befand sich in Schreibtischhöhe die Arbeitsfläche für das Empfangspersonal. Mindestens fünfundsiebzig Zentimeter tief. Vielleicht mehr. Das wusste ich nicht genau. Aber alles zusammen ergab ein Hindernis, das zu hoch und zu breit war, um es aus dem Stand zu überspringen. Vor allem dann nicht, wenn man in falscher Richtung stand. Und ohnehin zwecklos. Auch hinter der Theke wäre ich noch im selben Raum gewesen – nur eben auf der anderen Seite. Kein Nettogewinn, aber womöglich ein hoher Nettoverlust, wenn ich auf einen Bürostuhl krachte oder mich in einem Telefonkabel verhedderte.

Er drehte den Kopf zur Seite und schaute hinter mich. Dort war niemand mehr. Das Personal hatte sich nach links und rechts abgesetzt. Es war eingewiesen worden. Vielleicht hatte es das sogar geübt. Die sieben Männer vor mir hatten freies Schussfeld.

Ich konnte weder vor noch zurück.

Ich stand still.

Der Chefagent zielte mit dem Lauf seines Narkosegewehrs auf meinen linken Oberschenkel, der ein relativ großes Ziel darstellte. Kein Fett unter der Haut. Nur festes Fleisch mit Adern, Äderchen und Kapillargefäßen. Völlig ungeschützt bis auf meine neue blaue Hose, die aus sommerlich dünnem Baumwollgewebe bestand. *Kommen Sie nicht in diesen Klamotten, sonst lässt man Sie nicht rein.* Ich spannte meine Muskeln an, als ließe sich so erreichen, dass das verdammte Ding abprallte. Dann entspannte ich mich wieder. Muskeltonus hatte dem Gorilla nichts genützt und würde auch mir nichts nützen. Hinter den sieben Männern konnte ich in einer dunklen Ecke mehrere Sanitäter ausmachen. In der Uniform der New Yorker Feuerwehr. Drei Männer, eine Frau, die dastanden und warteten. Sie hatten eine fahrbare Krankentrage dabei.

Versagt alles andere, hilft nur noch reden.

Ich sagte: »Ihr Jungs habt bestimmt noch Fragen. Ich bin gern bereit, mich für ein Gespräch hinzusetzen. Wir könnten Kaffee bestellen, damit

alles gesittet bleibt. Entkoffeiniert, wenn euch das lieber ist. Weil's schon spät ist. Für uns machen sie bestimmt frischen. Schließlich sind wir hier im Four Seasons.«

Der Chefagent gab keine Antwort. Stattdessen schoss er auf mich. Mit dem Narkosegewehr, aus ungefähr zweieinhalb Metern, direkt ins Fleisch meines Oberschenkels. Ich hörte das Zischen, mit dem komprimiertes Gas sich entspannte, und spürte Schmerzen im Bein. Kein Stechen. Einen dumpfen, betäubenden Schlag wie von einem Messerstich. Dann eine Zehntelsekunde lang gar nichts, als könnte ich nicht glauben, was passiert war. Dann eine scharfe, zornige Reaktion. Wäre ich ein Gorilla gewesen, hätte ich die verdammten Forscher aufgefordert, zu Hause zu bleiben und mich in Ruhe zu lassen.

Der Chefagent ließ das Narkosegewehr sinken.

Eine Sekunde lang geschah nichts. Dann spürte ich, wie mein Herz zu jagen begann, während mein Blutdruck steil anstieg, um sofort wieder abzufallen. Ich hörte ein Rauschen in den Ohren.



Als ich nach unten sah, steckte der Pfeil bis zur Befiederung in meinem Oberschenkel. Ich zog ihn heraus. Der Schaft war blutig, die Pfeilspitze jedoch verschwunden. Das Keramikmaterial hatte sich pulverisiert, und das darin eingelagerte Narkotikum befand sich in meinem Körper, in dem es bereits zu wirken begann. Ein dicker Tropfen Blut quoll aus der Wunde, versickerte im Baumwollgewebe der Hose und folgte Kette und Schuss, wie sich eine Epidemie durch die Straßen einer Stadt ausbreitet. Mein Herz hämmerte. Ich konnte spüren, wie es das Blut durch meinen Körper pumpte. Am liebsten hätte ich es angehalten, aber das ging natürlich nicht.

Ich lehnte mich an die Empfangstheke. Nur vorübergehend, dachte ich. Um mich etwas zu erholen. Die sieben Männer vor mir schienen auf einmal seitlich wegzugleiten. Ich wusste nicht, ob sie sich bewegten oder ob ich den Kopf bewegte. Oder vielleicht hatte sich der Raum bewegt. Jedenfalls schien sich alles Mögliche schnell zu drehen. Ich kam mir wie ein Kreisel vor. Der

Thekenrand traf mich unter den Schulterblättern. Also kam er hoch – oder ich sackte zusammen. Ich stemmte beide Hände flach auf die polierte Oberfläche. Ich versuchte, die Theke zu stabilisieren. Oder mich. Erfolglos. Ihr Rand traf meinen Hinterkopf. Meine innere Uhr funktionierte nicht mehr richtig. Ich versuchte Sekunden zu zählen. Ich wollte bis neun kommen. Ich wollte länger durchhalten als der Gorilla. Irgendein letzter Rest Stolz. Aber ich wusste nicht, ob mir das gelang.

Mein Hintern plumpste auf den Fußboden. Ich konnte nichts mehr sehen. Aber mir wurde nicht dunkel oder schwarz vor den Augen. Stattdessen war alles gleißend hell. Mein Kopf war voll mit wie verrückt wirbelnden silbernen Formen, die von rechts nach links waagrecht an mir vorbeirasteten. Wie ein tausendfach zu schnelles Jahrmarktskarussell. Dann begann eine erschreckende Folge wüster Träume, voller Action und Farbe. Später wurde mir klar, dass das Einsetzen dieser Träume den Augenblick

markierte, in dem ich in der Halle des Four Seasons auf dem Boden liegend das Bewusstsein verlor.

Wann ich aufwachte, weiß ich nicht genau. Die Uhr in meinem Kopf tickte noch immer nicht richtig. Aber irgendwann kam ich doch wieder an die Oberfläche. Ich lag auf einem Feldbett. Meine Knöchel und Handgelenke waren mit Kabelbindern an das Bettgestell gefesselt. Ich war weiterhin vollständig bekleidet. Bis auf meine Schuhe. Die waren weg. In meinem benommenen Zustand glaubte ich die Stimme meines toten Bruders zu hören. *Bevor du jemanden kritisierst, solltest du eine Meile in seinen Schuhen gehen. Kritisierst du ihn dann, hast du eine Meile Vorsprung, und er muss dir auf Strumpfsocken nachlaufen.* Ich bewegte die Zehen, dann die Hüften. Ich spürte, dass meine Taschen leer waren. Wahrscheinlich hatten sie ein Verzeichnis angelegt und alles in einen Plastikbeutel gesteckt.

Ich brachte den Kopf an meine linke Schulter

und rieb mit dem Kinn übers Hemd. Bartstoppeln, etwas länger, als ich in Erinnerung hatte. Ungefähr acht Stunden alt. Der Gorilla im National Geographic Channel hatte zehn Stunden geschlafen. Ein Punkt für Reacher, aber vermutlich hatten sie bei mir eine schwächere Dosis verwendet. Wenigstens hoffte ich das. Der riesige Affe war wie vom Blitz gefällt zusammengebrochen.

Ich hob erneut den Kopf und schaute mich um. Ich lag in einer Zelle, die sich in einem Raum befand. Kein Fenster. Helles elektrisches Licht. Eine neue Konstruktion in einem Altbau. Drei aus glatten Stahlstäben zusammengeschweißte einfache Käfige, die nebeneinander in einem großen alten Raum mit gemauerten Wänden standen. Die Zellen waren ungefähr zweieinhalb Meter breit, tief und hoch. Auch ihr Dach bestand aus Gitterstäben. Die rutschfesten Stahlplatten des Fußbodens waren an den Rändern aufgebogen, sodass eine nur wenige Zentimeter tiefe flache Wanne entstand. Um verschüttete Flüssigkeiten aufzufangen, vermutete ich. In Zellen können alle möglichen Flüssigkeiten

verschüttet werden. Die Wannen aller Zellen waren in Bodennähe an umlaufenden waagrechten Querstäben angeschweißt. Die Zellen selbst hatte man nicht am Fußboden festgeschraubt. Sie standen einfach nur da: drei in einem großen alten Raum geparkte Gebilde aus Stahlstäben.

Die Decke des großen alten Raums war ein hohes Tonnengewölbe. Das weiß gestrichene Ziegelmauerwerk sah jedoch alt und brüchig aus. Es gibt Leute, die nach einem Blick auf die Abmessungen von Ziegeln und ihre Verlegung genau sagen können, wo ein Gebäude steht und wann es erbaut worden ist. Ich kann das nicht. Trotzdem hatte ich den Eindruck, mich an der Ostküste zu befinden. Neunzehntes Jahrhundert, mit der Hand gemauert. Von Einwanderern, die für wenig Lohn im Akkord geschuftet hatten. Ich war vermutlich noch in New York. Und wahrscheinlich unter der Erde. Dies schien ein Kellerraum zu sein. Nicht feucht, nicht kühl, aber durch seine Lage unter der Erde in Bezug auf Temperatur und Feuchtigkeit irgendwie stabilisiert.

Ich lag in der mittleren der drei Zellen, ich hatte das Feldbett, an das ich gefesselt war, und ein WC. Das war alles. Sonst gab es nichts. Das WC war auf drei Seiten von einem etwa einen Meter hohen Sichtschutz umgeben. Der Deckel des Wassertanks war als Waschbecken gestaltet. Ich konnte einen Wasserhahn erkennen. Nur einen. Nur kaltes Wasser. Die beiden anderen Zellen sahen ganz gleich eingerichtet aus. Feldbett, Toilette, sonst nichts. Von den drei Zellen führten mit neuem Beton ausgefüllte exakt parallele Aufgrabungen im Betonboden des großen alten Raums weg. Für die Abwasserrohre der Toiletten, vermutete ich, und die Wasserleitungen für WC-Spülung und Waschbecken.

Die beiden anderen Zellen standen leer. Ich war ganz allein.

In der entferntesten Ecke des äußeren Raums war dicht unter der Decke eine Überwachungskamera montiert. Ein wachsames Glasauge. Vermutlich ein Weitwinkelobjektiv, das den gesamten Raum erfasste. Damit alle drei

Zellen ständig unter Beobachtung waren. Ich stellte mir vor, dass es auch Mikrofone gab. Bestimmt mehr als eines, einige davon wahrscheinlich ganz in der Nähe. Elektronisches Abhören ist nicht einfach. Deutlichkeit ist wichtig. Raumechos können einem alles verderben.

Mein linkes Bein schmerzte leicht. Eine Stichwunde und ein Bluterguss, wo der kleine Pfeil mich getroffen hatte. Das Blut auf meiner Hose war längst eingetrocknet, der Fleck nicht sehr groß. Ich testete die Kabelbinder, mit denen man mich an Händen und Füßen gefesselt hatte. Unzerreißbar. Ich ruckte und zerrte eine halbe Minute lang an ihnen. Nicht um mich zu befreien. Nur um zu sehen, ob ich vor Anstrengung wieder bewusstlos werden würde, und um den Aufpasser, der mich auf dem Bildschirm beobachtete und durch die Mikrofone belauschte, auf mich aufmerksam zu machen.

Ich wurde nicht noch mal bewusstlos. Mein Kopf schmerzte etwas, als er wieder klar wurde, und die Anstrengung ließ mein Bein nicht weniger pochen. Aber abgesehen von diesen unbedeutenden



Symptomen fühlte ich mich ziemlich gut. Die bewusst erregte Aufmerksamkeit zeigte sich erst gut eine Minute später in Gestalt eines mir unbekannten Kerls, der mit einer Injektionsspritze in der Hand hereinkam. Irgendeine Art Arzthelfer. In der linken Hand hielt er einen feuchten Wattebausch, mit dem er meine Armbeuge desinfizieren wollte. Er blieb vor der Zelle stehen und sah mich durch die Gitterstäbe an.

Ich fragte: »Ist das eine tödliche Dosis?«

Der Kerl sagte: »Nein.«

»Sind Sie berechtigt, eine tödliche Dosis zu spritzen?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie lieber die Finger von mir. Sie können mir so viele Spritzen geben, wie Sie wollen – irgendwann wache ich doch wieder auf. Und irgendwann bekomme ich Sie zu fassen. Dann zwingen Sie mich dazu, dieses Ding zu essen, oder stecken Sie es Ihnen hinten rein und injizieren Sie es Ihnen das Zeug von innen.«

»Das ist ein Schmerzmittel«, erklärte der Kerl.

»Ein Analgetikum. Für Ihr Bein.«

»Meinem Bein fehlt nichts.«

»Wissen Sie das bestimmt?«

»Lassen Sie mich bloß in Ruhe.«

Das tat er dann auch. Er verschwand durch eine massive Holztür, die im selben Weiß wie die Wände gestrichen war. Die Tür wirkte alt. Sie hatte etwas vage Gotisches an sich. Ähnliche Türen kannte ich aus öffentlichen Gebäuden. Aus Schulen und Polizeirevieren.

Ich ließ den Kopf wieder auf die Matratze sinken. Kopfkissen hatte ich keines. Ich starrte durch die Gitterstäbe zur Decke und machte mich auf längeres Warten gefasst. Aber schon nach weniger als einer Minute tauchten zwei der Männer, die ich kannte, auf. Zwei der Federal Agents. Die beiden Untergebenen, nicht der Chefagent. Einer von ihnen hatte eine Franchi 12 dabei. Sie sah geladen, gespannt und schussbereit aus. Der andere Typ hielt irgendein Werkzeug in der Hand und hatte drei Stücke einer dünnen Kette über dem Arm hängen. Der Kerl mit der

Schrotflinte trat dicht an die Zelle, rammte mir die Mündung seiner Waffe unters Kinn und beließ sie dort. Der Kerl mit den Kettenabschnitten sperrte die Zellentür auf. Nicht mit einem Schlüssel, sondern indem er ein Kombinationsschloss mehrmals nach links und rechts drehte.

Dann kam der Agent herein und blieb neben meinem Feldbett stehen. Das Werkzeug in seiner Hand war ein Seitenschneider. Er bemerkte, wie ich das Ding betrachtete, und grinste. Ich richtete mich etwas auf. Die Mündung der Schrotflinte wurde mir noch fester unters Kinn gedrückt. Eine kluge Vorsichtsmaßnahme. Selbst mit gefesselten Händen hätte ich den Oberkörper nach vorn werfen und einen ziemlich guten Kopfstoß anbringen können. Vielleicht nicht meinen besten, aber doch so kräftig, dass der Kerl länger bewusstlos gewesen wäre als ich zuvor. Auch länger als der Gorilla. Kopfschmerzen hatte ich bereits. Da kam es auf einen wuchtigen Schlag mehr oder weniger nicht an.

Aber die Mündung der Franchi blieb unter

meinem Kinn, sodass ich zur Rolle eines bloßen Zuschauers verdammt war. Der Kerl mit den Ketten entwirrte sie und legte sie versuchsweise nebeneinander aus. Eine würde meine Handgelenke an die Taille und eine meine Fußknöchel fesseln und die dritte die beiden ersten verbinden. Die Standardfesselung aus dem Strafvollzug. Ich würde mit kleinen Schritten gehen und die Hände bis zur Taille heben können, aber das war alles. Der Kerl brachte die Ketten an, sicherte sie mit kräftigen Vorhängeschlössern und prüfte jede einzeln, bevor er den Seitenschneider verwendete, um die Kabelbinder zu durchtrennen. Dann verließ er rückwärtsgehend meine Zelle, und sein Partner zog die Franchi weg.

Die beiden erwarteten wohl, dass ich vom Feldbett rutschen und aufstehen würde. Also blieb ich liegen. Man muss die Siege des Gegners rationieren. Sie ihm sparsam und widerstrebend zuteilen. Man muss es so weit bringen, dass der Gegner einem für jedes kleine Zugeständnis unerschwellig dankbar ist. So kommt man

vielleicht mit zehn kleinen Verlusten pro Tag statt mit zehn großen davon.

Aber die beiden Feds hatten dieselbe Ausbildung wie ich genossen. Das war klar. Sie standen nicht hilflos frustriert herum, sondern gingen weg, und der Kerl, der mir die Ketten angelegt hatte, rief: »Drüben gibt's Kaffee und Muffins, wann immer Sie wollen.« Womit der Ball wieder in meinem Feld lag. Es wäre nicht stilvoll gewesen, eine Stunde lang zu warten und dann hinauszuschlurfen und das Zeug wie ein hungriger Wolf zu verschlingen. Dann hätten Hunger und Durst mich öffentlich besiegt. Keineswegs stilvoll. Also ließ ich nur eine kurze Schamfrist verstreichen, bevor ich von dem Feldbett aufstand und aus der Zelle schlurfte.

Die Holztür führte in einen weiteren Raum, der in Grundriss und Größe dem mit den Zellen glich. Gleiche Bauweise, gleiche Farbgebung. Mitten im Raum stand ein großer hölzerner Tisch. Auf der anderen Seite drei Stühle, auf denen die drei Feds saßen. Auf meiner Seite nur ein Stuhl. Leer, auf

mich wartend. Auf dem Tisch war mein gesamter Tascheninhalt fein säuberlich aufgereiht. Meine Rolle Geldscheine, jetzt flach gedrückt und mit ein paar Münzen belastet. Mein alter Reisepass. Meine Bankkarte. Meine Klappzahnbürste. Die Metrocard, die ich für die Fahrt in der U-Bahn gekauft hatte. Theresa Lees Visitenkarte, die ich von ihr in dem weiß gekachelten Raum unter dem Grand Central Terminal erhalten hatte. Die gefälschte Visitenkarte, die Lila Hoths hiesige Crew mir an der Ecke Eighth Avenue und 35th Street gegeben hatte. Der USB-Stick mit seiner Abdeckkappe in schrillum Pink aus dem Radio-Shack-Laden. Dazu noch Leonids Handy. Insgesamt neun Gegenstände, die im hellen Schein der Deckenbeleuchtung recht kümmerlich aussahen.

In die linke Seitenwand des Raums war eine weitere Tür eingelassen. Wieder massives Holz, die gleiche leicht gotische Form, der gleiche Anstrich. Ich vermutete, dass sie in einen weiteren Raum führte, den dritten einer L-förmigen Reihe. Oder den ersten von drei Räumen. Das hing davon

ab, ob man sie als Gefangener oder Gefängniswärter sah. An der Wand rechts stand eine niedrige Kommode, die in ein Schlafzimmer gepasst hätte. Auf ihr befanden sich ein Stapel Papierservietten und eine Rolle Styroporbecher in Plastikummhüllung neben einer Thermosflasche aus Edelstahl und einem Pappteller mit zwei Muffins mit Heidelbeerfüllung. Ich schlurfte auf Strumpfsocken hinüber und goss mir einen Becher Kaffee ein. Das ging einfacher als erwartet, weil die Kommode so niedrig war. Meine gefesselten Hände behinderten mich nicht sehr. Ich trug den Becher mit zwei Händen zum Tisch. Setzte mich auf den leeren Stuhl. Senkte den Kopf und nahm einen Schluck aus dem Becher. Das sollte so aussehen, als gäbe ich nach. Als verbeugte oder fügte ich mich. Auch der Kaffee war ziemlich mies und nur lauwarm.

Der Chefagent wölbte eine Hand und hielt sie so an mein Bündel Geldscheine, als wollte er danach greifen. Dann schüttelte er den Kopf, als wäre Geld ein für ihn zu banales Thema. Zu gewöhnlich.

Die Hand bewegte sich weiter und hielt bei meinem Pass an.

Er fragte: »Wieso ist er abgelaufen?«

Ich sagte: »Weil niemand die Zeit stillstehen lassen kann.«

»Wieso haben Sie ihn nicht verlängern lassen, meine ich.«

»Kein unmittelbares Bedürfnis. Wie Sie kein Kondom in der Geldbörse haben.«

Der Mann machte eine kurze Pause, dann wollte er wissen: »Wann waren Sie zuletzt im Ausland?«

Ich sagte: »Ich hätte mich hingesetzt und mit Ihnen geredet, wissen Sie. Sie hätten mich nicht mit einem Narkosepfel betäuben müssen, als wäre ich aus einem Zoo entkommen.«

»Sie waren mehrmals gewarnt worden. Und Sie hatten sich als ausgesprochen unkooperativ erwiesen.«

»Sie hätten mir ein Auge ausschießen können!«

»Aber ich hab's nicht getan. Kein Schaden, kein Foul.«

»Ich habe noch immer keinen Dienstausweis



gesehen. Ich weiß nicht mal, wie Sie heißen.«

Der Typ schwieg.

Ich sagte: »Keine Ausweise, keine Namen, keine Belehrung über meine Rechte, keine Anklage, kein Anwalt. Tapfere neue Welt, nicht wahr?«

»Ganz recht.«

»Na, dann viel Glück«, entgegnete ich. Ich betrachtete meinen Reisepass, als wäre mir gerade etwas eingefallen. Ich hob die Hände so weit wie möglich und beugte mich nach vorn. Als ich meinen Kaffeebecher zur Seite schob, stand er zwischen Pass und Bankkarte. Ich griff nach dem Reisepass, betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen und blätterte die letzten Seiten durch. Dann zuckte ich mit den Schultern, als hätte mein Gedächtnis mir einen Streich gespielt, und wollte den Pass zurücklegen. Aber weil die Ketten mich behinderten, passierte mir ein kleines Missgeschick. Der steife Rand des Büchleins streifte meinen Kaffeebecher und stieß ihn um. Die braune Brühe floss über den Tisch, tropfte von der Kante und ergoss sich in den Schoß

des Chefagenten. Er tat, was jeder an seiner Stelle getan hätte. Er schob hastig seinen Stuhl zurück, stand halb auf und wedelte mit den Händen in der Luft, als könnte er die Flüssigkeit Molekül für Molekül abwehren.

»Sorry«, sagte ich.

Seine Hose war im Schritt nass. Damit hatte ich mich revanchiert. Für ihn gab es zwei Möglichkeiten: Er konnte den Rhythmus des Verhörs unterbrechen, indem er eine Pause machte, um sich umzuziehen, oder mit nasser Hose weitermachen. Ich sah ihm deutlich an, wie er beide Möglichkeiten gegeneinander abwog. Der Kerl war nicht ganz so unergründlich, wie er glaubte.

Er entschied sich dafür, mit nasser Hose weiterzumachen. Als Erstes ging er zu der Kommode und tupfte sich mit Servietten ab. Dann brachte er ein paar mit und wischte damit den Tisch trocken. Er gab sich große Mühe, sich keine Reaktion anmerken zu lassen, was allein schon eine Reaktion war.

Er fragte wieder: »Wann waren Sie zuletzt im Ausland?«

Ich sagte: »Das weiß ich nicht mehr.«

»Wo sind Sie geboren?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Jeder weiß, wo er geboren ist.«

»Es ist schon lange her.«

»Wir sitzen notfalls den ganzen Tag hier.«

»Ich bin in Westberlin geboren«, sagte ich.

»Und Ihre Mutter ist Französin?«

»Sie war Französin.«

»Was ist sie jetzt?«

»Tot.«

»Das tut mir leid.«

»War nicht Ihre Schuld.«

»Wissen Sie bestimmt, dass Sie amerikanischer Staatsbürger sind?«

»Was für eine Frage ist das?«

»Eine simple Frage.«

»Unser Außenministerium hat mir einen Reisepass ausgestellt.«

»War Ihr Antrag wahrheitsgemäß ausgefüllt?«

»Habe ich ihn unterschrieben?«

»Ich nehme an, dass Sie's getan haben.«

»Dann waren die Angaben zutreffend, nehme ich an.«

»Wie das? Sind Sie eingebürgert worden? Sie sind als Sohn einer Ausländerin im Ausland geboren.«

»Ich bin auf einem Militärstützpunkt geboren. Der zählt als amerikanisches Staatsgebiet. Meine Eltern waren verheiratet. Mein Vater war amerikanischer Staatsbürger. Er diente im Marinekorps.«

»Können Sie das alles beweisen?«

»Muss ich das?«

»Es ist wichtig. Ob Sie amerikanischer Bürger sind oder nicht, könnte Einfluss darauf haben, wie es mit Ihnen weitergeht.«

»Nein, wie's mit mir weitergeht, hängt davon ab, wie viel Geduld ich aufbringe.«

Der Kerl links vor mir stand auf. Er hatte mir zuvor die Mündung der Franchi unters Kinn gerammt. Er ging nach links, öffnete die Tür und

verschwand in dem dritten Raum. Ich konnte flüchtig Schreibtische, Bildschirme und Aktenschränke erkennen. Keine weiteren Leute. Die Tür schloss sich leise hinter ihm, und in dem Raum, in dem wir saßen, herrschte wieder Stille.

Der Chefagent fragte: »War Ihre Mutter Algerierin?«

Ich antwortete: »Ich habe Ihnen gerade erklärt, dass sie Französin war.«

»Manche Franzosen sind Algerier.«

»Nein, Franzosen sind Franzosen, und Algerier sind Algerier. So einfach ist das.«

»Okay, manche Franzosen waren ursprünglich Einwanderer aus Algerien. Oder aus Marokko, Tunesien oder sonst wo in Nordafrika.«

»Aber nicht meine Mutter.«

»War sie eine Muslima?«

»Wozu wollen Sie das wissen?«

»Ich ziehe Erkundigungen ein.«

Ich nickte. »Wahrscheinlich ist's weniger riskant, nach meiner Mutter zu fragen als nach Ihrer.«

»Was soll das heißen?«

»Susan Marks Mutter ist als Teenager für Crack auf den Strich gegangen. Vielleicht hat Ihre mit ihr zusammengearbeitet. Vielleicht haben sie Freier zu zweit bedient.«

»Versuchen Sie, mich wütend zu machen?«

»Nein, aber ich habe Erfolg damit. Sie sind ganz rot im Gesicht und haben eine nasse Hose. Und Sie kommen absolut nicht weiter. Alles in allem glaube ich nicht, dass diese Vernehmung als beispielhaft ins Ausbildungshandbuch aufgenommen wird.«

»Dies ist kein Witz.«

»Aber es ist dabei, einer zu werden.«

Der Mann machte eine Pause, dann änderte er seine Taktik. Er benutzte seinen Zeigefinger, um die vor ihm liegenden Gegenstände auf eine Linie zu bringen. Als sie ausgerichtet waren, schob er den USB-Stick drei Zentimeter weit auf mich zu und sagte: »Den haben Sie vor uns versteckt, als wir Sie durchsucht haben. Den hat Susan Mark Ihnen in der U-Bahn gegeben.«

Ich fragte: »Habe ich das? Hat sie das?«

Der Kerl nickte. »Aber er ist leer und ohnehin zu klein. Wo ist der andere?«

»Welcher andere?«

»Dieser hier dient offenbar nur zur Ablenkung. Wo ist der richtige?«

»Susan Mark hat mir nichts gegeben. Dieses Ding habe ich im Radio Shack gekauft.«

»Wieso?«

»Weil er mir gefallen hat.«

»Mit der rosa Abdeckkappe? Bockmist.«

Ich sagte nichts.

Er fragte: »Mögen Sie die Farbe Rosa?«

»Am rechten Ort.«

»Welcher wäre das?«

»Einer, an dem Sie schon lange nicht mehr waren.«

»Wo hatten Sie das Ding versteckt?«

Ich gab keine Antwort.

»In einer Körperöffnung?«

»In Ihrem Interesse hoffentlich nicht. Sie haben ihn gerade angefasst.«

»Gefällt Ihnen so was? Sind Sie schwul?«

»Solche Fragen wirken vielleicht in Guantánamo, aber nicht bei mir.«

Der Kerl zuckte mit den Schultern, holte den USB-Stick nur mit den Fingernägeln in die Reihe zurück und schob die falsche Visitenkarte und Leonids Handy drei Zentimeter weit nach vorn, als bewege man Schachfiguren. Er sagte: »Sie haben für Lila Hoth gearbeitet. Die Karte beweist, dass Sie Verbindung zu der von ihr angeheuerten Crew hatten, und Ihr Handy beweist, dass sie Sie mindestens sechsmal angerufen hat. Die Nummer des Four Seasons steht im Speicher.«

»Das ist nicht mein Handy.«

»Wir haben es in Ihrer Tasche gefunden.«

»Lila Hoth hat nie im Four Seasons gewohnt, heißt es an der Rezeption.«

»Aber nur auf unsere Anweisung hin. Wir wissen beide, dass sie dort war. Sie sind zweimal mit ihr zusammengetroffen und beim dritten Treffen von ihr versetzt worden.«

»Wer ist sie wirklich?«

»Diese Frage hätten Sie sich stellen sollen,



bevor Sie bereit waren, für sie zu arbeiten.«

»Ich habe nicht für sie gearbeitet.«

»Ihr Handy beweist, dass Sie's getan haben. So einfach ist das.«

Ich gab keine Antwort.

Er fragte: »Wo ist Lila Hoth jetzt?«

»Wissen Sie das nicht?«

»Woher sollte ich das wissen?«

»Ich dachte, Sie hätten sie geschnappt, als sie ausgecheckt hat. Bevor Sie angefangen haben, mit Pfeilen auf mich zu schießen.«

Der Kerl schwieg.

Ich sagte: »Sie waren schon vorher im Hotel. Sie haben ihr Zimmer durchsucht. Ich bin davon ausgegangen, dass sie von Ihnen überwacht wird.«

Der Kerl schwieg.

Ich fragte: »Sie haben sie verpasst, stimmt's? Sie ist einfach an Ihnen vorbeigegangen. Großartig! Ihr Jungs seid ein leuchtendes Beispiel für uns alle. Eine Ausländerin mit Verdacht auf Kontakte zum Pentagon, und Sie lassen sie einfach laufen?«

»Das war eine Schlappe«, gab der Kerl zu. Er

wirkte leicht verlegen, hatte aber eigentlich keinen Grund dazu. Weil es relativ einfach ist, ein Hotel zu verlassen, das überwacht wird. Das tut man, indem man nichts tut. Indem man nicht sofort abreist. Man schickt seine Koffer mit einem Pagen im Lastenaufzug hinunter, die Agenten strömen in der Hotelhalle zusammen, man steigt auf einer anderen Etage aus dem Aufzug und igelt sich irgendwo zwei Stunden lang ein, bis die Agenten aufgeben und verschwinden. Dann spaziert man hinaus. Das erfordert Kaltschnäuzigkeit, ist aber ganz leicht, vor allem wenn man unter einem anderen Namen ein weiteres Zimmer gebucht hat, was Lila Hoth ganz sicher getan hatte – zumindest für Leonid.

Der Kerl fragte: »Wo ist sie jetzt?«

Ich fragte: »Wer ist sie?«

»Der gefährlichste Mensch, dem Sie je begegnet sind.«

»So hat sie aber nicht ausgesehen.«

»Eben deshalb.«

Ich sagte: »Keine Ahnung, wo sie ist.«

Nun folgte eine lange Pause, bis der Typ die gefälschte Visitenkarte in die Reihe zurückholte und dafür Theresa Lees Karte nach vorn schob. Er fragte: »Wie viel weiß die Kriminalbeamtin?«

»Welche Rolle spielt das?«

»Wir haben eine verhältnismäßig simple Abfolge von Aufgaben vor uns. Wir müssen die Hoths finden, wir müssen den richtigen USB-Stick sicherstellen, aber vor allem müssen wir das Leck stopfen. Deshalb ist es wichtig zu wissen, wie weit es sich schon ausgebreitet hat und wer was weiß.«

»Keiner weiß irgendwas. Am allerwenigsten ich.«

»Dies ist kein Wettbewerb. Sie bekommen keine Punkte dafür, dass Sie möglichst lange Widerstand leisten. Wir sitzen alle im selben Boot.«

»Kommt mir aber nicht so vor.«

»Sie müssen diese Sache ernst nehmen.«

»Glauben Sie mir, das tue ich.«

»Dann erzählen Sie uns, wer was weiß.«

Ich hörte, wie die Tür links von mir sich wieder öffnete. Der Chefagent schaute hinüber, dann nickte

er zustimmend. Ich drehte mich zur Seite und sah den Kerl von dem linken Stuhl. Er hielt eine Waffe in der Hand. Nicht die Schrotflinte von Franchi, sondern das Narkosegewehr. Er legte es an und drückte ab. Ich duckte mich weg, aber leider zu spät. Der Pfeil traf mich am Oberarm.

Ich wachte wieder auf, öffnete aber nicht gleich die Augen. Die Uhr in meinem Kopf schien wieder richtig zu gehen, und ich wollte ihr Gelegenheit geben, sich exakt einzustellen. Im Augenblick zeigte sie wenige Minuten vor achtzehn Uhr an. Was bedeutete, dass ich wieder etwa acht Stunden lang außer Gefecht gewesen war. Ich hatte großen Hunger und Durst. Mein Arm tat weh, wie mein Oberschenkel wehgetan hatte. Eine heiße kleine Schwellung weit oben. Ich spürte, dass ich noch immer keine Schuhe anhatte. Aber diesmal waren meine Handgelenke und Fußknöchel nicht an das Feldbett gefesselt, was ich als Erleichterung empfand. Ich räkelte mich faul und rieb mir das Gesicht. Noch mehr Bartstoppeln. Ich bekam allmählich einen richtigen Bart.

Ich öffnete die Augen. Schaute mich um. Entdeckte zweierlei. Erstens, Theresa Lee befand

sich in dem Käfig rechts von mir, zweitens, Jacob Mark in dem links von mir.

Beide waren Cops.

Keiner von ihnen trug Schuhe.

Das war der Augenblick, in dem ich mir Sorgen zu machen begann.

Hatte ich recht, war es wirklich kurz vor achtzehn Uhr, waren Theresa Lee aus ihrer Wohnung und Jacob Mark aus dem Dienst geholt worden. Beide betrachteten mich. Lee stand ungefähr anderthalb Meter von mir entfernt hinter ihren Gitterstäben. Sie trug Jeans und eine weiße Bluse und war barfuß. Jake saß auf seinem Feldbett. Er trug die Uniform eines Polizeibeamten, aber ohne den Gürtel, die Pistole, das Funkgerät und die Schuhe. Ich setzte mich auf, stellte die Füße auf den Boden und fuhr mir mit allen zehn Fingern durchs Haar. Dann erhob ich mich, ging zu dem kleinen Waschbecken und trank aus dem Wasserhahn. New York City, kein Zweifel. Diesen Wassergeschmack kannte ich. Ich sah zu Theresa Lee hinüber und fragte: »Haben Sie eine Ahnung, wo wir hier

sind?«

Sie sagte: »Wissen Sie's nicht?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sie sagte: »Wir müssen davon ausgehen, dass es hier Mikrofone gibt.«

»Garantiert. Aber die anderen wissen bereits, dass wir hier sind. Wir geben ihnen also nichts, was sie nicht schon haben.«

»Ich denke, wir sollten lieber nicht reden.«

»Wir können über geografische Fakten diskutieren. Ich glaube nicht, dass der Patriot Act es verbietet, über Adressen zu reden – zumindest noch nicht.«

Lee sagte nichts.

Ich fragte: »Was?«

Sie machte ein skeptisches Gesicht.

Ich sagte: »Sie glauben, dass ich Spielchen mit Ihnen treibe?«

Sie schwieg.

Ich fuhr fort: »Sie glauben, dass ich hier bin, um Sie dazu zu verleiten, etwas auf Tonband zu sprechen?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß überhaupt nichts von Ihnen.«

»Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Die Klubs in der Bleecker Street liegen eher an der Sixth Avenue als am Broadway. Sie hätten gleich mit dem A Train fahren können. Oder mit dem B oder C oder D Train. Wieso waren Sie also überhaupt im 6 Train?«

»Naturgesetz«, antwortete ich. »Unsere Gehirne sind fest verdrahtet. Bei Dunkelheit mitten in der Nacht wenden alle Säugetiere sich automatisch nach Osten.«

»Tatsächlich?«

»Nein, das habe ich gerade erfunden. Ich hatte kein bestimmtes Ziel. Ich bin aus einer Bar gekommen, habe mich nach links gewandt und bin weitergegangen. Eine bessere Erklärung habe ich nicht.«

Lee schwieg.

Ich fragte: »Was noch?«

Sie sagte: »Sie haben keine Tragetaschen. Ich habe noch nie einen Obdachlosen gesehen, der



nichts bei sich hat. Die meisten schleppen mehr Zeug mit sich herum, als ich besitze. Sie benutzen geklaute Einkaufswagen.«

»Ich bin anders«, entgegnete ich. »Außerdem bin ich kein Obdachloser. Nicht wie die anderen.«

Sie schwieg.

Ich fragte sie: »Hat man Sie mit verbundenen Augen hergebracht?«

Lee betrachtete mich lange, dann schüttelte sie den Kopf, seufzte und sagte: »Wir sind in einer ehemaligen Feuerwache in Greenwich Village. In der West 3rd Street. Erdgeschoss und erster Stock stehen leer. Wir befinden uns im Keller.«

»Wissen Sie, wer diese Leute genau sind?«

Sie gab keine Antwort, schaute nur zu der Überwachungskamera. Ich sagte: »Da gilt dasselbe Prinzip. Sie wissen, wer sie sind. Das hoffe ich zumindest. Es schadet nichts, wenn sie wissen, dass wir's auch wissen.«

»Glauben Sie?«

»Das ist der springende Punkt. Sie können uns das Denken nicht verbieten. Wissen Sie, wer sie

sind?«

»Sie haben keine Ausweise vorgezeigt. Heute nicht, aber auch schon beim ersten Mal nicht, als sie aufs Revier gekommen sind, um mit Ihnen zu reden.«

»Aber?«

»Wer zu einer Truppe gehört, die gewohnheitsmäßig keinen Ausweis vorzeigt, verrät sich eigentlich selbst. Wir haben alle möglichen Geschichten gehört.«

»Wer sind sie also?«

»Sie sind direkt dem Verteidigungsminister unterstellt.«

»Logisch«, sagte ich. »Meistens ist der Verteidigungsminister der dümmste Kerl in der Regierung.«

Lee sah wieder zu der Kamera, als hätte ich sie beleidigt. Als wäre sie schuld daran, dass sie beleidigt worden war. Ich sagte: »Keine Sorge. Diese Typen sehen wie ehemalige Soldaten aus, was bedeutet, dass sie bereits wissen, wie dumm ihr Minister ist. Trotzdem hat er einen

Kabinettsposten, was bedeutet, dass diese Männer letztlich für das Weiße Haus arbeiten.«

Lee fragte: »Wissen Sie, was die wollen?«

»Teilweise.«

»Erzählen Sie's uns lieber nicht.«

»Auf keinen Fall«, sagte ich.

»Aber ist die Sache groß genug fürs Weiße Haus?«

»Potenziell schon, denke ich.«

»Scheiße.«

»Wann haben die Kerle Sie abgeholt?«

»Heute Nachmittag. Kurz vor zwei. Ich habe noch geschlafen.«

»Sind sie mit Polizeibeamten aufgekreuzt?«

Lee nickte. Ihr Blick zeigte, dass sie leicht gekränkt war.

Ich fragte: »Haben Sie die Kollegen gekannt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wichtigster von der Terrorabwehr. Machen ihre eigenen Regeln und bleiben unter sich. Sie fahren den ganzen Tag mit Spezialautos herum. Manchmal mit angeblichen Taxis. Einer vorn, zwei hinten. Haben Sie das

gewusst? In großen Kreisen, die Tenth Avenue hinauf, die Second hinunter. Wie früher die B-52 am Himmel patrouilliert haben.«

»Wie spät ist's jetzt? Ungefähr sechs nach sechs?«

Sie sah auf ihre Uhr und machte ein überraschtes Gesicht.

»Exakt«, sagte sie.

Ich wandte mich nach links.

»Jake?«, fragte ich. »Was ist mit Ihnen?«

»Mich haben sie zuerst geholt. Ich bin seit Mittag hier. Hab Ihnen beim Schlafen zugesehen.«

»Irgendeine Nachricht von Peter?«

»Nichts.«

»Das tut mir leid.«

»Sie schnarchen, wissen Sie das?«

»Ich war voller Gorillatranquilizer. Aus einem Narkosegewehr.«

»Soll das ein Witz sein?«

Ich deutete auf den Blutfleck an meiner Hose, dann auf den am Oberarm.

»Total verrückt«, meinte er.

»Sie waren wohl im Dienst?«

Er nickte. »Der Dispatcher hat meinen Wagen in die Zentrale zurückgerufen, und sie haben dort auf mich gewartet.«

»Ihr Department weiß also, wo Sie sind?«

»Nicht genau«, antwortete er. »Aber es weiß, wer mich mitgenommen hat.«

»Das ist immerhin etwas«, sagte ich.

»Eigentlich nicht«, entgegnete er. »Das Department würde keinen Finger für mich rühren. Wird man von solchen Kerlen abgeholt, ist man plötzlich aussätzig. Man gilt sofort als irgendwie schuldig. Die Kollegen haben bereits angefangen, von mir abzurücken.«

Lee sagte: »Wie wenn die Innenrevision bei jemandem anrückt.«

Ich fragte sie: »Warum ist Docherty nicht hier?«

»Er weiß weniger als ich. Tatsächlich hat er sich größte Mühe gegeben, weniger als ich zu wissen. Ist Ihnen das nicht aufgefallen? Er ist ein alter Stratege.«

»Er ist Ihr Partner.«

»Heute ist er's noch. Nächste Woche wird er vergessen haben, dass er jemals eine Partnerin hatte. Sie wissen, wie so was läuft.«

Jake sagte: »Hier gibt's nur drei Zellen. Vielleicht ist Docherty anderswo untergebracht.«

Ich fragte: »Haben die Männer schon mit Ihnen gesprochen?«

Beide schüttelten den Kopf.

Ich sagte: »Machen Sie sich Sorgen?«

Beide nickten, und Lee wollte wissen: »Sie etwa nicht?«

»Ich schlafe gut«, sagte ich. »Aber ich glaube, dass das hauptsächlich an den Tranquilizern liegt.«

Um achtzehn Uhr dreißig brachten sie uns Essen. Fertig gekaufte Sandwichs in aufklappbaren Plastikbehältern, die auf die Seite gedreht und durch die Gitter geschoben wurden. Dazu Wasser in Flaschen. Ich trank erst mein Wasser und füllte die Flasche aus dem Wasserhahn nach. Mein Sandwich war mit Käse und Salami belegt. Die beste Mahlzeit meines Lebens.

Um neunzehn Uhr wurde Jacob Mark zum Verhör

abgeholt. Keine Handschellen. Keine Ketten. Theresa Lee und ich saßen durch Gitterstäbe getrennt ungefähr zweieinhalb Meter voneinander entfernt auf unseren Feldbetten. Wir redeten nicht viel. Lee wirkte deprimiert. Einmal sagte sie: »Ich habe ein paar gute Freunde verloren, als die Türme eingestürzt sind. Nicht nur Cops. Auch Feuerwehrmänner. Leute, mit denen ich zusammengearbeitet habe. Leute, die ich seit Jahren kannte.« Das sagte sie, als könnte diese Feststellung sie gegen die später ausgebrochene Verrücktheit schützen. Ich äußerte mich nicht dazu, saß die meiste Zeit still da und rief mir Gespräche ins Gedächtnis zurück. Alle möglichen Leute hatten stundenlang mit mir geredet. John Sansom, Lila Hoth, die Kerle nebenan. Ich erinnerte mich an alles, was sie gesagt hatten, wie ein Schreiner mit der Handfläche über gehobeltes Holz fährt, um raue Stellen auszumachen. Es gab ein paar. Es gab seltsame Halbkommentare, eigenartige Nuancen, nicht weiter erklärte Andeutungen. Ich konnte nichts mit ihnen anfangen. Noch nicht. Aber allein

die Tatsache, dass ich von ihrer Existenz wusste, war bereits nützlich.

Um neunzehn Uhr dreißig brachten sie Jacob Mark zurück und nahmen an seiner Stelle Theresa Lee mit. Keine Handschellen. Keine Ketten. Jake setzte sich mit untergeschlagenen Beinen und dem Rücken zur Kamera auf sein Bett. Ich sah ihn fragend an. Er zuckte kaum merklich mit den Schultern und verdrehte die Augen. Dann ließ er die Hände auf dem Schoß, wo die Kamera sie nicht sehen konnte, und imitierte mit Daumen und Zeigefinger eine Schusswaffe. Er tippte sich auf den Oberschenkel und sah meinen an. Ich nickte. Das Narkosegewehr. Er streckte zwei Finger zwischen den Knien aus und hielt einen dritten seitlich links hoch. Ich nickte erneut. Zwei Kerle am Tisch, einer links von ihnen mit dem Gewehr. Vermutlich an der Tür des dritten Raums. Als Wachposten. Deshalb keine Handschellen, keine Ketten. Ich rieb mir die Schläfen und fragte mit lautlosen Lippenbewegungen: »Wo sind Ihre Schuhe?«



Jake antwortete auf die gleiche Weise: »Keine Ahnung.«

Danach saßen wir schweigend da. Ich wusste nicht, woran Jake dachte. Vermutlich an seine Schwester. Oder an Peter. Ich hatte die Wahl. Gegen etwas kämpfen kann man immer auf zweierlei Weise. Von innen oder von außen. Ich war der Typ, der lieber von außen kämpfte – seit jeher.

Um zwanzig Uhr brachten sie Theresa Lee zurück und nahmen mich wieder mit.

Keine Handschellen. Keine Ketten. Anscheinend glaubten sie, ich hätte Angst vor dem Narkosegewehr. Was bis zu einem gewissen Grad auch stimmte. Nicht weil ich mich vor kleinen Stichwunden fürchtete. Und auch nicht weil ich etwas gegen Schlaf an sich hatte. Ich schlafe mindestens so gern wie jeder andere. Aber ich wollte nicht noch mehr Zeit vergeuden. Ich hatte das Gefühl, es mir nicht leisten zu können, weitere acht Stunden auf dem Rücken zu liegen.

Im Raum nebenan waren die Agenten genauso verteilt, wie Jacob Mark mir bedeutet hatte. Der Chefagent saß schon auf dem mittleren Stuhl. Der Kerl, der mir heute Morgen die Ketten angelegt hatte, ließ mich mitten im Raum stehen und ging weiter, um seinen Platz rechts neben dem Chefagenten einzunehmen. Der Typ, der die Franchi gehabt hatte, stand jetzt mit dem

Narkosegewehr an der linken Tür. Meine Habseligkeiten lagen noch immer auf dem Tisch. Oder sie lagen wieder da. Ich bezweifelte, dass sie dort gelegen hatten, als Mark oder Lee vernommen wurden. Zwecklos. Kein Grund. Nicht relevant. Sie waren wieder eigens für mich hingelegt worden: Bargeld, Reisepass, Bankkarte, Zahnbürste, Metrocard, Lees Visitenkarte, gefälschte Visitenkarte, USB-Stick und Handy. Neun Gegenstände. Alle richtig und vollzählig vorhanden. Das war gut, denn ich musste mindestens sieben von ihnen mitnehmen.

Der Kerl auf dem mittleren Stuhl sagte: »Setzen Sie sich, Mr Reacher.«

Ich ging zu meinem Stuhl und spürte, wie die drei sich entspannten. Sie hatten die ganze Nacht und den ganzen Tag gearbeitet. Hinter ihnen lagen schon zweistündige Verhöre. Eine Vernehmung ist harte Arbeit. Sie erfordert Konzentration und geistige Beweglichkeit. Sie macht einen kaputt. Also waren diese drei Männer müde. Müde genug, um ihren Biss eingebüßt zu haben. Sobald ich zu

meinem Stuhl unterwegs war, dachten sie nicht mehr an die Gegenwart, sondern an die Zukunft. Sie glaubten, es werde keine Schwierigkeiten geben. Sie überlegten, mit welcher Frage sie beginnen würden. Sie nahmen an, ich würde mich setzen und sie mir anhören. Bereit sein, sie zu beantworten.

Sie täuschten sich.

Einen halben Schritt vor meinem Ziel hob ich einen Fuß auf Höhe der Tischkante, streckte das Bein und schob kräftig an. Ich trat nicht dagegen, weil ich keine Schuhe trug. Der Tisch kippte um, und die gegenüberliegende Kante traf die beiden sitzenden Männer in der Magengrube und nagelte sie auf ihren Stühlen fest. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon nach links unterwegs. Ich richtete mich aus geduckter Haltung vor dem dritten Kerl auf, riss ihm das Narkosegewehr nach oben aus den Händen und ramnte ihm ein Knie in den Unterleib, während er aufrecht vor mir stand. Als er sich zusammenkrümmte, wechselte ich auf den anderen Fuß und traf sein Gesicht mit einem weiteren

Kniestoß. Wie in einem irischen Volkstanz. Ich warf mich herum, legte das Gewehr an, drückte ab und traf den Chefagenten in der Brust. Im nächsten Augenblick war ich am Tisch und schlug dem anderen Kerl den Gewehrkolben über den Schädel, einmal, zweimal, dreimal, kräftig und brutal, bis er zusammensackte und sich nicht mehr rührte.

Vier laute, gewalttätige Sekunden, von Anfang bis Ende. Vier separate Einheiten aus Action und Zeit, getrennt verpackt, einzeln entfesselt. Der Tisch, das Narkosegewehr, der Chefagent, der zweite Mann am Tisch. Eins, zwei, drei, vier. Glatt und zügig. Die beiden Kerle, die ich außer Gefecht gesetzt hatte, waren bewusstlos und bluteten. Der Typ auf dem Fußboden aus seiner gebrochenen Nase, der Kerl am Tisch aus einer Platzwunde in der Kopfhaut. Neben ihm war der Chefagent mit chemischer Unterstützung dabei, das Bewusstsein zu verlieren, wie es mir schon zweimal passiert war. Das fand ich interessant zu beobachten. Als Erstes schien eine Art Muskellähmung einzutreten. Der Kerl sackte auf dem Stuhl zusammen. Aber

seine Augen bewegten sich, als nähme er seine Umgebung noch wahr. Ich dachte an die wirbelnden Formen und fragte mich, ob er sie ebenfalls sah.

Dann drehte ich mich um und nahm die Tür des dritten Raums in Augenschein. Der Arzthelfer war bisher nicht erschienen. Vielleicht gab es noch weitere Männer. Möglicherweise sogar viele. Aber die Tür blieb geschlossen. Ich kniete mich hin und griff ins Jackett des letzten Kerls. Keine Glock. Sein Schulterhalfter war leer. Vermutlich ein Standardverfahren. Keine Schusswaffen in geschlossenen Räumen bei Anwesenheit eines Festgenommenen. Ich kontrollierte die beiden anderen Kerle. Wieder nichts. Dienstlich gelieferte Schulterhalfter aus Nylongewebe, beide leer.

In dem dritten Raum blieb es still.

Ich sah in den Taschen nach. Alle waren leer. Absichtlich ausgeleert. Sie enthielten nichts außer Papiertaschentüchern und ein paar kleinen Münzen, die sich in den Nähten verfangen hatten. Keine Hausschlüssel, keine Autoschlüssel, keine Handys.

Erst recht keine Geldbörsen, keine Lederetuis mit Plaketten und keine Dienstaussweise.

Ich hob das Narkosegewehr auf und hielt es mit einer Hand schussbereit. Trat an die Tür des dritten Raums. Stieß sie auf, riss das Gewehr hoch und tat so, als zielte ich. Ein Gewehr ist ein Gewehr, auch wenn es leer geschossen und keine richtige Waffe ist. Entscheidend sind der erste Eindruck und unterschwellige Reaktionen darauf.

Der dritte Raum war leer.

Kein Arzthelfer, keine Agenten in Reserve, kein Büropersonal. Überhaupt niemand. Nur graue Büromöbel und Leuchtstoffröhren. Der Raum selbst war so groß wie die beiden anderen: ein gemauerter alter Kellerraum mit weißem Anstrich. Gleiche Größe, gleiche Abmessungen. Hier gab es eine zweite Tür, die in einen weiteren Raum oder ein Treppenhaus führen musste. Ich zog sie vorsichtig auf.

Ein Treppenhaus. Keine weiße Farbe, nur ein abblätternder uralter Anstrich in Behördengrün. Ich schloss die Tür wieder und begutachtete die

Büromöbel. Drei Schreibtische, vier Aktenschränke, alle grau, alle schlicht und funktionell, alle aus Stahl, alle abgesperrt. Wie die Zellen mit Kombinationsschlössern, was logisch war, weil die Agenten keine Schlüssel in den Taschen gehabt hatten. Auf den Schreibtischen lagen keine Akten. Dort standen nur drei Computer im Stand-by-Betrieb und drei Telefone. Ich drückte die Leertasten und weckte einen Monitor nach dem anderen auf. Jeder verlangte ein Passwort. Ich nahm die Telefonhörer ab, drückte die Taste Wahlwiederholung und bekam jedes Mal die Vermittlung. Äußerst gewissenhafte Sicherheitsmaßnahmen. Sorgfältig und konsequent. Ein Gespräch beenden, kurz die Gabel drücken, die Null wählen, auflegen. Die drei Kerle waren nicht perfekt, aber auch keine Idioten.

Ich stand sekundenlang still. Die Kombinationsschlösser enttäuschten mich. Ich wollte ihr Lager finden, das Narkosegewehr nachladen und die beiden anderen Agenten damit betäuben. Und ich wollte meine Schuhe.



Beides würde ich nicht bekommen.

Ich ging strumpfsockig zu den Zellen zurück. Jacob Mark und Theresa Lee blickten auf, dann weg und wieder mich an. Klassische verzögerte Reaktionen, weil ich allein war und das Narkosegewehr in der Hand hielt. Sie hatten vermutlich den Lärm gehört und angenommen, ich würde handgreiflich vernommen. Bestimmt hatten sie mich nicht so bald oder gar nicht zurück erwartet.

Lee fragte: »Was ist passiert?«

Ich sagte: »Sie sind eingeschlafen.«

»Wie das?«

»Das Gespräch mit mir hat sie gelangweilt, denke ich.«

»Dann sitzen Sie jetzt echt in der Scheiße.«

»Im Gegensatz wozu?«

»Vorher waren Sie unschuldig.«

Ich sagte: »Werden Sie erwachsen, Theresa.«

Sie gab keine Antwort. Ich kontrollierte die Schlösser an den Zellentüren. Qualitätsartikel, die teuer und sehr präzise aussahen. Sie hatten

geriffelte Drehknöpfe, die von einem Kranz mit eingravierten Zahlen von eins bis sechsunddreißig umgeben waren. Die Knöpfe ließen sich nach rechts und links drehen. Als ich sie versuchsweise drehte, hörte ich sie leise surren und spürte in den Fingern nur einen schwachen mechanischen Widerstand. Hochpräzise gearbeitete Teile. Ganz bestimmt waren keine klickend einrastenden Zuhaltungen zu spüren.

Ich fragte: »Wollen Sie, dass ich Sie raushole?«

Lee sagte: »Das können Sie nicht.«

»Würden Sie das wollen, wenn ich's könnte?«

»Warum sollte ich das nicht wollen?«

»Weil Sie dann echt in der Scheiße säßen.

Bleiben Sie, spielen Sie ihr Spiel mit.«

Sie gab keine Antwort.

Ich sagte: »Jake, was ist mit Ihnen?«

Er fragte: »Haben Sie unsere Schuhe gefunden?«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber Sie könnten sich ihre leihen. Die Größe müsste ungefähr passen.«

»Was ist mit Ihnen?«

»In der Eighth Street gibt es Schuhgeschäfte.«

»Da wollen Sie barfuß hingehen?«

»Wir sind hier in Greenwich Village. Wenn ich hier nicht barfuß herumlaufen kann, wo sonst?«

»Wie können Sie uns rausholen?«

»Probleme und Lösungen aus dem neunzehnten Jahrhundert gegen Sachzwänge aus dem einundzwanzigsten. Aber das wird nicht einfach. Deshalb muss ich wissen, ob ich damit anfangen soll. Und Sie müssen sich rasch entscheiden. Weil uns nicht viel Zeit bleibt.«

»Bevor sie aufwachen?«

»Bevor die Baumärkte schließen.«

Jake sagte: »Okay, ich will raus.«

Ich sah zu Theresa Lee hinüber.

Sie sagte: »Ich weiß nicht recht. Ich habe nichts verbrochen.«

»Haben Sie Lust hierzubleiben und das zu beweisen? Weil das schwierig ist. Etwas Negatives ist immer schwer zu beweisen.«

Sie gab keine Antwort.

Ich sagte: »Ich habe Sansom erzählt, wie wir die Rote Armee studiert haben. Wissen Sie, wovor die

Russen die größte Angst hatten? Nicht vor uns. Am meisten gefürchtet haben sie die eigenen Leute. Ihr größter Kummer war, für den Rest ihres Lebens immer wieder ihre Unschuld beweisen zu müssen.«

Lee nickte.

»Ich will raus«, erklärte sie.

»Okay«, sagte ich. Ich prüfte die Dinge, die ich prüfen musste. Schätzte die Abmessungen und Gewichte durch Augenschein.

»Warten Sie hier«, sagte ich. »In weniger als einer Stunde bin ich zurück.«

Mein erster Halt war nebenan. Die drei Feds waren noch immer bewusstlos. Der Chefagent würde volle acht Stunden außer Gefecht sein. Oder auch länger, weil er weniger als zwei Drittel meines Gewichts auf die Waage brachte. Einen schrecklichen Augenblick lang fürchtete ich, ihn umgebracht zu haben. Vielleicht war eine für einen Mann meiner Größe bestimmte Dosis für kleinere Menschen gefährlich. Aber der Kerl atmete ruhig und gleichmäßig. Und er hatte angefangen, also lag

das Risiko bei ihm.

Die beiden anderen würden viel früher aufwachen. Vielleicht schon bald. Gehirnerschütterungen waren unberechenbar. Also ging ich in den Vorraum, riss alle Computerkabel aus der Wand und benutzte sie dazu, die beiden Kerle kunstgerecht zu fesseln. Handgelenke, Ellbogen, Fußknöchel, Hälse, alle eng miteinander verbunden. Kupferkabel aus mehreren Litzen, zähe Kunststoffummhüllungen, unzerreißbar. Ich zog meine Socken aus, knotete sie zusammen und stopfte sie dem Kerl mit der Platzwunde als Knebel in den Mund. Unangenehm für ihn, aber vermutlich bekam er eine Gefahrenzulage, die er sich jetzt eben verdienen musste. Den anderen Typen knebelte ich nicht. Seine Nase war zertrümmert, und ein Knebel hätte ihn ersticken können. Ich hoffte, dass er meine Fürsorglichkeit irgendwann zu würdigen wusste.

Ich kontrollierte meine Arbeit, steckte meine auf dem Tisch liegenden Habseligkeiten wieder ein und verließ das Gebäude.

Die Treppe führte ins Erdgeschoss hinauf und endete im rückwärtigen Teil der Garage, in der einst die Feuerwehrautos gestanden hatten. Vor mir lag eine weite betonierte Fläche voller Rattenkot und den rätselhaften Dingen, die sich in verlassenem Gebäuden ansammeln. Die großen Ausfahrttüre waren mit rostigen Stahlriegeln und alten Vorhängeschlössern gesichert. Aber in die linke Wand war ein Personaleingang eingelassen. Dorthin zu gelangen war nicht einfach. Es gab einen halb freigeräumten Weg. Der größte Teil des Mülls auf dem Boden war mit Tritten zur Seite befördert worden, aber ich war barfuß und musste aufpassen, wohin ich trat. So kam ich nur langsam voran. Aber letztlich erreichte ich die Tür doch.

Der Personaleingang hatte ein neues Schloss, das aber dazu bestimmt war, die Tür von außen, nicht von innen zu sichern. Innen war eine einfache

Klinke angebracht. Außen gab es ein weiteres Kombinationsschloss. Auf dem Betonboden fand ich eine schwere Schlauchkupplung aus Messing, die ich so in die Tür klemmte, dass sie bis zu meiner Rückkehr einen Spalt breit offen bleiben würde. Ich schlüpfte in eine Gasse hinaus und gelangte mit einigen vorsichtigen Schritten auf den Gehsteig der 3rd Street.

Ich machte mich sofort auf den Weg zur Sixth Avenue. Kein Mensch achtete auf meine Füße. Der Abend war heiß, und es gab jede Menge attraktivere Haut zu sehen. Ich hielt ein Taxi an, das mich zwanzig Blocks weit nördlich und einen halben Block östlich zu dem Home Depot in der 23rd Street brachte. Diese Adresse hatte Docherty erwähnt. Dort waren die bei dem Überfall unter dem FDR Drive benutzten Hämmer gekauft worden. Das Geschäft würde gleich schließen, aber mich ließ man gerade noch ein. In der Bauabteilung fand ich eine anderthalb Meter lange Brechstange. Kaltgewalzter Stahl, stark und massiv. Der Weg zur Kasse führte durch die

Gartenabteilung, und ich beschloss, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, indem ich ein Paar Clogs aus Gummi mitnahm. Ich zahlte mit meiner Bankkarte, die eine Computerfährte hinterlassen würde, aber es gab keinen Grund, die Tatsache zu vertuschen, dass ich unterwegs gewesen war, um Werkzeug zu kaufen. Mein Einkauf würde sich bald auf andere Weise manifestieren.

Draußen lauerten Taxis wie Geier auf Leute, die schwer beladen aus dem Home Depot kamen – was wirtschaftlich gesehen unsinnig war. Fünf Dollar beim Einkauf im Baumarkt sparen, acht Dollar ausgeben, um ihn heimzuschaffen. Aber diesmal passte mir das recht gut. Innerhalb einer Minute war ich auf der Rückfahrt nach Süden. In der 3rd Street stieg ich in der Nähe der Feuerwache, aber nicht direkt davor, aus.

Drei Meter vor mir sah ich den Arzthelfer die Gasse neben dem Gebäude betreten.

Der Mann wirkte frisch geduscht und ausgeruht. Er trug Chinos, ein weißes T-Shirt und Baseballstiefel. Schichtwechsel, vermutete ich.



Die Agenten hielten tagsüber die Stellung, und dann übernahm der Arzthelfer die Nachtschicht. Um sicherzustellen, dass die Häftlinge am nächsten Morgen noch lebten. Effizient, nicht etwa menschlich. Ich stellte mir vor, dass der Informationsfluss wichtiger war als die Rechte oder das Wohlbefinden eines einzelnen Häftlings.

Mit der Brechstange in der linken Hand hastete ich in meinen Clogs hinter ihm her und erreichte den Personaleingang, bevor der Typ ganz durch die Tür war. Ich wollte nicht, dass er die Schlauchkupplung mit einem Tritt zur Seite beförderte und die Tür hinter sich zufallen ließ. Das hätte mich vor ein Problem gestellt, das ich nicht brauchen konnte. Der Kerl hörte mich kommen, drehte sich in der Tür um und hob abwehrend die Hände. Ich stieß ihn hinein, rutschte im Müll aus und sank auf ein Knie. Ich packte ihn am Hals und hielt ihn auf Armeslänge von mir weg, während ich die Schlauchkupplung mit einem Fuß beiseiteschob und die Tür ins Schloss fallen ließ.

Dann drehte ich mich um und wollte dem Kerl

auseinandersetzen, welche Optionen er hatte, aber wie sich zeigte, hatte er schon begriffen, was Sache war: brav sein, sonst setzt's Prügel. Er entschied sich dafür, brav zu sein. Er ging in die Hocke und hob die Hände, um anzudeuten, dass er sich ergab. Ich behielt die Brechstange in der linken Hand und stieß den Kerl mit der rechten vor mir her zur Treppe. Auf dem Weg in den Keller war er spürbar eingeschüchtert. Auch in dem Büroraum machte er keine Schwierigkeiten. Als wir den zweiten Raum betraten, sah er die drei Kerle auf dem Boden liegen und erriet, was ihm bevorstand. Ein Adrenalinschub setzte ein. Kampf oder Flucht. Dann betrachtete er wieder mich, einen hünenhaften entschlossenen Mann in lächerlichen Schuhen, der eine große Brechstange in der Hand hielt.

Er ließ den Kopf hängen.

Ich fragte ihn: »Kennen Sie die Kombinationen für die Zellentüren?«

Er sagte: »Nein.«

»Wie spritzen Sie dann Schmerzmittel?«

»Durch die Gitterstäbe.«

»Was passiert, wenn jemand einen Anfall hat und Sie nicht in die Zelle können?«

»Dann muss ich telefonieren.«

»Wo haben Sie Ihr Zeug?«

»In meinem Schrank.«

»Zeigen Sie's mir«, sagte ich. »Machen Sie ihn auf.«

Wir gingen in den Vorraum hinaus, und er führte mich zu einem Schrank und drehte das Kombinationsschloss. Die Tür ließ sich aufziehen. Ich fragte ihn: »Können Sie die anderen Schränke auch öffnen?«

Er sagte: »Nein, nur diesen.«

Sein Schrank war durch Einlegeböden unterteilt, auf denen ganze Stapel von Sanitätsartikeln lagen. Injektionsspritzen in Klarsichtpackungen, ein Stethoskop, kleine Phiolen mit farblosen Flüssigkeiten, Tabletten, abgepackte Tupfer, Mull- und Elastikbinden, Heftpflaster.

Und eine Schachtel mit winzigen Stickstoffzylindern.

Und eine weitere Schachtel mit einzeln verpackten Betäubungspfeilen.

Was aus bürokratischer Sicht irgendwie sinnvoll war. Ich stellte mir die Besprechung bei der Abfassung des Betriebshandbuchs vor. Im Pentagon. Stabsoffiziere als Verantwortliche. Auch niedrigere Dienstgrade mit am Tisch. Eine Tagesordnung. Ein Jurist aus dem Verteidigungsministerium, der darauf bestand, die Munition des Narkosegewehrs müsse von einer qualifizierten Fachkraft verwahrt werden. Weil das Betäubungsmittel eine Droge sei. Dann jemand aus dem aktiven Dienst, der feststellte, komprimierter Stickstoff sei nichts Medizinisches. Und ein dritter Typ, der darauf hinwies, es sei unzweckmäßig, die Treibladung vom Geschoss zu trennen. Ständig im Kreis herum. Ich stellte mir vor, wie entnervte Agenten schließlich aufgaben, nachgaben. *Okay, was auch immer, machen wir also weiter.*

Ich fragte: »Was genau ist in den Pfeilen?«

Der Mann antwortete: »Ein Mittel zur örtlichen Wundbetäubung und jede Menge Barbiturat.«

»Wie viel Barbiturat?«

»Genug.«

»Für einen Gorilla?«

Der Kerl schüttelte den Kopf. »Verringerte Dosis. Für einen normalen Menschen berechnet.«

»Wer hat sie berechnet?«

»Der Hersteller.«

»Er hat den Verwendungszweck gekannt?«

»Natürlich.«

»Mit Spezifikationen und Bestellvordrucken und allem?«

»Ja.«

»Und Tests?«

»Drunten in Guantánamo.«

»Ist dies ein großartiges Land, oder was?«

Der Kerl schwieg.

Ich fragte ihn: »Hat das Zeug Nebenwirkungen?«

»Keine.«

»Bestimmt nicht? Sie wissen, warum ich das frage, nicht wahr?«

Der Mann nickte. Er wusste, warum ich das fragte. Ich hatte keine Computerkabel mehr,

deshalb musste ich ihn nebenbei im Auge behalten, während ich das Narkosegewehr fand und lud. Der Ladevorgang glich einem Puzzle. Ich kannte diese Technologie nicht. Ich musste mich allein auf Logik und gesunden Menschenverstand verlassen. Der Abzug setzte den Stickstoff frei, das war klar. Das Gas trieb den Pfeil aus dem Lauf, auch das war klar. Und Gewehre sind im Prinzip einfache Maschinen. Man weiß, wo bei ihnen vorn und hinten ist. Ursache und Wirkung laufen in rationaler Folge ab. Ich hatte das Ding binnen vierzig Sekunden nachgeladen.

Ich sagte: »Wollen Sie sich auf den Boden legen?«

Der Kerl gab keine Antwort.

Ich sagte: »Sie wissen schon, damit Sie sich nicht den Kopf anschlagen.«

Der Kerl streckte sich auf dem Boden aus.

Ich fragte: »Irgendeine bevorzugte Stelle? Arm? Bein?«

Er sagte: »In großen Muskeln ist die Wirkung am besten.«

»Dann wälzen Sie sich auf den Bauch.«

Er wälzte sich auf den Bauch, und ich schoss ihm in den Hintern.

Ich lud noch zweimal nach und betäubte die beiden Agenten, die sonst hätten aufwachen können. Nun hatte ich mindestens acht Stunden lang freie Hand, falls nicht unerwartet weitere Leute aufkreuzten. Oder falls die drei Agenten nicht stündlich telefonisch Bericht erstatten sollten. Oder nicht schon ein Wagen unterwegs war, der uns nach Washington bringen sollte. Solche widerstreitenden Überlegungen bewirkten, dass ich mich halb entspannt, halb unter Zeitdruck stehend fühlte. Ich nahm die Brechstange in den Zellenblock mit. Jacob Mark sah mich an und sagte nichts. Theresa Lee sah mich an und fragte: »Werden in der Eighth Street jetzt solche Schuhe verkauft?«

Ich gab keine Antwort, trat nur auf die Rückseite ihrer Zelle und ramnte das flache Ende der Brechstange unter den Käfigboden. Dann belastete ich die Stange mit meinem Gewicht und spürte,

wie das ganze Ding sich etwas bewegte. Nur ungefähr einen Zentimeter weit. Nicht viel mehr, als der natürlichen Nachgiebigkeit des Materials entsprach.

»Unsinn«, meinte Lee. »Dieses Ding ist ein freistehender Würfel. Sie können ihn vielleicht umkippen, aber dann bin ich immer noch drinnen.«

Ich sagte: »Tatsächlich steht er nicht frei.«

»Er ist nicht am Boden festgeschraubt.«

»Aber er ist an ein Abflussrohr angeschlossen. Unter der Toilette.«

»Nützt das etwas?«

»Ich hoffe schon. Hält der Anschluss, wenn ich den Käfig anhebe, reißt der Boden ab, und Sie können rauskriechen.«

»Glauben Sie, dass er hält?«

»Kommt darauf an. Dies ist eine Art Wettbewerb.«

»Zwischen wem?«

»Zwischen gesetzlichen Vorschriften aus dem neunzehnten Jahrhundert und einem schlampig arbeitenden Schweißer mit einem Staatsauftrag aus



dem einundzwanzigsten. Sehen Sie, wie der Boden nicht überall angeschweißt ist? Nur an einigen Stellen?«

»Das ist beim Punktschweißen immer so.«

»Wie stark ist die Verbindung?«

»Ziemlich stark. Wahrscheinlich stärker als das Abflussrohr.«

»Vielleicht auch nicht. Im neunzehnten Jahrhundert hat es in New York eine Choleraepidemie gegeben. Eine große Epidemie mit vielen Toten. Die Stadtväter haben schließlich rausbekommen, dass der Inhalt von Klärgruben ins Trinkwasser gelangt war. Also haben sie eine anständige Kanalisation bauen lassen und alle möglichen Normen für Rohre und Rohrverbindungen festgelegt. Diese Normen stehen noch heute in den Bauvorschriften. Ein solches Rohr ist über dem Boden angeflanscht. Ich setze darauf, dass die Verbindung stärker ist als die Schweißpunkte. Im neunzehnten Jahrhundert haben Installateure lieber alles etwas zu stark dimensioniert. Anders als irgendeine heutige

Firma, die auf Geld von der Heimatschutzbehörde scharf ist.«

Lee zögerte einen Augenblick. Dann lächelte sie flüchtig. »Ich werde also illegal aus staatlichem Gewahrsam befreit – oder das Abflussrohr wird aus dem Boden gerissen. In beiden Fällen sitze ich in der Scheiße.«

»Genau.«

»Tolle Aussichten.«

»Die Entscheidung liegt bei Ihnen«, sagte ich.

»Versuchen Sie's.«

Im übernächsten Raum begann ein Telefon zu klingeln.

Ich kniete mich hin und schob das flache Ende der Brechstange nur so weit unter die untere Querstange des Käfigs, dass es die Bodenwanne nicht berührte. Dann rückte ich es etwas zur Seite, bis es sich genau unter einem der Schweißpunkte befand, was zugleich bedeutete, dass die nach oben gerichtete Kraft auf einen der senkrechten Gitterstäbe einwirken würde.

Im übernächsten Raum hörte das Telefon zu

klingeln auf.

Ich nickte Lee zu und sagte: »Stellen Sie sich auf den Toilettensitz. Wir brauchen Ihr zusätzliches Gewicht.«

Sie stieg auf den Sitz und hielt breitbeinig das Gleichgewicht. Ich sorgte dafür, dass die Brechstange kein Spiel mehr hatte, und stellte mich dann darauf und wippte einmal, zweimal, dreimal kräftig. Hundertfünfzehn Kilo Masse, die außen an einem anderthalb Meter langen Hebelarm angriffen. Daraufhin passierte dreierlei. Erstens grub die Brechstange eine flache Rinne in den Beton unter der Zelle, was mechanisch ineffizient war. Zweitens verzog der ganze Gitterkäfig sich leicht, was ebenfalls ineffizient war. Aber drittens sprang eine hell glänzende Stahlperle klickend ab und rollte davon.

»Das war ein Punkt«, rief Lee. »Wie im Punktschweißen.«

Ich schob die Brechstange dreißig Zentimeter weiter nach links unter den nächsten Schweißpunkt an einem Gitterstab, klemmte sie ein, stellte mich

darauf und wippte dreimal kräftig. Die Ergebnisse waren gleich: eine flache Rinne im Betonboden, krumme Gitterstäbe und das Klicken, mit dem ein Schweißpunkt absprang.

Im übernächsten Raum begann ein zweites Telefon zu klingeln. Mit anderem Klingelton. Dringender.

Ich trat zurück und atmete tief durch. Verschoob meine Brechstange erneut, diesmal dreißig Zentimeter nach rechts. Wiederholte das Verfahren und wurde mit einem weiteren abspringenden Schweißpunkt belohnt. Drei weg, aber noch viele weitere da. Aber jetzt konnte ich die vom flachen Ende der Brechstange aufgewölbte untere Querstrebe bequem fassen. Ich legte die Stange weg, ging mit dem Gesicht zum Käfig in die Hocke und schob beide Hände mit den Handflächen nach oben in diese Grifföffnungen. Packte fest zu, atmete tief durch und konzentrierte mich auf mein Vorhaben. Als ich aufgehört hatte, die Olympischen Spiele im Fernsehen zu verfolgen, hatten die Gewichtheber im Stoßen über

zweihundertfünfundzwanzig Kilogramm zur Hochstrecke gebracht. Mir war klar, dass ich viel weniger schaffen würde. Aber ich rechnete mir aus, dass schon weit weniger genügten.

Im übernächsten Raum hörte das zweite Telefon zu klingeln auf.

Und ein drittes begann.

Ich hievte den Käfig mit einem gewaltigen Ruck hoch.

Ich schaffte es, die Zelle auf meiner Seite etwa dreißig Zentimeter anzuheben. Die stählerne Bodenwanne verformte sich kreischend. Aber die Schweißpunkte hielten. Das dritte Telefon hörte zu klingeln auf. Ich schaute zu Lee auf und formte mit den Lippen: »Springen!« Sie verstand sofort. Sie war eine clevere Frau. Sie sprang von dem Toilettensitz barfuß auf eine Stelle, wo zwei Schweißpunkte unter Spannung standen. In den Händen spürte ich nichts. Keinen Aufprall. Keinen Schock. Weil die Schweißstellen sofort brachen, sodass die Bodenwanne V-förmig aufklaffte. Wie ein sich öffnender Mund. Dieses Loch hatte

ungefähr dreißig Zentimeter Durchmesser. Gut, aber nicht gut genug. Ein Kind hätte hindurchschlüpfen können, aber für Lee reichte diese Öffnung nicht aus.

Aber immerhin hatten wir das Prinzip bewiesen. Ein Punkt für die Stadtväter des neunzehnten Jahrhunderts.

Im übernächsten Raum begannen alle drei Telefone gleichzeitig zu klingeln. Die Klingeltöne überlagerten sich, rasch und dringend.

Ich kam wieder zu Atem, und jetzt ging es nur noch darum, das Dreifachverfahren an jeweils zwei Schweißpunkten zu wiederholen. Die Brechstange, das Hochhieven, der Sprung. Obwohl Lee weiß Gott nicht groß war, mussten wir die Schweißpunkte auf fast zwei Metern Länge wegsprengen, bevor der Boden sich so weit senkte, dass sie herauskriechen konnte. Dafür brauchten wir ziemlich lange. Fast acht Minuten. Aber zuletzt schafften wir's doch. Lee kam mit den Füßen voraus auf dem Rücken liegend heraus – wie eine Limbotänzerin. Ihre Bluse verfing sich,

rutschte nach oben und ließ einen glatten sonnengebräunten Bauch sehen. Dann befreite sie sich, kroch ganz heraus, sprang auf und umarmte mich fest. Und länger, als nötig gewesen wäre. Als sie mich wieder losließ, ruhte ich mich eine Minute lang aus und wischte mir die Hände an der Hose ab.

Anschließend wiederholten wir das Verfahren, diesmal für Jacob Mark.

Im übernächsten Raum klingelten Telefone und verstummten, klingelten und verstummten.

Jetzt hatten wir es eilig. Theresa Lee nahm sich die Schuhe des Chefagenten. Sie waren ihr ein wenig zu groß, aber es ging. Jacob Mark zog die Klamotten des Arzthelfers an. Er rechnete sich aus, dass ein auswärtiger Cop in unvollständiger Uniform auf der Straße auffallen würde, was vermutlich stimmte. Der Effekt war die Verzögerung wert. In Chinos, T-Shirt und Baseballstiefeln sah er viel besser aus. Die Kleidungsstücke saßen fast perfekt. Am Hosenboden zeichnete sich ein geldstückgroßer Blutfleck ab, aber das war der einzige Nachteil. Wir ließen den Arzthelfer in seiner Unterwäsche schlafend zurück.

Dann machten wir, dass wir wegkamen. Die Treppe hinauf, über den mit Müll bedeckten Beton, durch die Gasse, auf den Gehsteig der 3rd Street hinaus. Dort herrschte Gedränge. Es war noch



immer heiß. Wir wandten uns nach links. Ohne bestimmten Grund. Rein zufällig, was sich als glücklicher Zufall erwies. Wir waren erst ein paar Schritte weit gekommen, als ich hinter uns lautes Hupen und quietschende Reifen hörte. Als ich mich umsah, bremste eine schwarze Limousine scharf und hielt an der Einmündung der Gasse neben der Feuerwache. Ein Crown Vic, neu und glänzend. Zwei Kerle sprangen heraus. Ich hatte sie schon einmal gesehen. Und ich wusste, dass Theresa Lee sie kannte. Blaue Anzüge, blaue Krawatten. FBI-Agenten. Sie hatten mit Lee auf dem Polizeirevier und mit mir auf der 35th Street gesprochen, hatten mir Fragen nach kanadischen Mobilfunknummern gestellt. Jetzt rannten sie zehn Meter hinter uns zu der Gasse und verschwanden darin. Uns sahen sie überhaupt nicht. Hätten wir uns jedoch nach rechts gewandt, wären sie beim Aussteigen praktisch mit uns zusammengeprallt. Also hatten wir Glück gehabt. Das feierten wir, indem wir zur Sixth Avenue weiterhasteten. Jacob Mark erreichte sie als Erster. Er hatte als Einziger von uns anständige

Schuhe an.

Wir überquerten die Sixth Avenue, folgten der Bleecker Street ein Stück weit und fanden dann Zuflucht in der Cornelia Street, die eng und düster und bis auf die Gäste an Cafétischen auf den Gehsteigen relativ leer war. Wir machten einen weiten Bogen um sie, und sie beachteten uns nicht. Sie interessierten sich mehr für ihr Essen. Das konnte man ihnen nicht verübeln. Es roch gut. Ich war trotz des Käse-Salami-Sandwichs sehr hungrig. Am stillen Ende der Straße blieben wir stehen, um Inventur zu machen. Lee und Jake besaßen nichts. Ihr ganzes Zeug war im Keller der Feuerwache weggesperrt. Ich hatte nur, was ich von dem Tisch im Vernehmungsraum mitgenommen hatte, darunter als Wichtigstes mein Geld, meine Bankkarte, die Metrocard und Leonids Handy. In bar besaß ich dreiundvierzig Dollar und etwas Kleingeld. Mit der Metrocard konnte man noch viermal fahren. Der Akku von Leonids Handy war fast leer.

Wir waren uns darüber einig, dass meine

Kontonummer und Leonids Handynummer in verschiedenen Computersystemen Alarm auslösen würden. Benutzten wir die Karte oder das Handy, würde jemand sekundenschnell davon erfahren. Aber das machte mir keine allzu großen Sorgen. Um schaden zu können, müssen Informationen nützlich sein. Flüchteten wir aus der West 3rd Street und hoben einige Tage später in Oklahoma City oder New Orleans oder San Francisco Geld ab, war das eine wichtige Erkenntnis. Hoben wir es jedoch sofort, nur wenige Blocks von der Feuerwache entfernt ab, war sie wertlos. Sie enthielt nichts, was nicht schon bekannt war. Und in New York gibt es so viele Mobilfunkmasten, dass eine Triangulation schwierig war. Eine ungefähre Position ist draußen auf dem Land nützlich, in der Großstadt jedoch nicht so sehr. Um ein zwei mal zwei Blocks großes Zielgebiet mit bis zu fünfzigtausend Menschen zu durchsuchen, bräuchte man zwei Tage.

Also gingen wir weiter und fanden in einem leuchtend blauen Bankfoyer einen Geldautomaten,

an dem ich so viel Geld abhob, wie er mir geben wollte: dreihundert Dollar. Anscheinend mein Limit pro Tag. Und das Gerät war langsam. Vermutlich absichtlich. Die Banken arbeiten mit der Polizei zusammen. Sie schlagen Alarm und verlangsamen die Transaktion. So sollen die Cops eine Chance bekommen, rechtzeitig aufzukreuzen. Das mag anderswo möglich sein, ist aber im Großstadtverkehr eher unwahrscheinlich. Das Gerät wartete und wartete und wartete, dann spuckte es widerstrebend die Scheine aus. Ich entnahm sie und lächelte dankend. Alle diese Geräte haben eine Überwachungskamera, die jede Auszahlung aufzeichnet.

Dann zogen wir weiter, und Lee gab zehn meiner neuen Dollars für eine Runde Sandwichs aus. In einem anderen Geschäft erwarb sie ein Handyladegerät für Notfälle. Es wurde mit einer AA-Batterie betrieben. Sie steckte es in Leonids Handy ein und rief ihren Partner Docherty an. Inzwischen war es 22.10 Uhr, und er würde bald zum Dienst müssen. Aber er meldete sich nicht.

Lee hinterließ eine Nachricht, dann schaltete sie das Handy aus. Sie sagte, in jedem Mobiltelefon stecke ein GPS-Chip. Das wusste ich nicht. Sie sagte, der Chip sende alle fünfzehn Sekunden ein Signal und sei auf fünf Meter genau zu orten. Sie sagte, dieses Verfahren sei weit präziser als die frühere Triangulation. Sie sagte, auf der Flucht dürfe man ein Handy immer nur kurz benutzen, bevor man den Standort wechsele. So seien die Verfolger immer einen Schritt zu spät dran.

Also blieben wir in Bewegung. Auf den Straßen sahen wir immer wieder Streifenwagen. Das NYPD ist eine riesige Organisation. Die größte Polizei Amerikas. Vielleicht die größte der Welt. Nachdem wir den Washington Square Park im Norden umgangen hatten, zogen wir nach Osten weiter und fanden in der Nähe der New York University ein lautes Bistro. In dem düsteren Lokal drängten sich junge Leute, vor allem Studenten. Manche Gerichte, die es dort gab, waren sogar zu erkennen. Ich hatte Hunger und fühlte mich ausgetrocknet. Vermutlich hatten meine Organe im

Akkord gearbeitet, um die Doppeldosis Barbiturat abzubauen. Ich trank mehrere Gläser Leitungswasser und bestellte einen Milchshake mit Joghurt und Früchten. Dazu einen Burger und Kaffee. Jake und Lee wollten nur Kaffee. Sie seien zu durcheinander, um etwas zu essen, erklärten sie. Als die Bedienung gegangen war, wandte Lee sich zu mir und sagte: »Erzählen Sie uns lieber, was hier genau vorgeht.«

Ich erwiderte: »Ich dachte, das wollten Sie gar nicht wissen.«

»Diese Grenze haben wir jetzt überschritten.«

»Die Männer haben sich nicht ausgewiesen. Also konnten Sie annehmen, die Inhaftierung sei illegal. Somit war der Ausbruch keine Straftat. Wahrscheinlich waren Sie sogar dazu verpflichtet.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe gewusst, wer sie waren – mit Ausweis oder ohne. Und mir macht nicht der Ausbruch Sorge. Aber die Schuhe werden mich reinreißen. Ich habe über dem Kerl gestanden und ihm die Schuhe gestohlen. Ich hatte

ihn deutlich vor mir. Das ist Vorsatz. Man wird mir vorwerfen, dass ich Zeit hatte nachzudenken und entsprechend zu handeln.«

Ich sah zu Jake hinüber, um festzustellen, ob er ebenfalls eingeweiht werden wollte oder immer noch die Unwissenheit vorzog. Er zuckte mit den Schultern, als wollte er sagen: *Mitgefangen, mitgehangen*. Also wartete ich, bis die Bedienung mein Essen serviert hatte, und erzählte ihnen dann, was ich wusste. März 1983, Sansom, das Korengaltal. Alle Einzelheiten, alle Hintergründe.

Lee sagte: »Jetzt stehen wieder amerikanische Truppen im Korengaltal. Das habe ich neulich gelesen. In einer Zeitschrift. Anscheinend hört das nie auf. Hoffentlich haben sie mehr Erfolg als die Russen.«

»Das waren Ukrainer«, sagte ich.

»Macht das einen Unterschied?«

»Für die Ukrainer bestimmt. Die Russen haben ihre Minderheiten gern an vorderster Front eingesetzt, und den Minderheiten hat das nicht gefallen.«

Jake sagte: »Das mit dem Dritten Weltkrieg verstehe ich. Damals, meine ich. Aber nun liegt alles ein Vierteljahrhundert zurück. Die Sowjetunion ist überhaupt kein Staat mehr. Wie kann ein Land wegen irgendwas sauer sein, wenn es gar nicht mehr existiert?«

»Geopolitik«, meinte Lee. »Es geht um die Zukunft, nicht um die Vergangenheit. Vielleicht kommen wir auf die Idee, etwas Ähnliches in Pakistan, im Irak oder sonst wo zu versuchen. Es macht einen Unterschied, ob die Welt weiß, dass wir's schon früher getan haben. Es bewirkt vorgefasste Meinungen. Das wissen Sie. Sie sind selbst Cop. Gefällt es Ihnen, wenn Sie vor Gericht keine Vorstrafen des Angeklagten aufzählen können?«

Jake fragte: »Wie groß ist diese Sache nach Ihrer Meinung?«

»Riesig«, antwortete Lee. »So groß wie überhaupt möglich. Wenigstens für uns, denn insgesamt ist sie noch klein. Was eine Ironie des Schicksals ist, stimmt's? Wissen Sie, was ich



meine? Wüssten dreitausend Menschen davon, ließe sich nicht viel dagegen machen. Oder sogar nur dreihundert. Oder dreißig. Die Geschichte wäre bekannt, basta. Aber im Augenblick wissen nur wir drei davon. Und drei ist eine kleine Zahl. Klein genug, um eingedämmt werden zu können. Drei Leute kann man verschwinden lassen, ohne dass jemand etwas merkt.«

»Wie?«

»Glauben Sie mir, das passiert. Wer sollte sich auch darum kümmern? Sie sind unverheiratet. Ich auch.« Sie sah mich an und fragte: »Reacher, sind Sie verheiratet?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sie machte eine Pause. Dann sagte sie: »Keiner mehr da, der Fragen stellt.«

Jake sagte: »Was ist mit meinen Kollegen im Dienst?«

»Die Polizei tut, was ihr befohlen wird.«

»Das ist verrückt!«

»Das ist die neue Welt.«

»Meinen diese Leute das ernst?«

»Hier geht's um eine Kosten-Nutzen-Analyse. Drei unschuldige Leute gegen einen geopolitischen Großdeal. Was würden Sie tun?«

»Wir haben Rechte.«

»Die *hatten* wir.«

Darauf wusste Jake anscheinend keine Antwort. Ich trank meinen Kaffee aus und spülte ihn mit noch einem Glas Leitungswasser hinunter. Lee verlangte die Rechnung und wartete, bis ich gezahlt hatte, bevor sie Leonids Handy erneut einschaltete. Es erwachte mit einer fröhlichen kleinen Melodie zum Leben und klinkte sich in sein Netzwerk ein, und kaum zehn Sekunden später meldete das Netzwerk eine eingegangene SMS. Lee drückte den entsprechenden Knopf und begann zu scrollen.

»Die ist von Docherty«, sagte sie. »Er hält noch zu mir.«

Dann las sie und scrollte, las und scrollte. Ich zählte im Kopf Fünfzehn-Sekunden-Intervalle mit und stellte mir vor, wie der GPS-Chip alle fünfzehn Sekunden plärrte: *Wir sind hier! Wir sind hier!* Ich kam bis zehn. Hundertfünfzig Sekunden.

Zweieinhalb Minuten. Eine lange SMS. Und nach Lees Miene zu schließen voller schlechter Nachrichten. Ihre Augen verengten sich, und sie presste die Lippen zusammen. Sie scrollte noch einmal zurück, dann schaltete sie das Handy aus und gab es mir wieder. Ich steckte es ein. Sie blickte mir ins Gesicht und sagte: »Sie hatten recht. Die toten Kerle unter dem FDR Drive waren Lila Hoths Crew. Das Siebzehnte hat wahrscheinlich alle in den Gelben Seiten angerufen und die einzige nicht erreichbare unter die Lupe genommen. Es hat ihr Büro aufgebrochen und dort Kopien von Rechnungen gefunden, die auf Lila Hoth, zurzeit im Hotel Four Seasons, ausgestellt waren.«

Ich gab keine Antwort.

Sie fuhr fort: »Aber jetzt kommt der Clou. Diese Rechnungskopien umfassen einen Zeitraum von drei Monaten, nicht nur von drei Tagen. Und die restlichen Informationen sind ebenfalls eingegangen. Die Heimatschutzbehörde besitzt keine Unterlagen darüber, dass zwei Frauen namens Hoth jemals in die Vereinigten Staaten

eingereist sind. Ganz bestimmt nicht vor drei Tagen mit British Airways. Und Susan Mark hat nie in London angerufen – weder aus dem Dienst noch von zu Hause.«

Mit dem Handy telefonieren und sofort verschwinden, das musste für uns die Regel sein. Wir folgten dem Broadway nach Norden. Taxis und Streifenwagen rasten an uns vorbei. Scheinwerferstrahlen glitten über uns hinweg. Wir hasteten bis zum Astor Place, verschwanden dann in der U-Bahn und verbrauchten drei meiner restlichen vier Metrocard-Streifen für den 6 Train nach Norden. Wo alles begonnen hatte. Wieder ein ganz neuer Wagen des Typs R142A. Es war kurz nach dreiundzwanzig Uhr. Außer uns befanden sich noch achtzehn Fahrgäste im Wagen. Wir bekamen auf einer achtsitzigen Bank drei Plätze nebeneinander. Lee saß in der Mitte. Links von ihr senkte Jake leicht den Kopf und drehte ihn etwas zur Seite, um halblaut reden zu können. Auf der anderen Seite tat ich das Gleiche. Er fragte: »Was wird hier gespielt? Sind die Hoths Schwindler?

Oder sichern staatliche Stellen sich bereits ab, indem sie Daten vernichten?«

Lee sagte: »Könnte beides sein.«

Ich sagte: »Die Hoths sind Schwindler.«

»Glauben Sie das, oder wissen Sie es?«

»Die Sache in der Penn Station war zu einfach.«

»Wieso?«

»Sie haben mich geködert. Leonid hat dafür gesorgt, dass ich ihn sehen *musste*. Er trug eine Lederjacke, die im Lampenlicht fast orangerot aussah. Wie die Warnwesten von Bahnarbeitern. Sie ist mir sofort ins Auge gefallen. Aber das sollte sie auch. Dann hat er sich von mir niederschlagen lassen – weil ich ihm das Handy abnehmen und vom Four Seasons erfahren sollte. Ich bin manipuliert worden. Hier gibt es eine Menge Schichten, die sich überlagern. Sie mussten mit mir reden, aber ich sollte nicht alles sehen. Sie wollten ihre Karten nicht aufdecken. Also haben sie eine andere Möglichkeit gefunden, mich ins Hotel gelockt und es mit der freundlichen, lockeren Tour versucht. Erst ein Kerl, der in der

Bahnhofshalle den Unbedarften spielt, dann das Einseifen. Sie hatten sogar einen Plan B, der darauf hinauslief, aufs Revier zu kommen und Vermisstenanzeige zu erstatten. In beiden Fällen wäre ich irgendwann bei ihnen aufgekreuzt.«

»Was wollen sie von Ihnen?«

»Susans Informationen.«

»Woraus bestehen die?«

»Weiß ich nicht.«

»Wer sind die beiden?«

»Keine Journalisten«, antwortete ich. »Da habe ich mich wohl geirrt. Lila hat mir alle möglichen Rollen vorgespielt. Ich weiß nicht, was sie wirklich ist.«

»Ist die alte Frau echt?«

»Keine Ahnung.«

»Wo befinden sie sich jetzt? Aus dem Hotel sind sie abgehauen.«

»Sie hatten schon immer eine zweite Unterkunft. Sie sind zweigleisig gefahren: öffentliches Auftreten und private Angelegenheiten. Deshalb weiß ich nicht, wo sie jetzt sind. Offenbar in ihrer

alternativen Unterkunft. Eine langfristig angemietete sichere Wohnung, denke ich. Vermutlich hier in New York. Vielleicht ein Stadthaus. Weil sie eine Crew mitgebracht haben. Ihre eigenen Leute. Schlimme Leute. Diese Typen von dem privaten Sicherheitsdienst hatten recht. Wie schlimm, haben sie am eigenen Leib erfahren. Mit Hämmern.«

Lee sagte: »Dann sichern die Hoths sich also auch ab.«

»Falsche Zeitform«, sagte ich. »Sie *haben* sich schon abgesichert und irgendwo eingegelt, und alle, die wissen könnten, wo das ist, sind tot.«

Der Zug hielt in der 23rd Street. Die Türen gingen auf. Niemand stieg aus. Niemand stieg zu. Theresa Lee starrte den Boden vor ihren Füßen an. Jacob Mark schaute zu mir herüber und sagte: »Wenn die Heimatschutzbehörde nicht mal Lila Hoths Einreise mitbekommen hat, weiß sie auch nicht, ob sie in Kalifornien war. Was bedeutet, dass sie's gewesen sein könnte, die Peter becirt hat.«

»Ja«, sagte ich. »Sie könnte es gewesen sein.«



Die Türen schlossen sich. Der Zug fuhr weiter.

Theresa Lee sah vom Boden auf und sagte zu mir: »Was den vier Männern zugestoßen ist, war Ihre Schuld, wissen Sie. Mit den Hämmern. Ganz allein Ihre Schuld. Sie haben Lila erzählt, dass Sie von ihnen wussten. Dadurch sind sie zu einer Belastung geworden.«

Ich sagte: »Danke, dass Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben.«

*Sie haben sie in den Abgrund gestoßen.*

*Ganz allein Ihre Schuld.*

Der Zug ratterte in den Bahnhof 28th Street.

Wir stiegen in der 33rd Street aus. Keiner von uns wollte zum Grand Central Terminal. Zu viele Cops und – wenigstens für Jacob Mark – vielleicht zu viele negative Assoziationen. Oben auf der Park Avenue herrschte reger Betrieb. Gleich in der ersten Minute fahren zwei Streifenwagen vorbei. Im Westen stand das Empire State Building. Zu viele Cops. Wir schlugen einen Haken nach Süden und folgten einer ruhigen Seitenstraße in Richtung Madison Avenue. Ich fühlte mich ausgezeichnet.

Ich hatte erst vor Kurzem sechzehn von siebzehn Stunden geschlafen sowie reichlich gegessen und getrunken. Aber Lee und Jake sahen ziemlich erledigt aus. Sie wussten nicht, wohin, was für sie ungewohnt war. Nach Hause durften sie natürlich nicht. Auch zu Freunden konnten sie nicht. Wir vermuteten, dass ihr gesamtes Umfeld überwacht wurde.

Lee sagte: »Wir brauchen einen Plan.«

Mir gefiel die Gegend, in der wir uns befanden. New York besteht aus Tausenden von separaten Mikrovierteln. Geruch und Atmosphäre verändern sich von Straße zu Straße, manchmal von Gebäude zu Gebäude. In den oberen Zwanzigern sehen Park und Madison Avenue leicht schäbig aus. Die Seitenstraßen wirken ein bisschen heruntergekommen. Vielleicht waren sie einmal angesagt, vielleicht werden sie's irgendwann wieder sein, aber im Augenblick sind sie vor allem gemütlich. Wir hockten einige Zeit unter einem Baugerüst versteckt und beobachteten, wie Betrunkene aus Bars nach Hause wankten und die

Bewohner benachbarter Apartmentgebäude mit ihren Hunden Gassi gingen. Wir entdeckten einen Kerl mit einer Dogge von der Größe eines Ponys und eine junge Frau mit einem Foxterrier von der Größe des Doggenkopfes. Alles in allem war mir der Terrier lieber. Kleiner Hund, großes Ego. Der kleine Kerl hielt sich für den Boss der Welt. Wir warteten bis kurz nach Mitternacht, dann suchten wir die Seitenstraßen nach Osten und Westen ab, bis wir die richtige Art Hotel fanden. Es war ein schmalbrüstiges Gebäude mit einer altmodischen Leuchtreklame, hinter dem schwache Glühbirnen brannten. Kleiner, als ich mir gewünscht hätte. In größeren Hotels sind die Chancen sehr viel besser. Mehr freie Zimmer, größere Anonymität, weniger Überwachung. Aber insgesamt schien das Hotel, vor dem wir standen, geeignet zu sein.

Es war ein gutes Ziel für den Fünzigdollartrick.

Oder vielleicht würden wir sogar mit vierzig davonkommen.

Letztlich mussten wir unser Angebot auf fünfundsiebzig erhöhen, vermutlich weil der

Portier glaubte, wir planten einen flotten Dreier. Vielleicht wegen der Art, wie Theresa Lee mich ansah. In ihrem Blick lag etwas, das ich nicht ganz enträtseln konnte. Jedenfalls erkannte der Portier seine Chance, mehr zu verlangen. Das Zimmer, das er uns gab, war klein. Es lag nach hinten hinaus und hatte Doppelbetten und ein Fenster zum Luftschacht. Es würde nie im Hotelprospekt auftauchen, aber es machte den Eindruck einer sicheren Höhle, und ich spürte, dass Lee und Jake hier eine ruhige Nacht haben würden. Ebenso deutlich spürte ich jedoch auch, dass es beiden davor graute, zwei, fünf oder gar zehn Nächte hier verbringen zu müssen.

Lee sagte: »Wir brauchen Hilfe. So können wir nicht ewig leben.«

»Wir müssten nur wollen«, entgegnete ich. »Ich lebe schon seit zehn Jahren so.«

»Okay, ein normaler Mensch kann aber nicht ewig so leben. Wir brauchen Hilfe. Dieses Problem löst sich nicht von allein.«

»Das könnte es aber«, meinte Jake. »Davon

haben Sie vorhin selbst gesprochen. Wüssten dreitausend Leute Bescheid, wäre es kein Problem mehr. Also brauchen wir nur dreitausend Personen zu informieren.«

»Einzelne?«

»Nein, wir sollten uns an die Zeitungen wenden.«

»Würden sie uns glauben?«

»Wenn wir überzeugend sind.«

»Würden sie die Story bringen?«

»Warum nicht?«

»Wer weiß, was heutzutage bei den Zeitungen läuft? Vielleicht würden sie über diese Story erst mal mit der Regierung sprechen, die sie vielleicht auffordern würde, sie vorerst nicht zu bringen.«

»Was ist mit der Pressefreiheit?«

Lee sagte: »Ja, an die erinnere ich mich.«

»Wer, zum Teufel, hilft uns also?«

»Sansom«, sagte ich. »Sansom hilft uns. Er hat bei dieser Sache am meisten zu verlieren.«

»Sansom *ist* die Regierung. Er hat Susan von seinem eigenen Kerl beschatten lassen.«

»Weil für ihn viel auf dem Spiel steht. Das können wir für uns nutzen.« Ich zog Leonids Handy heraus und warf es neben Theresa Lee aufs Bett. »Morgen früh schicken Sie Docherty eine SMS. Dann stellen Sie fest, welche Nummer das Cannon House Office Building in Washington hat. Sie rufen Sansoms Büro an und lassen sich zu ihm durchstellen. Sie sagen ihm, dass Sie bei der New Yorker Polizei und im Augenblick mit mir zusammen sind. Sie sagen ihm, dass wir wissen, dass sein Mann in der U-Bahn war. Sie sagen ihm, wir wissen, dass er die Distinguished Service Medal nicht für das Scharfschützengewehr bekommen hat und dass es mehr gegeben hat.«

Theresa Lee griff nach dem Mobiltelefon und hielt es einen Augenblick wie ein kostbares Juwel in der Hand. Dann legte sie es auf den Nachttisch und fragte: »Wie kommen Sie darauf, dass es mehr gibt?«

Ich sagte: »Insgesamt *muss* es mehr geben. Sansom hat vier Orden erhalten, nicht nur einen. Er war ein Mann für schwierige Fälle. Er muss alles Mögliche gemacht haben.«

»Zum Beispiel?«

»Was getan werden musste. Und für jeden, der Bedarf hatte. Nicht nur für die Army. Deltas sind manchmal ausgeliehen worden. Gelegentlich an die CIA.«

»Wofür?«

»Geheime Interventionen. Staatsstreiche. Attentate.«

»Marschall Tito ist 1980 gestorben. In

Jugoslawien. Glauben Sie, dass Sansom ihn umgelegt hat?«

»Nein, ich glaube, dass Tito erkrankt ist. Aber ich wäre nicht überrascht, wenn es für den Fall, dass er gesund geblieben wäre, einen Reserveplan gegeben hätte.«

»Breschnew ist 1982 gestorben. In Russland. Kurze Zeit später dann Andropow. Dann gleich darauf Tschernenko. Die reinste Epidemie.«

»Was sind Sie? Eine Historikerin?«

»Nur eine Amateurin. Aber jedenfalls hat das alles zu Gorbatschow, zu *Glasnost* und *Perestroika* geführt. Glauben Sie, dass wir dabei die Hand im Spiel gehabt haben? Halten Sie es für möglich, dass das Sansom war?«

»Vielleicht«, sagte ich. »Ich weiß es nicht.«

»Trotzdem sehe ich keinen Zusammenhang zwischen solchen Dingen und dem März 1983 in Afghanistan.«

»Aber denken Sie mal darüber nach. Bei Nacht auf ein sowjetisches Scharfschützenteam zu stoßen war nur durch Zufall möglich. Hätte man einen



Kerl für schwierige Fälle wie Sansom durch die Berge streifen und das Beste hoffen lassen? In hundert von hundertein Fällen wäre er mit leeren Händen zurückgekehrt. Das wäre ein hohes Risiko bei sehr geringen Erfolgsaussichten. Das ist keine vernünftige Einsatzplanung. Jeder Einsatz braucht ein erreichbares Ziel.«

»Viele schlagen fehl.«

»Klar tun sie das. Aber alle beginnen mit realistischer Zielsetzung. Jedenfalls realistischer, als in der Hoffnung auf eine zufällige Begegnung durch dreitausend Quadratkilometer unbewohntes Bergland zu streifen. Also muss dahinter mehr gesteckt haben.«

»Das ist ziemlich vage.«

»Es gibt noch mehr«, fuhr ich fort. »Und das ist nicht so vage. Seit Tagen reden Leute mit mir. Und ich habe zugehört. Manches war nicht ganz verständlich. Nehmen wir zum Beispiel die Feds, die mich in Washington im Watergate abgefangen haben. Ich wollte von ihnen wissen, um was es eigentlich gehe. Ihre Reaktion war irrational. Sie

haben so getan, als könnte gleich der Himmel einstürzen. Ganz unverhältnismäßig für ein illegales Kommandounternehmen vor fünfundzwanzig Jahren.«

»Geopolitik ist nicht einfach.«

»Bestimmt nicht. Und ich gebe uneingeschränkt zu, dass ich kein Experte bin. Aber trotzdem war ihre Reaktion maßlos überzogen.«

»Das ist noch immer vage.«

»Ich habe in Washington mit Sansom gesprochen. In seinem Büro. Er war sichtbar sauer wegen dieser ganzen Sache. Bedrückt und irgendwie besorgt.«

»Die Wahlen stehen vor der Tür.«

»Aber es war doch cool, diese Waffe zu erbeuten, oder? Nichts, dessen man sich schämen müsste. Ein Beispiel dafür, was die Army früher Schwung und Kühnheit genannt hat. Also war seine Reaktion falsch.«

»Noch immer vage.«

»Er hat den Namen des Scharfschützen gekannt. Grigorij Hoth. Von seiner Erkennungsmarke. Ich

habe vermutet, dass er die Erkennungsmarke noch als Souvenir besitzt. Er hat das verneint und gesagt, sie sei mit dem Einsatzbericht und allem anderen weggesperrt worden. Das war wie ein Versprecher. Mit ›allem anderen‹? Was sollte das heißen?«

Lee schwieg.

Ich sagte: »Wir haben über das Schicksal des Scharfschützen und seines Beobachters gesprochen. Sansom hat behauptet, sein Team habe keine Waffen mit Schalldämpfer benutzt. Was wieder eine Art Versprecher war. Zu einem nächtlichen Kommandounternehmen würden Deltas nie ohne Waffen mit Schalldämpfer aufbrechen. Was für mich den Schluss nahelegt, dass die ganze Episode mit dem VAL ein zufälliges Nebenprodukt eines völlig anderen Unternehmens war. Ich dachte, das Gewehr sei das Thema. Aber diese Sache ist wie ein Eisberg – größtenteils noch unsichtbar.«

Lee schwieg.

Ich sagte: »Dann haben wir über Geopolitik

gesprochen. Er sieht Gefahren, das steht fest. Er macht sich Sorgen wegen Russland oder der Russischen Föderation oder wie sie sich jetzt nennen. Er hält sie für wenig stabil. Würde das damalige Teilunternehmen im Korengaltal bekannt, hat er gesagt, könnten die Spannungen eskalieren. Haben Sie das gehört? Das *Teilunternehmen* im Korengaltal? Das war gewissermaßen der dritte Versprecher. Praktisch ein Eingeständnis, dass es mehr gibt. Aus zuverlässiger Quelle.«

Lee äußerte sich nicht dazu. Jacob Mark fragte: »Welche Art von mehr?«

»Keine Ahnung. Aber es basiert jedenfalls auf großen Datenmengen. Lila Hoth hat von Anfang an versucht, einen USB-Stick an sich zu bringen. Und die Feds gehen davon aus, dass irgendwo einer existiert. Sie haben erklärt, dass ihr Auftrag darin besteht, den richtigen USB-Stick wiederzubeschaffen. Den richtigen, weil sie sich den von mir gekauften angesehen und als Attrappe erkannt haben. Sie haben gesagt, er sei leer und ohnehin zu klein gewesen. Zu klein? Was bedeutet,

dass hier große Datenmengen im Spiel sind. Massenhaft Informationen.«

»Aber Susan hatte nichts bei sich.«

»Stimmt. Aber alle glauben, dass sie etwas bei sich hatte.«

»Was für Informationen?«

»Keine Ahnung. Allerdings hat Springfield hier in New York mit mir gesprochen. Sansoms Sicherheitschef, im Sheraton. Auf einem stillen Korridor. Er war ziemlich angespannt. Er hat mich aufgefordert, die Finger von dieser Sache zu lassen. Er hat ein eigenartiges Bild benutzt, als er meinte, ich könne es mir nicht leisten, den falschen Stein umzudrehen.«

»Und?«

»Was passiert, wenn man einen Stein umdreht?«

»Ungeziefer kriecht hervor.«

»Genau. Gegenwartsform. Ungeziefer kriecht hervor. Hier geht's nicht um Ungeziefer, das nur daliegt, das seit fünfundzwanzig Jahren tot ist. Hier geht's um Ungeziefer, das sich jetzt krümmt und windet. Hier geht's um Ungeziefer, das heute

lebendig ist.«

Theresa Lee ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Sie sah zu dem Handy auf dem Nachttisch hinüber. Ihre Augen verengten sich. Ich vermutete, dass sie schon mal für den morgendlichen Anruf bei Sansom übte. Sie sagte: »Er ist ein bisschen leichtsinnig, stimmt's? Er hat sich dreimal verplappert.«

Ich entgegnete: »Er war fast siebzehn Jahre lang Offizier in der Delta Force.«

»Und?«

»Wer leichtsinnig ist, überlebt keine siebzehn Tage.«

»Und?«

»Er macht einen sehr engagierten Eindruck. Er achtet genau auf alles, was mit seinem Wahlkampf zusammenhängt. Wie er aussieht, was er sagt, wie er reist. Jedes kleinste Detail.«

»Und?«

»Deshalb glaube ich nicht, dass er leichtsinnig ist.«

»Er hat sich dreimal versprochen.«

»Hat er das? Ich bin mir da nicht sicher und frage mich, ob er mir stattdessen eine Falle gestellt hat. Er kennt meine Personalakte. Ich war ein guter MP und bin ungefähr in seinem Alter. Vielleicht hat er Hilfe gesucht, wo immer sie zu finden war.«

»Sie denken, dass er Sie anwerben wollte?«

»Möglicherweise«, sagte ich. »Ich glaube, dass er ein paar Brotkrumen hat fallen lassen, um zu sehen, ob ich ihnen folgen würde.«

»Weil?«

»Weil er die Sache wieder unter Verschluss haben will und nicht weiß, wer ihm dabei helfen kann.«

»Er traut diesen Kerlen aus dem Verteidigungsministerium nicht?«

»Würden Sie das tun?«

»Das ist nicht meine Welt. Würden Sie ihnen trauen?«

»Ungefähr so weit, wie ich spucken kann.«

»Traut er denn Springfield nicht?«

»Dem würde er sein Leben anvertrauen. Aber Springfield ist nur ein einzelner Kerl. Und Sansom

hat ein großes Problem. Vielleicht findet er, dass ein Typ, der schon drin ist, ruhig weiter mitmischen soll. Je mehr, desto besser.«

»Also muss er uns helfen.«

»Er muss nicht«, erwiderte ich. »Seine Zuständigkeit ist eng begrenzt. Aber er könnte dazu geneigt sein. Deshalb sollen Sie ihn anrufen.«

»Warum rufen Sie ihn nicht selbst an?«

»Weil ich nicht hier sein werde, wenn er morgen früh ins Büro kommt.«

»Nein?«

»Wir treffen uns um zehn Uhr im Madison Square Park. Ein paar Blocks südlich von hier. Seid auf dem Weg dorthin vorsichtig.«

»Wohin gehen Sie?«

»Aus.«

»Wohin?«

»Lila Hoth suchen.«

»Die finden Sie nicht.«

»Wahrscheinlich nicht. Aber sie hat eine Crew. Vielleicht findet die mich. Ich weiß mit Sicherheit, dass sie mich sucht. Und sie besitzt ein Foto von



mir.«

»Sie wollen als Lebköder herumlaufen?«

»Wenn's nur funktioniert.«

»Die Cops fahnden bestimmt auch nach Ihnen.  
Und das Verteidigungsministerium und das FBI.  
Vielleicht Leute, von denen Sie noch nie gehört  
haben.«

»Hektische Nacht allerseits.«

»Machen Sie's gut, okay?«

»Immer.«

»Wann gehen Sie?«

»Jetzt.«

New York City, ein Uhr morgens. Der beste und zugleich schlimmste Ort der Welt für einen Gejagten. Die Straßen waren noch warm. Es gab wenig Verkehr. Auf der Madison Avenue kam manchmal volle zehn Sekunden lang kein Auto vorbei. Allerdings waren noch Leute zu sehen. Manche schliefen in Hauseingängen oder auf Bänken. Andere waren zu Fuß unterwegs, mit festem Ziel oder planlos. Ich entschied mich für die ziellose Variante. Ich folgte der 30th Street, überquerte die Park Avenue und ging zur Lexington Avenue weiter. Ich war nie in der Kunst ausgebildet worden, unsichtbar zu bleiben. Dafür wählte man Kleinere aus. Männer in Normalgröße. Mich schickten sie gleich wieder weg, weil man glaubte, ein Kerl in meiner Größe müsse überall auffallen. Aber ich komme zurecht. Ich habe mir selbst ein paar Methoden beigebracht. Manche

widersprechen dem, was man intuitiv tun würde. Die Nacht ist besser als der Tag, weil weniger Leute unterwegs sind. Auf leeren Straßen falle ich nicht mehr, sondern weniger auf, denn wer mich sucht, hält Ausschau nach einem großen Mann. Und Größe lässt sich leichter beurteilen, wenn man Vergleiche anstellen kann. Stehe ich in einer Menge aus fünfzig Menschen, überrage ich alle um Haupteslänge. Bin ich allein, sind die Leute ihrer Sache weniger sicher. Kein Vergleichsmaßstab. Die Größe einzelner Menschen lässt sich nur schwer schätzen, das wissen wir aus Versuchen mit den Aussagen von Augenzeugen. Stellt man einen Vorfall nach und fragt erste Eindrücke ab, kann ein und derselbe Mann als zwischen einem Meter siebzig und einem Meter neunzig groß beschrieben werden. Die Leute sehen, aber sie schauen nicht richtig hin.

Mit Ausnahme von Leuten, die dafür ausgebildet sind.

Ich achtete besonders auf Autos. In New York gibt es nur eine Möglichkeit, einen einzelnen

Menschen aufzuspüren: Man muss die Straßen abfahren. Für alternative Methoden ist die Stadt einfach zu groß. Die blau-weißen Streifenwagen der New Yorker Polizei waren leicht zu entdecken. Ihre Blinkleuchten auf dem Dach verliehen ihnen eine markante Silhouette, die schon aus weiter Entfernung auszumachen war. Immer wenn ich einen sah, legte ich mich in den nächsten Hauseingang. Nur ein weiterer Obdachloser. Im Winter unglaublich, weil ich keinen Berg alter Decken über mir hätte ausbreiten können. Aber es war noch heiß, und die richtigen Obdachlosen trugen in dieser Zeit T-Shirts.

Neutrale Dienstwagen waren schwieriger zu orten. Von vorn unterschieden sie sich nicht von anderen Autos. Aber Lokalpolitik und Haushaltszwänge beschränkten die Auswahl auf eine Handvoll Marken und Modelle. Und die meisten dieser Wagen sehen ungepflegt und schmutzig aus, hatten defekte Stoßdämpfer und schlingerten.

Anders die neutralen Dienstwagen der Federal

Agents. Dieselben Marken, dieselben Modelle, aber oft neu und sauber, gewachst und poliert. Leicht zu erkennen, aber nicht leicht von bestimmten Mietwagen zu unterscheiden. Auch Firmen, die Limousinen mit Fahrer vermieteten, hatten Crown Vics und baugleiche Mercurys in ihrem Fahrzeugpark. Und livrierte Chauffeure hielten ihre Wagen sauber. Ich verbrachte einige Zeit in Hauseingängen liegend, nur um Kennzeichen mit dem T & LC für Taxis und Mietwagen mit Fahrer vorbeiflitzen zu sehen. Das frustrierte mich, bis mir einfiel, dass Theresa Lee erzählt hatte, dass die Cops der hiesigen Terrorabwehr mit angeblichen Taxis herumfahren. Danach war ich mehr als vorsichtig.

Ich vermutete, dass die Typen von Lilas Crew Leihwagen fuhren. Hertz, Avis, Enterprise oder wer sonst noch im Geschäft war. Wieder eine relativ begrenzte Auswahl an Marken und Modellen, hauptsächlich amerikanische Scheißkisten, aber neu, sauber und gepflegt. Ich sah massenhaft Wagen, auf die diese Beschreibung

passte, und massenhaft Wagen, auf die sie nicht passte. Ich bemühte mich nach Kräften, nicht von den Cops gesehen zu werden, und tat alles nur Erdenkliche, damit Lila Hoths Leute mich entdeckten. Die späte Stunde kam mir zu Hilfe. Sie vereinfachte alles, teilte die Einwohnerschaft in Kategorien ein. Harmlose Unbeteiligte lagen um diese Zeit zu Hause im Bett.

Ich war eine halbe Stunde lang unterwegs, ohne dass etwas passierte.

Bis halb zwei Uhr morgens.

Bis ich von der 22nd Street auf den Broadway abbog.

Zufällig sah ich die junge Frau mit dem Foxterrier wieder. Sie war auf dem Broadway nach Süden in Richtung 22nd Street unterwegs. Der kleine Kerl pinkelte an manche Laternenmasten und ignorierte andere. Als ich an ihnen vorüberging, wurde der Hund auf mich aufmerksam und kläffte. Ich drehte mich um und wollte ihm signalisieren, ich sei ungefährlich. Dabei sah ich aus dem Augenwinkel heraus einen schwarzen Crown Vic über die Ampelkreuzung an der 23rd Street fahren. Blitzsauber, glänzend, mit Peitschenantennen auf dem Kofferraum, die von den Scheinwerfern eines dreißig Meter dahinter fahrenden Wagens beleuchtet wurden.

Er ging auf Fußgängertempo herunter.

In diesem Bereich ist der Broadway doppelt breit. Sechs Fahrspuren, alle in Richtung Süden, nach der Ampel durch eine kleine Fußgängerinsel

geteilt. Ich befand mich auf dem linken Gehsteig. Neben mir ein Apartmentgebäude. Anschließend Ladenfronten. Rechts von mir, sechs Fahrspuren entfernt, das Flatiron Building. Anschließend Ladenfronten.

Direkt vor mir ein U-Bahn-Eingang.

Die junge Frau mit dem Terrier bog hinter mir ab und betrat das Apartmentgebäude. Ich sah den Portier an einer Art Schreibtisch sitzen. Der Crown Vic hielt auf der zweiten der sechs Fahrspuren. Als der Hintermann an ihm vorbeifuhr, zeigten seine Scheinwerfer mir zwei Männer auf den Vordersitzen der Limousine. Sie saßen reglos da. Vielleicht begutachteten sie ein Foto, holten über Funk Anweisungen ein oder forderten Verstärkung an.

Ich setzte mich auf die niedrige Klinkermauer, die eine Blumenrabatte vor dem Apartmentgebäude umgab. Der U-Bahn-Eingang war drei Meter entfernt.

Der Crown Vic blieb, wo er war.

Südlich von mir hatte der Broadway einen



breiten Gehsteig. Vor den Geschäften war er betonierte. Der am Randstein liegende Teil war ein lang gestrecktes Gitter, das einen Lüftungsschacht der U-Bahn abdeckte. Der U-Bahn-Eingang vor mir bestand aus einem schmalen Treppenabgang. Das Süden der Station 23rd Street. Die N und R und W Trains. Der Bahnsteig für stadtauswärts fahrende Züge.

Ich wettete mit mir selbst, dass es unten eine raumhohe Sperre und mannshohe Drehkreuze gab. Keine Wette um Geld. Um etwas weit Wichtigeres: Leben, Freiheit und das Streben nach Glück.

Ich wartete.

Die Männer in dem Wagen saßen still.

Um halb zwei Uhr verkehrte die U-Bahn längst nach ihrem Nachtfahrplan in Abständen von zwanzig Minuten. Ich hörte kein Rumpeln oder Röhren aus dem Untergrund. Es gab keinen heftigen Luftzug. Der Müll bewegte sich nicht.

Die Vorderräder des Crown Vic wurden eingeschlagen. Ich hörte das leise Zischen der Servolenkung und das Quietschen der Reifen auf

dem Asphalt. Er wendete über vier Fahrspuren hinweg und hielt am Randstein neben mir.

Die beiden Männer blieben sitzen.

Ich wartete.

Der Crown Vic war eindeutig ein Dienstwagen. Aus einer Fahrbereitschaft. Das Standardmodell LX, nicht der Police Interceptor. Schwarzer Lack, Radkappen aus Kunststoff. Auf dem Gehsteig war nicht viel los. Ein paar Leute hasteten allein nach Hause oder schlenderten paarweise vorüber. In den Querstraßen im Süden gab es Klubs. Das wusste ich, denn an den Einmündungen tauchten manchmal benommen wirkende Gestalten auf, die auf der Suche nach freien Taxis einzeln oder in kleinen Gruppen auf den Broadway hinausspähten.

Die Männer in dem Wagen bewegten sich. Einer kippte nach links, einer nach rechts, wie es zwei Leute tun, die gleichzeitig ihre Autotüren öffnen.

Ich behielt das Lüftungsgitter im Gehsteig vierzig Meter südlich von mir im Auge.

Keine Bewegung. Kein Luftzug. Der Müll lag still.

Die beiden Männer stiegen aus. Beide trugen dunkle Anzüge. Ihre Jacketts hatten im Rücken tief unten eine Querfalte von den Autositzen. Der Beifahrer kam vorn herum und blieb mit dem Fahrer neben der Motorhaube des Crown Vic im Rinnstein stehen. Sie waren auf gleicher Höhe mit mir, aber durch den ungefähr sechs Meter breiten Gehsteig von mir getrennt. Ihre Plaketten hatten sie bereits mit Clips an ihren Brusttaschen befestigt. FBI, schätzte ich, obwohl das aus der Entfernung nicht deutlich zu erkennen war. Für mich sehen alle diese zivilen Plaketten gleich aus. Der Beifahrer rief: »Federal Agents!« Als ob das nötig gewesen wäre.

Ich gab keine Antwort.

Sie blieben am Rinnstein. Traten nicht auf den Gehsteig. Ein unterschwelliger Verteidigungsmechanismus, vermutete ich. Der Randstein glich einer kleinen Bastion. Er bot keinen wirklichen Schutz, aber wer ihn überschritt, würde Farbe bekennen müssen.

Das Lüftungsgitter der U-Bahn blieb still und

stumm.

Der Beifahrer rief: »Jack Reacher?«

Ich gab keine Antwort. Hilft sonst nichts mehr, stellt man sich am besten taub.

Der Fahrer rief: »Bleiben Sie, wo Sie sind!«

Meine Clogs bestanden aus Gummi und saßen viel lockerer als mein sonstiges Schuhwerk. Und dennoch spürte ich das erste schwache Vorausecho einer heranrumpelnden U-Bahn durch ihre Sohlen. Ein Zug, der in der 28th Street in Richtung Innenstadt abfuhr oder von der 14th Street stadtauswärts unterwegs war. Die Chancen standen fifty-fifty. Eine U-Bahn zur Innenstadt nützte mir nichts, denn dafür war ich auf der falschen Straßenseite. Ich brauchte eine U-Bahn, die stadtauswärts fuhr.

Ich beobachtete weiter das Lüftungsgitter.

Der Müll lag still.

Der Beifahrer rief: »Lassen Sie Ihre Hände dort, wo ich sie sehen kann!«

Ich steckte eine Hand in die Tasche. Teils um meine Metrocard zu finden, teils um zu sehen, was

als Nächstes passieren würde. Ich wusste, dass die Ausbildung in Quantico großen Wert darauf legte, keine Unbeteiligten zu gefährden. Agenten haben Anweisung, nur im äußersten Notfall zur Waffe zu greifen. Manche ziehen ihre Dienstwaffe nie, vom Examen bis zur Pensionierung nicht, kein einziges Mal. Überall in der Nähe gab es Unbeteiligte. Direkt hinter mir lag das Foyer eines Apartmentgebäudes. Das Schussfeld war voller potenzieller Kollateralschäden. Passanten, Verkehrsteilnehmer, Babys, die in Erdgeschosswohnungen schliefen.

Beide Agenten zogen ihre Waffen.

Zwei identische Bewegungen. Zwei identische Waffen. Pistolen von Glock, die glatt und leicht und schnell aus Schulterhalftern gezogen wurden. Beide Männer waren Rechtshänder.

Der Beifahrer rief: »Keine Bewegung!«

Weit links von mir begann sich der Müll auf den Lüftungsgittern zu bewegen. Ein stadtauswärts fahrender Zug, der in meine Richtung unterwegs war. Mit einer Bugwelle aus aufgestauter Luft, die

vorausseilte, Druck aufbaute, ein Ventil fand. Ich stand auf und ging um die Klinkermauer herum zum Treppenabgang. Nicht schnell, nicht langsam. Ich stieg eine Stufe nach der anderen hinunter. Hinter mir hörte ich, wie die Agenten die Verfolgung aufnahmen. Harte Ledersohlen auf Beton. Sie hatten bessere Schuhe als ich. Ich drehte die Metrocard um und zog sie richtig herum aus der Tasche.

Die Sperre war raumhoch. Gitterstäbe vom Boden bis zur Decke wie in einer Gefängniszelle. Es gab zwei Drehkreuze, eines links, eines rechts. Beide waren ziemlich enge mannshohe Zylinder. Sie brauchten nicht überwacht zu werden. Dieser Eingang kam ohne Personal aus. Ich steckte meine Karte in den Schlitz – das Restguthaben ließ ein grünes Lämpchen aufleuchten –, setzte das Drehkreuz in Bewegung und ging hindurch. Hinter mir machten die Agenten abrupt halt. Ein gewöhnliches Drehkreuz hätten sie im Sprung überwunden, aber die unbemannte raumhohe Sperre machte das unmöglich. Und sie hatten selbst

keine Metrocards. Wahrscheinlich wohnten sie auf Long Island und pendelten mit dem Auto. Verbrachten ihre Tage am Schreibtisch oder am Steuer. Sie standen hilflos hinter dem Gitter. Auch für gebrüllte Drohungen oder Verhandlungen war keine Zeit mehr. Mein Timing war perfekt. Die Druckwelle hatte die Station schon erreicht, wirbelte Staub auf und ließ leere Trinkbecher umherrollen. Die ersten drei Wagen hatten die Einfahrtskurve schon hinter sich. Der Zug kreischte, bremste und hielt. Ich konnte sofort einsteigen, ohne aus dem Tritt zu kommen. Die Türen schlossen sich, und das Letzte, was ich von den Agenten sah, war das Bild, wie die beiden mit an die Hosennaht gepressten Pistolen auf der falschen Seite der Sperre standen.

Ich war in einem R-Train. Der R-Train folgt dem Broadway zum Times Square und fährt dann ziemlich gerade zur 57th Street und Seventh Avenue, wo er scharf rechts abbiegt und an der 59th Street und Fifth Avenue, danach an der 60th Street und Lexington Avenue hält, bevor er unter dem East River hindurch nach Queens weiterfährt. Nach Queens wollte ich nicht. Ein schöner Stadtteil, keine Frage, aber nachts wenig aufregend, und ich hatte ohnehin das Gefühl, die Action finde anderswo statt. Bestimmt in Manhattan. Wahrscheinlich auf der East Side und nicht weit von der 57th Street entfernt. Lila Hoth hatte nur zur Täuschung im Four Seasons gewohnt. Folglich musste ihre eigentliche Basis irgendwo in der Nähe liegen. Nicht unmittelbar angrenzend, aber doch bequem erreichbar.

Und ihre eigentliche Basis war vermutlich ein



Stadthaus, kein Apartment oder ein anderes Hotel. Weil sie eine Crew mitgebracht hatte, die unbemerkt kommen und gehen können musste.

Auf der East Side von Manhattan gibt es jede Menge Stadthäuser.

Ich blieb über den Times Square hinaus sitzen. Dort stiegen ein Dutzend Leute zu. In der einen Minute, die wir bis zur 49th Street brauchten, hatte mein Wagen siebenundzwanzig Fahrgäste an Bord. An der 49th Street stiegen fünf Leute aus; danach verringerte sich die Zahl der Fahrgäste bei jedem Halt. An der 59th Street und Fifth Avenue stieg auch ich aus. Aber ich verließ die Station nicht. Ich blieb einfach auf dem Bahnsteig stehen und verfolgte, wie die U-Bahn ohne mich weiterfuhr. Dann ließ ich mich auf einer Bank nieder, um zu warten.

Ich ging davon aus, dass die Agenten von der 22nd Street aus über Funk die Polizei alarmiert hatten. Ich stellte mir vor, wie Cops zu allen Stationen meines R-Trains unterwegs gewesen waren. Wie sie in ihren Wagen saßen oder auf den

Gehsteigen standen, die Fahrt meines Zuges verfolgten, nervös warteten und sich dann wieder entspannten, wenn sie annehmen konnten, dass ich unter ihnen durchgefahren und weiter stadtauswärts unterwegs war. Ich stellte mir vor, wie sie noch etwa fünf Minuten auf ihrem Posten blieben und dann aufgaben. Also wartete ich. Zehn Minuten lang. Erst dann machte ich mich auf den Weg. Ich kam an die Oberfläche und stellte fest, dass niemand auf mich wartete. Ich stand an einer menschenleeren Straßenecke vor dem berühmten alten Hotel Plaza, das hell erleuchtet war.

Ich befand mich zwei Blocks nördlich und anderthalb Blocks westlich des Hotels Four Seasons und genau drei Blocks westlich der Stelle, an der Susan Mark in jener Nacht aus dem 6 Train nach oben gekommen wäre.

Und in diesem Augenblick wurde mir klar, dass Susan Mark nie zum Four Seasons unterwegs gewesen war. Nicht schwarz gekleidet, bewaffnet und kampfbereit. In der Hotelhalle, auf den Korridoren oder in einer Suite konnte man

nicht kämpfen. Wo Licht brannte, brachte schwarze Kleidung keinen Vorteil. Also wollte Susan anderswohin. Vermutlich geradewegs zu dem geheimen Ort, der sich in einer dunklen, diskreten Seitenstraße versteckte. Trotzdem musste er in dem ursprünglichen achtundsechzig Blocks großen Rechteck zwischen 42nd und 59th Street, Fifth und Third Avenue liegen. Wegen der Art der Bebauung am ehesten in einem der oberen Sektoren. Oben links oder oben rechts. Vielleicht in einem der beiden aus je sechzehn Blocks bestehenden Unterabschnitte.

Die was enthalten würden?

Ungefähr zwei Millionen verschiedene Dinge.

Was viermal besser war als acht Millionen verschiedene Dinge, aber nicht so viel besser, dass ich vor Freude einen Luftsprung gemacht hätte. Stattdessen überquerte ich die Fifth Avenue nach Osten, ging ohne bestimmtes Ziel weiter, achtete auf Autos und blieb möglichst im Schatten. Hier gab es viel weniger Obdachlose als in den Zwanzigern, sodass ich in einem Hauseingang

liegend eher aufgefallen als getarnt gewesen wäre. Also behielt ich den Verkehr im Auge, bereit zu flüchten oder zu kämpfen, je nachdem, wer mich zuerst fand.

Ich überquerte die Madison Avenue und lief in Richtung Park Avenue weiter. Nun war ich direkt hinter dem Four Seasons, das zwei Blocks weiter südlich stand. Die Straße war ruhig. Hauptsächlich Luxusgeschäfte großer Ketten und Nobelboutiquen, alle geschlossen. Auf der Park Avenue ging ich nach Süden und auf der 58th Street wieder nach Osten. Viel gab es nicht zu sehen. Ein paar Stadthäuser, die aber alle gleich aussahen. Vier- bis fünfstöckige Klinkerfassaden, unten vergitterte Parterrefenster, oben heruntergelassene Jalousien, kein Licht. In manchen residierten die Konsulate kleiner Staaten. Andere waren von Wohltätigkeitsorganisationen und kleinen Firmen in Beschlag genommen. Einige dienten zu Wohnzwecken, waren aber in mehrere Apartments aufgeteilt. Wieder andere gehörten offensichtlich einzelnen Familien, aber sie alle schienen hinter

verschlossenen Türen fest zu schlafen.

Ich überquerte die Park Avenue und ging zur Lexington Avenue weiter. Ein stilles Wohnviertel. Vor allem Apartments, aber auch einige Häuser. Historisch gesehen lag sein Zentrum mehr im Südosten, aber optimistische Makler hatten seine Grenzen nach Norden und besonders nach Westen verschoben – bis zur Third Avenue. Seine neuen Randgebiete wirkten ziemlich anonym.

Ideal für ein Versteck.

Ich schlenderte weiter nach Westen und Osten, Norden und Süden, 58th, 57th, 56th Street, Lexington, Third, Second Avenue. Ich suchte viele Straßenblocks ab. Nichts sprang mir ins Auge. Und niemand sprang mich an. Ich sah viele Autos, aber alle waren rasch von A nach B unterwegs. Keines fuhr in dem zögerlichen Tempo, das verrät, dass der Fahrer die Gehsteige absucht. Ich sah auch viele Menschen, aber die meisten waren weit entfernt und gänzlich harmlos. An Schlaflosigkeit leidende Hundebesitzer, Krankenhauspersonal auf dem Heimweg von der East Side, Müllmänner und

Portiers von Apartmentgebäuden, die etwas frische Luft schnappten. Mit einer Hundebesitzerin kam ich sogar ins Gespräch. Ihr Hund war ein alter grauer Köter, seine Herrin eine alte weißhaarige Dame, die ich auf ungefähr achtzig schätzte. Sie war elegant frisiert, gut geschminkt und trug ein altmodisches Sommerkleid, zu dem noch lange weiße Handschuhe gepasst hätten. Der Hund blieb stehen und blickte traurig zu mir auf, was seine Besitzerin dazu nutzte, mich anzusprechen. Sie sagte: »Guten Abend.«

Es war fast drei Uhr, also längst Morgen, aber ich wollte nicht unfreundlich erscheinen. Also sagte ich nur: »Hallo.«

Sie fragte: »Wussten Sie, dass dieses Wort eine neuere Erfindung ist?«

Ich antwortete: »Welches Wort?«

»Hallo«, sagte sie. »Als Gruß hat es sich erst nach der Erfindung des Telefons durchgesetzt. Die Leute hatten das Gefühl, etwas sagen zu müssen, wenn sie den Hörer abnahmen. Hier handelt es sich um eine Verfälschung des alten Wortes *halloh*,

das Überraschung oder ein kleines Erschrecken ausdrückte. *Halloh!* hat man gerufen, wenn man auf etwas Unerwartetes stieß. Vielleicht hat das Schrillen der Telefonklingel manche Leute erschreckt.«

»Ja«, sagte ich. »Das wäre möglich.«

»Haben Sie ein Telefon?«

»Ich benutze manchmal welche«, entgegnete ich.

»Und ich weiß natürlich, wie sie klingeln.«

»Empfinden Sie das Geräusch als störend?«

»Ich habe immer gedacht, das sei sein Zweck.«

»Nun, goodbye«, sagte die alte Dame. »Es war sehr nett, mit Ihnen zu plaudern.«

Das gibt's nur in New York, dachte ich. Die Frau ging mit ihrem alten Hund weiter. Ich sah ihr nach. Sie lief nach Osten, bog auf der Second Avenue nach Süden ab und kam außer Sicht. Ich machte kehrt und wandte mich nach Westen. Aber sechs, sieben Meter vor mir hielt ein goldener Chevy Impala mit quietschenden Reifen am Fahrbahnrand, und Leonid stieg hinten aus.

Leonid blieb am Randstein stehen. Der Wagen fuhr wieder an und hielt sechs, sieben Meter hinter mir. Jetzt stieg der Fahrer aus. Clever gemacht. Damit war der Gehsteig durch je einen Mann vor und hinter mir blockiert. Leonid sah ähnlich wie in der Bahnhofshalle, aber doch anders aus. Groß und schlaksig, wie zuvor kahl bis auf seinen rötlichen Stoppelbart, aber diesmal ordentlich gekleidet. Er trug schwarze Laufschuhe, eine schwarze Jogginghose und eine schwarze Kapuzenjacke. Er wirkte ausgeschlafen, hellwach und gefährlich und machte den Eindruck, mehr als ein Gangster zu sein. Mehr als ein Rowdy oder Schläger. Er sah wie ein Profi aus. Gut ausgebildet und erfahren.

Wie ein Exsoldat.

Ich wich an die Fassade des Gebäudes hinter mir zurück, um beide Kerle gleichzeitig im Auge zu behalten. Nun hatte ich Leonid links und den



anderen Kerl rechts von mir. Der zweite Mann war ein stämmiger Typ Mitte dreißig. Er schien eher aus dem Nahen Osten als aus Osteuropa zu stammen. Dunkelhaarig, stiernackig. Nicht besonders groß, aber dafür umso breiter. Wie Leonid trug er einen billigen schwarzen Jogginganzug. Als ich die Kleidung der beiden betrachtete, fiel mir ein Wort ein.

Das Wort lautete: *Wegwerfartikel*.

Der Kerl machte einen Schritt auf mich zu.

Das tat auch Leonid.

Wie immer gab es zwei Möglichkeiten: *Kampf oder Flucht*. Wir befanden uns auf der Südseite der 56th Street. Ich hätte gradeaus über die Fahrbahn rennen und mein Heil in der Flucht suchen können. Aber Leonid und sein Kumpel waren vermutlich schneller als ich. Dazu gehörte nicht viel. Die meisten Menschen sind schneller als ich. Die alte Dame in dem Sommerkleid war vermutlich schneller als ich. Ihr alter grauer Köter war vermutlich schneller als ich.

Und zu flüchten wäre schlimm genug gewesen.

Wegzulaufen und sofort eingeholt zu werden wäre völlig würdelos gewesen.

Also blieb ich, wo ich war.

Links machte Leonid einen weiteren Schritt auf mich zu.

Rechts folgte der Stämmige seinem Beispiel.

Was die US Army versäumt hatte, als es darum gegangen war, mir beizubringen, mich unsichtbar zu machen, hatte sie durch eine erstklassige Nahkampfausbildung wettgemacht. Mich hatte man sofort dafür eingeteilt. Ich war wie viele Berufssoldaten-Kinder. Wir kamen aus merkwürdigen Verhältnissen, hatten in allen möglichen Ländern gelebt. Zu unserer Kultur gehörte es, von den Einheimischen zu lernen. Nicht ihre Sprache, Geschichte oder Politik, sondern wie man kämpft. Ihre bevorzugten Methoden. Kampfsportarten in Fernost, Prügeleien in heruntergekommenen Gegenden Europas, Messer, Steine und Flaschen in miesen Gegenden der Staaten. Mit etwa zwölf Jahren hatten wir das alles zu einer Wildheit ohne Hemmungen eingedampft.

Vor allem ohne Hemmungen. Wir hatten gelernt, dass Hemmungen einem schneller Schmerzen zufügen können als alles andere. *Tu's einfach*, lautete unser Motto, lange bevor Nike anfang, Schuhe herzustellen. Diejenigen unter uns, die selbst zum Militär gingen, wurden gefördert und weiter ausgebildet. Mit zwölf glaubten wir, harte Burschen zu sein. Mit achtzehn hielten wir uns für unbesiegbar. Das waren wir nicht. Aber mit fünfundzwanzig kamen wir diesem Ideal ziemlich nahe.

Leonid machte einen weiteren Schritt.

Der andere Kerl tat es ihm nach.

An Leonids Hand sah ich einen Schlagring.

Das Gleiche galt für den Stämmigen.

Beide hatten sie ihn rasch und mühelos übergestreift. Leonid trat einen Schritt zur Seite. Das tat auch der andere Typ. So verbesserten sie ihren Winkel. Ich stand mit dem Rücken an einem Gebäude und hatte in einem Winkel von hundertachtzig Grad freien Raum vor mir. Beide wollten links und rechts von sich einen freien

Winkel von fünfundvierzig Grad haben. Versuchte ich dann zu fliehen, waren alle Richtungen gleich gut blockiert. Die beiden Kerle glichen einem eingespielten Tennisdoppel. Langes Training, gegenseitige Unterstützung und instinktives Verständnis.

Beide waren Rechtshänder.

Die erste Regel, wenn man gegen Männer mit Schlagringen antritt: Lass dich nicht treffen. Vor allem nicht am Kopf. Aber auch Treffer am Arm oder an den Rippen können Knochenbrüche und Muskellähmungen zur Folge haben.

Treffer vermeidet man am besten dadurch, dass man seine Waffe zieht und die Gegner aus ungefähr drei Metern Entfernung erschießt. Nahe genug, um sie nicht zu verfehlen, entfernt genug, um getroffen werden zu können. Ende der Vorstellung. Aber diese Möglichkeit hatte ich nicht. Ich war unbewaffnet. Die zweitbeste Methode besteht darin, die Gegner von sich fernzuhalten oder eng an sich zu drücken. Sind sie weit weg, können sie wild um sich schlagen und treffen doch nicht. Hält

man sie an sich gedrückt, können sie überhaupt nicht zuschlagen. Auf Distanz hält man sie durch überlegene Reichweite, wenn man sie besitzt, oder indem man die Füße benutzt. Meine Reichweite ist spektakulär. Ich habe sehr lange Arme. Im Vergleich zu mir hatte der Gorilla im Fernsehen nur Armstummel. Aber ich hatte es mit zwei Kerlen zu tun und wusste nicht recht, ob Fußtritte eine Option waren, die ich zusätzlich nutzen konnte. Vor allem weil ich miserable Schuhe trug. Lose sitzende Gartenclogs aus Gummi. Sie würden mir von den Füßen fallen. Und wer barfuß um sich tritt, riskiert Knochenbrüche. Füße sind noch kümmerlicher als Hände. Außer in Karatekursen, in denen Regeln gelten. Auf der Straße gibt es keine Regeln. Außerdem ist man aus dem Gleichgewicht, sobald ein Fuß den Boden verlässt, und potenziell verwundbar. Im nächsten Augenblick liegt man tot auf dem Boden. Das hatte ich schon miterlebt. Dafür hatte ich schon selbst gesorgt.

Ich stemmte den rechten Absatz an die Mauer

hinter mir.

Ich wartete.

Ich rechnete damit, dass sie sich zu zweit auf mich stürzen würden. Gleichzeitige Angriffe von halb links und halb rechts. Mehr oder weniger synchron. Die gute Nachricht war, dass sie nicht versuchen würden, mich umzubringen. Das hatte ihnen Lila Hoth sicher verboten. Sie wollten einiges von mir, und Tote haben nichts zu bieten.

Die schlechte Nachricht war, dass es viele schwere Verletzungen gibt, die keineswegs tödlich sind.

Ich wartete.

Leonid sagte: »Ihnen muss nichts passieren, wissen Sie. Sie können einfach mitkommen und mit Lila reden.« Sein Englisch war weniger geschliffen als ihres. Er sprach mit starkem Akzent. Aber er konnte sich deutlich ausdrücken.

Ich fragte: »Wohin mitkommen?«

»Sie wissen, dass ich Ihnen das nicht sagen darf. Sie würden eine Augenbinde tragen müssen.«

Ich entgegnete: »Auf die Augenbinde verzichte

ich lieber. Aber euch muss auch nichts passieren. Ihr könnt einfach weiterfahren und Lila erklären, ihr hättet mich nicht gesehen.«

»Aber das wäre gelogen.«

»Seien Sie kein Sklave der Wahrheit, Leonid. Manchmal tut die Wahrheit weh. Manchmal beißt sie einen in den Arsch.«

Der Vorteil eines synchronisierten Angriffs zweier Gegner liegt darin, dass es ein Startsignal geben muss. Vielleicht nur einen Blick oder ein Nicken, aber es ist immer da. So hat man eine Zehntelsekunde Vorwarnung. Ich hielt Leonid für den Chef der beiden. Wer als Erster spricht, ist meistens der Anführer. Er würde das Zeichen zum Angriff geben. Ich beobachtete seine Augen sehr aufmerksam.

Ich sagte: »Sind Sie sauer wegen der Sache auf dem Bahnhof?«

Leonid schüttelte den Kopf. »Ich habe mich von Ihnen niederschlagen lassen. Das war notwendig. Lila hat's so gewollt.«

Ich beobachtete seine Augen.

Ich sagte: »Erzählen Sie mir von Lila.«  
»Was wollen Sie denn wissen?«  
»Ich will wissen, wer sie ist.«  
»Kommen Sie mit, und fragen Sie sie selbst.«  
»Ich frage *Sie*.«  
»Sie ist eine Frau mit einem Auftrag.«  
»Was für einen Auftrag?«  
»Kommen Sie mit, und fragen Sie sie selbst.«  
»Ich frage *Sie*.«  
»Einen wichtigen Auftrag. Einen notwendigen Auftrag.«  
»Bei dem es darum geht?«  
»Kommen Sie mit, und fragen Sie sie selbst.«  
»Ich frage *Sie*.«

Keine Antwort. Keine Fortsetzung des Gesprächs. Ich merkte, wie sie sich anspannten. Ich beobachtete weiter Leonids Gesicht. Sah, wie seine Augen sich leicht weiteten, bevor er mit vorgerecktem Kopf kaum wahrnehmbar nickte. Dann stürzten sie sich beide auf mich. Ich stieß mich von der Mauer hinter mir ab, presste die Fäuste an meine Brust, spreizte die Ellbogen wie



Tragflächen und stürmte mit ebensolcher Wucht gegen sie an. Wie ein zusammenfallendes Dreieck prallten wir an einem Punkt zusammen, und meine Ellbogen trafen sie im Gesicht. Rechts spürte ich, wie dem Stämmigen die oberen Zähne ausgeschlagen wurden, während auf der anderen Seite Leonids Unterkiefer nachgab. Energie ist Masse mal Geschwindigkeit im Quadrat. Masse besaß ich reichlich, aber meine Füße fanden in den Clogs wenig Halt, sodass meine Geschwindigkeit geringer als theoretisch möglich war.

Was die Aufprallenergie leicht verringerte.

Was bedeutete, dass sie auf den Beinen blieben.

Was mich noch etwas mehr Arbeit kostete.

Ich warf mich sofort herum und traf den Stämmigen mit einem gewaltigen Runds Schlag am rechten Ohr. Ohne Stil. Ohne Raffinesse. Nur ein gewaltiger, hässlicher Schlag. Sein Kopf schnellte zur Seite, sodass das linke Ohr die Schulter berührte. Im nächsten Moment war ich mit meinem lausigen Schuhwerk wieder auf dem Rückweg und rammte Leonid einen Ellbogen unter die Rippen.

An dieselbe Stelle wie in der Penn Station, aber doppelt so stark. Dabei wäre ihm fast das Rückgrat herausgesprungen. Ich nutzte mein Zurückfedern, um mich wieder dem Stämmigen zu widmen. Er torkelte zusammengekrümmt rückwärts, schien stehend k.o. zu sein. Ich traf seine Niere mit einer tief angesetzten rechten Geraden. Die richtete ihn auf und warf ihn so herum, dass er mir zugewandt war. Ich beugte die Knie, machte einen Schritt auf ihn zu und traf ihn mit einem Kniestoß zwischen den Augen. Explosiv. Die restlichen Gesichtsknochen, die meinen Ellbogencheck heil überstanden hatten, gaben nach, und er ging wie ein nasser Sack zu Boden. Leonid klopfte mir mit seinem Schlagring auf die Schulter. Er hielt das für einen Schlag, aber in seinem entkräfteten Zustand schaffte er nur ein leichtes Klopfen. Ich ließ mir Zeit, holte aus, zielte sorgfältig und legte ihn mit einem Kinnhaken flach. Sein Kiefer war bereits von meinem Ellbogen gebrochen; jetzt zersplitterte er noch mehr. Im Licht der Straßenbeleuchtung war deutlich zu sehen, wie Leonid in weitem Bogen

Fleisch und Knochen spuckte. Zähne, vermutete ich, dazu vielleicht ein Stück seiner Zunge.

Ich zitterte leicht. Wie jedes Mal. Das überschüssige Adrenalin ließ mich innerlich verbrennen. Die Nebenniere arbeitet verdammt langsam. Und dann überkompensiert sie. Zu viel Produktion, die zu spät kommt. Ich brauchte zehn Sekunden, um wieder atmen zu können. Weitere zehn, um mich zu beruhigen. Dann schleifte ich die beiden Kerle über den Gehsteig und lehnte sie in sitzender Haltung an die Mauer, an der ich gestanden hatte. Ihre Kapuzenjacken dehnten sich einen Meter lang, als ich daran zerrte. Billigklamotten. Wegwerfartikel für den Fall, dass sie Flecken von meinem Blut abbekommen hätten. Nachdem ich die Kerle so zurechtgerückt hatte, dass sie nicht zur Seite sacken und ersticken würden, renkte ich ihnen den rechten Ellbogen aus. Sie waren beide Rechtshänder, und ich konnte mir ausrechnen, dass dies nicht die letzte Begegnung gewesen war. Für diesen Fall sollten sie außer Gefecht sein. Dauerschäden waren nicht zu

befürchten. Nach drei Wochen in einem leichten Gips würden sie wieder so gut wie neu sein.

Sie hatten Handys in den Taschen. Ich steckte beide ein. Auf beiden Displays befand sich mein Foto. Mit beiden Handys war anscheinend nie telefoniert worden. Mehr war nicht zu finden: kein Geld, keine Schlüssel, keine handfesten Beweismittel, kein Hinweis darauf, wo sie hergekommen waren. Und keine Aussicht darauf, dass sie es mir demnächst erzählen würden. Ich hatte zu kräftig zugeschlagen. Beide würden noch längere Zeit bewusstlos sein. Und selbst wenn sie aufwachten, gab es keine Garantie dafür, dass sie sich an irgendwas erinnerten. Vielleicht nicht mal an ihre Namen. Gehirnerschütterungen können unberechenbare Nebenwirkungen haben. Sanitäter meinen es ernst, wenn sie Leute mit Gehirnerschütterung nach dem Datum und dem Namen des Präsidenten fragen.

Doch ich bereute nichts. Es war immer besser, übervorsichtig zu sein. Männer, die mitten im Kampf an die Folgen denken, kommen meistens

nicht so weit. Sie bekommen die Folgen selbst zu spüren. Also kein Bedauern. Aber letztlich auch kein Reingewinn. Was frustrierend war. Nicht einmal die Schlagringe konnte ich über meine Hand streifen. Ich versuchte es, aber sie waren beide zu klein. Ich ließ sie in einen zehn Meter entfernten Gully fallen.

Der Impala stand noch immer mit laufendem Motor am Randstein. Er wies ein New Yorker Kennzeichen auf. Kein Navi, folglich auch kein digitaler Speicher mit Informationen über den Ausgangspunkt der letzten Fahrt. Im Türfach steckte ein Mietvertrag mit einem mir unbekannten Namen und einer Londoner Adresse, die ich für eine Fälschung hielt. Im Handschuhfach fand ich die Betriebsanleitung für den Chevy, ein kleines Notizbuch mit Spiralbindung und einen Kugelschreiber. Das Notizbuch enthielt keine Eintragungen. Ich nahm den Kugelschreiber, ging zu den beiden Kerlen zurück und hielt Leonids Kopf mit der linken Hand fest. Dann schrieb ich mit dem Kugelschreiber auf seine Stirn, drückte

dabei fest auf und malte große Buchstaben, die ich mehrmals nachzog, damit sie nicht zu übersehen waren.

Ich schrieb: *Lila, rufen Sie mich an.*

Dann klaute ich ihren Wagen und fuhr davon.

Ich fuhr auf der Second Avenue nach Süden, folgte der 50th Street ganz bis nach Osten und stellte den Wagen einen halben Block vom FDR Drive entfernt an einem Hydranten ab. Ich hoffte, dass die Jungs vom 17. Revier ihn finden, misstrauisch werden und ihn unter die Lupe nehmen würden. Kleidungsstücke sind Wegwerfartikel. Autos eher weniger. Waren Lilas Männer mit dem Impala vom Tatort der Hammermorde weggefahren, mussten sich darin irgendwelche Spuren finden lassen. Mit bloßem Auge konnte ich keine entdecken, aber Spurensicherer der Kriminalpolizei verlassen sich nicht nur aufs menschliche Sehvermögen.

Ich wischte das Lenkrad, den Schaltnüppel und die Türgriffe mit einem Hemdzipfel ab, ließ die Schlüssel in den nächsten Gully fallen und ging zur Second Avenue zurück, blieb an einer dunklen Stelle stehen und hielt Ausschau nach einem Taxi.

In Richtung Innenstadt herrschte verhältnismäßig reger Verkehr, und jedes Fahrzeug wurde von den Scheinwerfern des nächsten Wagens ausgeleuchtet, sodass ich sehen konnte, wie viele Personen in den einzelnen Autos saßen. Dabei erinnerte ich mich an Theresa Lees Warnung vor angeblichen Taxis, die mit drei Cops besetzt auf der Tenth Avenue stadtauswärts und auf der Second Avenue stadteinwärts unterwegs waren. Ich wartete auf ein Taxi, in dem wirklich nur ein Fahrer saß, trat an den Randstein und hielt es an. Der Taxifahrer war ein Sikh aus Indien mit Turban, Vollbart und sehr geringen Englischkenntnissen. Garantiert kein Cop. Er fuhr mich nach Süden zum Union Square. Dort stieg ich aus, setzte mich auf eine Parkbank und sah den Ratten zu. Am Union Square sind sie am besten zu beobachten. Tagsüber düngen städtische Parkgärtner die Blumenbeete mit Naturdünger aus Blut und Knochenmehl. Nachts kommen die Ratten und schlagen sich damit den Bauch voll.

Gegen vier Uhr schlief ich ein.

Kurz nach fünf Uhr vibrierte eines der



erbeuteten Handys in meiner Hosentasche.

Ich wachte auf und überzeugte mich blitzschnell davon, dass sich niemand in meiner Nähe befand. Dann fummelte ich das Handy aus der Hosentasche. Es klingelte nicht, sondern sumnte nur sanft vibrierend vor sich hin. Stummschaltungsmodus. In dem kleinen Monochromdisplay auf dem Deckel stand: *Vertraulicher Anruf*. Als ich den Deckel aufklappte, stand auf dem großen Farbbildschirm dieselbe Mitteilung. Ich hob das Gerät ans Ohr und sagte: »Hallo.« Ein neues Wort, kürzlich erfunden. Lila Hoth meldete sich. Ihre Stimme, ihr Akzent, ihre Ausdrucksweise. Sie sagte: »Sie haben also beschlossen, uns den Krieg zu erklären. Für Sie gelten offenbar keine Einsatzregeln.«

Ich fragte: »Wer sind Sie wirklich?«

»Das werden Sie erfahren.«

»Ich will es jetzt wissen.«

»Ich bin Ihr schlimmster Albtraum. Seit etwa zwei Stunden. Und Sie haben noch immer etwas, das mir gehört.«

»Dann holen Sie's sich doch. Oder noch besser: Schicken Sie ein paar Ihrer Leute vorbei. Damit ich in Übung bleibe.«

»Heute Nacht haben Sie Glück gehabt, das ist alles.«

Ich sagte: »Ich habe immer Glück.«

Sie fragte: »Wo sind Sie?«

»Ich stehe vor Ihrem Haus.«

Nun folgte eine Pause. »Nein, das stimmt nicht.«

»Korrekt«, sagte ich. »Aber Sie haben gerade bestätigt, dass Sie in einem Haus wohnen. Und dass Sie an einem Fenster stehen. Danke für diese Informationen.«

»Wo sind Sie wirklich?«

»Federal Plaza«, sagte ich. »Beim FBI.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Ihre Sache.«

»Sagen Sie mir, wo Sie sind.«

»Ganz in Ihrer Nähe«, sagte ich. »Third Avenue und 56th Street.«

Sie wollte etwas antworten, unterbrach sich aber sofort selbst. So war nicht mehr als ein

unvollständiger A-Laut zu hören. Ein nur gehauchter Vokal. Der Anfang eines Satzes, der ungeduldig und gereizt und etwas selbstgefällig geklungen hätte. Wie: *Aber das ist nicht in meiner Nähe!*

Also hielt sie sich nicht in der Umgebung von Third Avenue und 56th Street auf.

»Letzte Chance«, sagte sie. »Ich will mein Eigentum.« Ihre Stimme klang sanfter. »Wir können eine Vereinbarung treffen, wenn Sie möchten. Sie hinterlegen es an einem sicheren Ort, den Sie mir mitteilen. Ich lasse es dann abholen. Wir brauchen uns nicht zu begegnen. Sie könnten sogar Geld dafür kriegen.«

»Ich suche keine Arbeit.«

»Sind Sie darauf aus, am Leben zu bleiben?«

»Ich habe keine Angst vor Ihnen, Lila.«

»Das hat Peter Molina auch gesagt.«

»Wo ist er?«

»Hier bei uns.«

»Lebend?«

»Kommen Sie her und überzeugen Sie sich

selbst.«

»Er hat bei seinem Trainer eine Nachricht hinterlassen.«

»Oder vielleicht habe ich eine vor seinem Tod gemachte Tonbandaufnahme abgespielt. Vielleicht hat er mir erzählt, dass sein Trainer beim Abendessen grundsätzlich nicht ans Telefon geht. Vielleicht hat er mir alles Mögliche erzählt. Vielleicht habe ich ihn dazu gezwungen.«

Ich fragte: »Wo sind Sie, Lila?«

»Das darf ich Ihnen nicht verraten«, antwortete sie. »Aber ich kann Sie abholen lassen.«

Fünfzig Meter von mir entfernt fuhr ein Streifenwagen die 14th Street entlang. Ganz langsam. Hinter der Frontscheibe ein rosa Schimmer, wenn der Fahrer oder sein Begleiter den Kopf von einer Seite zur anderen bewegte.

Ich fragte: »Seit wann kennen Sie Peter Molina?«

»Seit ich ihn aus der Bar abgeschleppt habe.«

»Lebt er noch?«

»Kommen Sie her und überzeugen Sie sich

selbst.«

Ich sagte: »Ihre Zeit läuft ab, Lila. Sie haben in New York vier Amerikaner ermordet. Das lässt keine Polizei auf sich beruhen.«

»Ich habe niemanden ermordet.«

»Ihre Leute haben's getan.«

»Leute, die das Land bereits verlassen haben. Wir sind immun.«

»Wir?«

»Sie stellen zu viele Fragen.«

»Haben Ihre Leute auf Ihren Befehl gehandelt, sind Sie nicht immun. Das ist eine Verschwörung.«

»In Amerika herrschen Recht und Gesetz. Es gibt keine Beweise.«

»Auto?«

»Existiert nicht mehr.«

»Gegen mich sind Sie nicht immun. Ich spüre Sie auf.«

»Das hoffe ich.«

Dreißig Meter von mir entfernt bewegte der Streifenwagen sich nur noch im Kriechtempo.

Ich sagte: »Kommen Sie raus, und treffen Sie

sich mit mir, Lila. Oder sehen Sie zu, dass Sie nach Hause verschwinden. Sie haben die Wahl. Aber in beiden Fällen müssen Sie sich geschlagen geben.«

Sie sagte: »Wir geben uns nie geschlagen.«

»Wer ist *wir*?«

Aber ich bekam keine Antwort. Das Handy verstummte.

Zwanzig Meter von mir entfernt kam der Streifenwagen zum Stehen.

Ich klappte das Handy zu und steckte es wieder ein.

Zwei Cops stiegen aus und betraten den Park.

Ich blieb, wo ich war. Aufzuspringen und wegzulaufen wäre zu verdächtig gewesen. Lieber sitzen bleiben. Ich war im Park nicht allein. Insgesamt gab es noch etwa vierzig Personen. Einige schienen sich hier häuslich niedergelassen zu haben. Die meisten hielten sich nur vorübergehend hier auf. New York ist eine riesige Stadt mit fünf Bezirken. Die Heimwege können lang sein. Da ist's oft besser, unterwegs eine Rast einzulegen.

Die Cops leuchteten einem der Schlafenden mit ihren Stablampen ins Gesicht.

Sie gingen weiter. Leuchteten dem nächsten Kerl ins Gesicht.

Und dem übernächsten.

Nicht gut.

Überhaupt nicht gut.

Aber ich schien nicht der Einzige zu sein, der zu diesem Schluss gelangte. Überall auf dem Platz standen Gestalten von Bänken auf und schlurften in verschiedene Richtungen davon. Vielleicht Leute, die mit Haftbefehl gesucht wurden, Dealer mit Stoff in ihren Rucksäcken, mürrische Einzelgänger, die nicht angequatscht werden wollten, und hilflose Paranoide, die dem System misstraute.

Zwei Cops, ein halber Hektar Park, ungefähr dreißig Leute noch auf Bänken, etwa zehn plötzlich in Bewegung.

Ich sah zu.

Die Cops kamen stetig näher. Die Lichtstrahlen ihrer Xenonlampen bewegten sich ruckelnd durch den Morgendunst und erzeugten lange Schatten. Sie

kontrollierten einen vierten Mann, danach einen fünften. Und einen sechsten. Weitere Leute standen auf. Manche verließen den Park, andere wechselten nur von einer Bank zur anderen. Der Platz war voller Gestalten, die teils statisch, teils in Bewegung waren. Alles schien sich im Zeitlupentempo zu ereignen. Ein müder, träger Tanz.

Ich sah zu.

Die Körpersprache der Cops verriet Unschlüssigkeit. Sie wussten nicht recht, wen sie dringender kontrollieren sollten. Sie näherten sich Leuten, die noch auf Bänken saßen oder lagen. Sie wandten sich ab und richteten ihre Stablampen auf Leute, die davonschlurften. Sie gingen herum, bückten sich, sahen mal hierhin, mal dorthin. Planlos. Rein zufällig. Aber sie kamen näher. Sie kamen bis auf zehn Meter an mich heran.

Dann gaben sie auf.

Sie leuchteten ein letztes Mal mit ihren Lampen in einem symbolischen Kreis um sich und liefen dann zu ihrem Wagen zurück. Ich beobachtete, wie



er wegfuhr. Ich blieb auf meiner Bank sitzen, atmete tief durch und fing an, mir Gedanken über die GPS-Chips in den erbeuteten Handys zu machen. Ein Teil meines Ichs sagte, Lila Hoth könne unmöglich Zugang zu Spionagesatelliten haben. Aber ein anderer Teil konzentrierte sich darauf, dass sie *Wir geben uns nie geschlagen* gesagt hatte. Und *wir* ist ein großes Wort. Nur drei Buchstaben, aber viel dahinter. Vielleicht hatten die Bösen sich beim Zerfall der Sowjetunion mehr als nur Öl- und Gasförderrechte gesichert. Vielleicht hatten sie auch andere Arten von Infrastrukturen übernommen. Das Personal des alten sowjetischen Geheimdienstapparats musste irgendwo untergekommen sein. Ich dachte an Laptops und Breitbandverbindungen und weitere technische Neuerungen, die ich nicht ganz verstand.

Ich behielt die Mobiltelefone in der Tasche, stand aber von der Bank auf und machte mich auf den Weg zur U-Bahn.

Was sich als schlimmer Fehler erweisen sollte.

Die U-Bahn-Station Union Square ist eine wichtige Verkehrsdrehscheibe. Schon ihre Eingangshalle ist so groß wie eine unterirdische Plaza. Zahllose Eingänge, zahllose Ausgänge, zahllose Linien, zahllose Gleise. Treppen, Kioske, lange Reihen von Drehkreuzen. Dazu reihenweise Automaten, an denen man Metrocards kaufen oder neu aufladen kann. Ich erstand mit Bargeld eine neue Karte. Ich führte zwei Zwanziger in den Schlitz ein und bekam dafür zwanzig Fahrten plus drei Freifahrten als Bonus. Ich zog die Karte heraus und ging davon. Die Station füllte sich allmählich mit Menschen. Der Arbeitstag begann. Ich kam an einem Zeitungskiosk vorbei. Dort gab es ungefähr tausend Zeitschriften und zwei hohe Stapel mit Boulevardblättern, die zum Verkauf bereitlagen. Dicke, hoch aufgestapelte Zeitungen. Zwei verschiedene Titel. Beide mit riesigen

Schlagzeilen. Eine bestand aus drei Wörtern in Fettdruck: FEDS SUCHEN TRIO. Auch die andere kam mit nur drei Wörtern aus: FEDS JAGEN TRIO. Praktisch identisch. Trotzdem gefiel mir *suchen* besser als *jagen*. Eher passiv, weniger zupackend. Fast wohlwollend. Ich konnte mir vorstellen, dass Menschen lieber gesucht als gejagt werden wollten.

Ich wandte mich ab.

Und entdeckte zwei Cops, die mich aufmerksam beobachteten.

Zwei Fehler auf einmal. Erst ihrer, der dann durch meinen verschlimmert wurde. Ihr Fehler war konventionell. Die von mir an der Station Broadway und 22nd Street abgehängten Feds hatten gemeldet, ich sei mit der U-Bahn geflüchtet. Woraus die New Yorker Polizei geschlossen hatte, ich würde weiterhin mit der U-Bahn flüchten. Bietet sich nämlich die Chance, versucht jede Polizei, eine verlorene Schlacht nochmals zu schlagen.

Mein Fehler war es gewesen, geradewegs in

ihre nachlässig gestellte Falle zu gehen.

Weil es hier Schalter gab, gab es auch Kontrolleure und keine Ein- und Ausgänge mit raumhohen Drehkreuzen. Nur die gewöhnlichen hüfthohen Sperren. Ich benutzte meine neue Karte und ging hindurch. Die Plaza wurde zu einem langen, breiten Korridor. Pfeile zeigten nach links und rechts, oben und unten, wiesen den Weg zu verschiedenen Linien in verschiedene Richtungen. Ich kam an einem Kerl vorbei, der Geige spielte. Er hatte sich einen Platz ausgesucht, an dem die Akustik sein Spiel unterstützte. Er spielte ziemlich gut. Sein Instrument hatte einen vollen, weichen Klang. Er spielte ein trauriges altes Stück, das ich aus einem Film über den Vietnamkrieg kannte. Vielleicht nicht gerade passend für Pendler, die frühmorgens unterwegs zur Arbeit waren. In dem offen vor ihm liegenden Geigenkasten befanden sich nicht allzu viele Münzen. Ich drehte mich im Vorbeigehen halb nach ihm um und sah die beiden Cops über das Drehkreuz hinter mir steigen.

Ich bog auf gut Glück an der nächsten Ecke ab,

folgte einem schmaleren Korridor und fand mich auf einem Bahnsteig Richtung stadtauswärts wieder. Er war dicht mit Wartenden besetzt, der eine Teil eines symmetrischen Paares. Vor mir hatte ich die Bahnsteigkante, dann das Gleis, dann eine Reihe von Eisenpfeilern als Stützen für die Fahrbahn darüber, dahinter das Gleis zur Innenstadt, dann der dazugehörige Bahnsteig. Alles doppelt, auch die Berufspendler. Unausgeschlafene Menschen, die sich schweigend gegenüberstanden und darauf warteten, in entgegengesetzte Richtungen weiterfahren zu können.

Die Stromschienen waren Rücken an Rücken auf beiden Seiten der Eisenpfeiler angeordnet und wie in allen Bahnhofsbereichen oben abgedeckt. Die kastenförmigen Abdeckungen umschlossen drei Seiten und waren nur auf der den Zügen zugewandten Seite offen.

Weit links hinter mir drängten die beiden Cops sich auf den Bahnsteig. Ich schaute in die andere Richtung. Nach rechts vorn. Dort zwängten sich zwei weitere Cops durch die Menge. Sie waren

stämmig und durch ihre Ausrüstung extrabreit. Sie schoben Leute behutsam aus dem Weg, legten ihnen dazu die Handrücken an die Schultern, machten kurze rhythmische Bewegungen, die an Schwimmstöße erinnerten.

Ich schlängelte mich zur Mitte des Bahnsteigs weiter. Drängte mich nach vorn, bis meine Clogs auf dem gelben Warnstreifen standen. Dann machte ich ein paar Schritte zur Seite, bis ich einen Pfeiler direkt hinter mir hatte. Ein rascher Blick nach links, einer nach rechts. Nirgends ein Zug in Sicht.

Die Cops bewegten sich weiter. Hinter ihnen tauchten vier weitere Uniformierte auf. Von links und rechts kamen je zwei Cops unaufhaltsam durch die Wartenden auf mich zu.

Ich streckte den Kopf vor.

Keine Scheinwerfer in den Tunnels.

Die Menge drängte sich um mich zusammen, weil Neuankömmlinge Platz auf dem Bahnsteig beanspruchten, das stete Vorwärtsdrängen der Cops Wellenbewegungen auslöste und die Erwartung der Fahrgäste, dass ihre U-Bahn bald

kommen würde, sie näher an die Bahnsteigkante vorrücken ließ.

Ich sah mich nochmals um, kontrollierte meine Umgebung mit einem raschen Blick nach beiden Seiten.

Cops auf meinem Bahnsteig.

Insgesamt acht.

Keine Cops auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig.

Die meisten Leute fürchten sich vor der Stromschiene. Dazu besteht kein Grund, außer man hat vor, sie zu berühren. Hunderte von Volt, die aber nicht darauf warten, einen anzuspringen. Um Schaden zu erleiden, muss man sich schon auf die Suche nach ihnen machen.

Einfach genug zu übersteigen, auch mit miserabilem Schuhwerk. Ich rechnete mir aus, dass meine Gummiclogs ihren Mangel an Standsicherheit durch erhöhte Isolierfähigkeit mehr als wettmachen würden. Trotzdem plante ich meine Bewegungen sehr sorgfältig, legte ihre Choreografie in Gedanken fest. Von der Bahnsteigkante springen, mit beiden Füßen in der Mitte des stadtauswärts führenden Gleises aufkommen, rechter Fuß auf der zweiten Schiene, linker Fuß hinter der Stromschiene, sich durch die Lücke zwischen zwei Pfeilern zwängen, rechter



Fuß über die nächste Stromschiene, linker Fuß auf dem Gleis in Richtung Innenstadt, vorsichtige kleine Schritte, dann mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Bahnsteig klettern und verschwinden.

Alles ganz einfach.

Leider auch für die Cops, die sofort die Verfolgung aufnehmen würden.

Sie hatten das vermutlich schon öfter gemacht.

Ich nicht.

Ich wartete. Sah mich nach links und rechts um. Die Cops waren schon ziemlich nahe. Nahe genug, um langsamer zu werden, sich zu formieren und zu entscheiden, was sie tun würden, was als Nächstes getan werden musste. Wie sie vorgehen würden, ließ sich schwer abschätzen. Aber sie würden sich jedenfalls Zeit lassen. Sie wollten keine Massenpanik auslösen. Der Bahnsteig war überfüllt, und jede plötzliche Aktivität hätte zur Folge, dass Leute im Gleisbett landeten. Was Schadenersatzklagen nach sich ziehen würde.

Ich blickte nach links, nach rechts. Nirgends ein

Zug in Sicht. Ich fragte mich, ob die Cops sie angehalten hatten. Für solche Einsätze in der U-Bahn gab es vermutlich ein eingespieltes Verfahren. Ich trat einen Schritt vor. Der Raum zwischen dem Pfeiler und mir füllte sich sofort mit Menschen. Sie drückten so gegen meinen Rücken, dass ich mich leicht einstemmen musste. Der Warnstreifen an der Bahnsteigkante bestand aus gelb eingefärbten Gumminoppen. Auf diesem Belag konnte niemand ausrutschen.

Die Cops hatten sich zu einem flachen Halbkreis formiert. Sie waren etwa zweieinhalb Meter von mir entfernt, bewegten sich nach innen, schoben Leute nach außen, verkürzten ihre Linie, kamen langsam und vorsichtig näher. Vom gegenüberliegenden Bahnsteig beobachteten uns wartende Fahrgäste. Sie stießen einander an, deuteten auf mich und stellten sich teilweise auf die Zehenspitzen.

Ich wartete.

Ich hörte einen Zug. Von links. Im Tunnel kam ein Lichtschein herangerast. Unsere U-Bahn.

Richtung stadtauswärts. Die Menge hinter mir geriet in Bewegung. Ich hörte das Brausen der Druckwelle und das Quietschen stählerner Spurkränze. Sah den beleuchteten Steuerwagen schwankend und ruckelnd die letzte Kurve durchfahren. Ich schätzte seine Geschwindigkeit auf knapp fünfzig Stundenkilometer. Etwas über dreizehn Meter in der Sekunde. Ich brauchte zwei Sekunden Zeit. Mehr würde ich voraussichtlich nicht benötigen. Also würde ich springen müssen, wenn der Zug noch gut fünfundzwanzig Meter entfernt war. Die Cops konnten mir nicht folgen. Ihre Reaktionszeit würde ihnen die notwendige Sicherheitsspanne rauben. Und sie waren noch dazu zweieinhalb Meter von der Bahnsteigkante entfernt. Außerdem waren ihre Prioritäten andere als meine. Sie hatten Ehefrauen und Familien, Ehrgeiz und Pensionsansprüche. Sie besaßen Häuser und Gärten und ihren Rasen, der gemäht, und Blumenzwiebeln, die gesetzt werden mussten.

Ich machte einen weiteren winzigen Schritt nach vorn.

Der Stirnscheinwerfer kam geradewegs auf mich zu. Frontal. Ruckelnd und schwankend. Das machte die Abschätzung der Entfernung schwierig.

Dann hörte ich eine U-Bahn von rechts.

Ein Zug in Richtung Innenstadt, der aus der Gegenrichtung kam. Symmetrisch, aber nicht völlig synchron. Wie wenn ein zweiteiliger Vorhang zugezogen wird, wobei die linke Hälfte der rechten etwas voraus ist.

Um wie viel?

Ich brauchte drei Sekunden Verzögerung, damit mir insgesamt fünf Sekunden blieben, weil es viel länger dauern würde, auf den Bahnsteig gegenüber zu klettern, als hier ins Gleisbett hinunterzuspringen.

Ich zögerte eine volle Sekunde lang, rätselte, schätzte, fühlte, versuchte zu urteilen.

Die Züge kamen herangeröhrt, einer von links, der andere von rechts.

Fünfhundert Tonnen und noch mal fünfhundert.

Annäherungsgeschwindigkeit mindestens fünfzig Stundenkilometer.

Die Cops rückten näher heran.

*Zeit, eine Entscheidung zu treffen.*

Also los!

Ich sprang, als der Zug stadtauswärts noch dreißig Meter entfernt war. Ich landete auf beiden Füßen zwischen den Schienen, richtete mich auf und absolvierte die Schritte, die ich mir zurechtgelegt hatte. Wie Tanzfiguren in einem Buch. Rechter Fuß, linker Fuß hoch über die Stromschiene, Hände an den Pfeilern. So verharrte ich Bruchteile einer Sekunde lang, während ich nach rechts schaute. Der Zug stadteinwärts war schon sehr nahe. Hinter mir donnerte der Gegenzug vorbei. Seine Bremsen quietschten und kreischten. Sein stürmischer Fahrtwind zerrte an meinem Hemd. Aus dem Augenwinkel heraus sah ich beleuchtete Zugfenster wie Stroboskopimpulse vorbeiziehen.

Ich starrte nach rechts.

Der Zug stadteinwärts wirkte riesig.

*Zeit, eine Entscheidung zu treffen.*

Also los!

Rechter Fuß hoch über die Stromschiene, linker Fuß aufs Gleisbett. Der Zug stadteinwärts war schon fast da. Nur noch wenige Meter entfernt. Er schwankte und ruckelte. Seine Bremsen packten kreischend zu. Ich konnte den Fahrer sehen. Sein Mund war weit aufgerissen. Ich konnte die vor seinem Führerstand aufgestaute Luft spüren.

Ich gab meine Choreografie auf. Stürzte mich einfach auf den anderen Bahnsteig. Er lag keine anderthalb Meter vor mir, schien aber endlos weit entfernt zu sein. Wie ein Präriehorizont. Aber ich erreichte ihn. Ich starrte nach rechts und konnte jede Niete, jede Schraube an der Frontseite des heranrasenden Zuges erkennen. Gleich würde er mich erfassen. Ich legte die Hände flach auf den Bahnsteig und schwang mich hinauf, fürchtete, die dicht gedrängte Menge würde mich wieder zurückstoßen. Aber Hände packten mich und zogen mich hoch. Der Zug donnerte an meiner Schulter vorbei, und der Fahrtwind warf mich herum. Beleuchtete Fenster flitzten vorbei. Ahnungslose Fahrgäste lasen Bücher und Zeitungen oder hielten

sich im Stehen schwankend an Handgriffen fest. Überall um mich herum schrien Leute. Ich sah ihre in Panik aufgerissenen Münder, konnte sie aber nicht hören. Das Kreischen der Bremsen übertönte alles. Ich senkte den Kopf und bahnte mir einen Weg durch die Menge. Leute wichen nach beiden Seiten aus, um mich durchzulassen. Einige klopfen mir auf die Schulter, als ich mich an ihnen vorbeidrängte. Vereinzelte Beifallsrufe folgten mir hinaus.

Das gab es nur in New York.

Ich schob mich durch ein Drehkreuz am Ausgang und hastete in Richtung Straße weiter.

Der Madison Square Park lag sieben Blocks nördlich. Bis zu dem vereinbarten Treff musste ich noch knapp vier Stunden totschlagen. Diese Zeit verbrachte ich damit, auf der Park Avenue South etwas zu essen und einzukaufen. Nicht weil ich besonders hungrig war. Nicht weil ich irgendetwas brauchte. Sondern weil es immer am besten ist, sich als Gejagter untypisch zu verhalten. Von Flüchtenden wird erwartet, dass sie schnell und weit fliehen. Niemand rechnet damit, dass sie ganz in der Nähe umherschlendern, sich in Cafés und Geschäften herumtreiben.

Inzwischen war es kurz nach sechs Uhr. Geöffnet hatten nur Lebensmittelgeschäfte, Supermärkte, Schnellrestaurants und Coffeeshops. Den Anfang machte ich in einem Food Emporium mit einem Eingang in der 14th und einem Ausgang in der 15th Street. Dort verbrachte ich eine Dreiviertelstunde.



Ich nahm mir einen Einkaufskorb, wanderte durch die Gänge und tat so, als wählte ich Waren aus. Weniger verdächtig, als hier nur herumzuhängen. Weniger verdächtig, als ohne Einkaufskorb in den Gängen unterwegs zu sein. Ich wollte nicht, dass ein aufmerksamer Mitarbeiter die Polizei rief. Ich stellte mir vor, ich hätte irgendwo in der Nähe ein Apartment und versorgte meine imaginäre Küche mit genügend Lebensmitteln für zwei Tage. Vor allem natürlich mit Kaffee. Dazu eine Pfannkuchenmischung, Eier, Frühstücksspeck, ein Laib Brot, Butter, etwas Marmelade, abgepackte Salami, ein Viertelpfund Käse. Als mich das zu langweilen begann und der Korb schwer wurde, ließ ich ihn in einem verlassenen Gang stehen und verschwand durch den Hinterausgang des Geschäfts.

Mein nächstes Ziel war ein Schnellrestaurant vier Blocks nördlich. Ich benutzte den rechten Gehsteig, sodass ich dem Verkehr den Rücken zukehrte. In dem Restaurant aß ich Pfannkuchen und Spiegeleier mit Schinken, die andere Leute

eingekauft und zubereitet hatten. Mehr mein Stil. Dort verbrachte ich weitere vierzig Minuten. Dann ging ich einen halben Block weiter zu einer französischen Brasserie. Noch mehr Kaffee, dazu ein Croissant. Auf dem Stuhl gegenüber hatte jemand eine *New York Times* liegen lassen. Ich las sie von vorn bis hinten. Keine Erwähnung einer Großfahndung in der City. Keine Erwähnung von Sansoms Senatskandidatur im nationalen Teil.

Die restlichen zwei Stunden verbrachte ich damit, von einem Supermarkt an der Ecke Park Avenue und 22nd Street über die Straße zu einem Drugstore von Duane Reade und dann in eine CVS-Apotheke an der Ecke Park Avenue und 23rd Street zu gehen. Der Augenschein legte nahe, dass die Nation mehr für Haarpflege ausgab als für Lebensmittel. Um zwanzig vor zehn beendete ich das Einkaufen, trat in den sonnigen Morgen hinaus, beschrieb einen weiten Bogen und observierte mein Ziel von der Einmündung der 24th Street aus, die eine anonyme düstere Schlucht zwischen zwei Wolkenkratzern war. Ich sah nichts, was mir

Sorgen hätte bereiten können. Keine verdächtigen Autos, keine geparkten Vans, keine leger gekleideten Paare oder Trios mit Ohrhörern.

Also betrat ich um Punkt zehn Uhr den Madison Square Park.

Ich fand Theresa Lee und Jacob Mark nebeneinander auf einer Parkbank in der Nähe eines Hundenauslaufs. Sie wirkten ausgeruht, aber nervös und gestresst – jeder auf seine Weise. Vermutlich auch aus persönlichen Gründen. Sie waren zwei von ungefähr hundert Menschen, die friedlich in der Sonne saßen. Der Park war ein Rechteck mit Bäumen, Rasenflächen und Fußwegen. Eine kleine Oase, einen Straßencode breit und drei Blocks hoch, eingezäunt, von vier belebten Gehsteigen umgeben. Für heimliche Treffen eignen Parks sich ziemlich gut. Die meisten Jäger sind auf bewegliche Ziele fixiert. Drei von hundert Leuten, die still dasitzen, während um sie herum das Großstadtleben tost, erregen viel weniger Aufmerksamkeit als drei von hundert, die eine Straße entlanghetzen.

Nicht perfekt, aber ein akzeptables Risiko.

Nach einem letzten Blick in die Runde nahm ich neben Lee Platz. Sie gab mir eine Zeitung. Eines der Boulevardblätter, das ich schon gesehen hatte. Das mit dem JAGEN in der Schlagzeile. Sie sagte: »Hier steht, dass wir vier Federal Agents niedergeschossen haben.«

»Wir haben vier umgemangelt«, sagte ich. »Vergessen Sie den Arzthelfer nicht.«

»Aber sie stellen es so hin, als hätten wir richtige Waffen benutzt. Als wären die vier Kerle jetzt tot.«

»Sie wollen Zeitungen verkaufen.«

»Wir stecken in der Scheiße.«

»Das haben wir schon vorher gewusst. Das brauchen wir uns von keinem Journalisten erzählen zu lassen.«

Sie sagte: »Docherty hält weiter zu mir. Er hat mir heute Nacht mehrere lange SMS geschickt, während mein Telefon ausgeschaltet war.«

Sie stand halb auf und zog einen Packen Papier aus der Hüfttasche ihrer Jeans. Drei Blätter

vergilbtes Hotelbriefpapier, zweimal gefaltet.

Ich fragte: »Sie haben sich Notizen gemacht?«

Sie sagte: »Die SMS waren ziemlich lang. Ich wollte das Handy nicht eingeschaltet lassen, um einzelne Punkte noch mal nachlesen zu können.«

»Was wissen wir also?«

»Das 17. Revier hat Fernbahnhöfe, Flughäfen und so weiter kontrolliert. Standardverfahren nach einem Großverbrechen. Drei Stunden nach dem vermutlichen Tatzeitpunkt haben vier Männer das Land verlassen. Über den JFK-Flughafen. Das Siebzehnte führt sie als potenzielle Verdächtige. Das ist eine plausible Annahme.«

Ich nickte.

»Das 17. Revier hat recht«, sagte ich. »Das weiß ich von Lila Hoth.«

»Sie haben sich mit ihr getroffen?«

»Sie hat mich angerufen.«

»Wie?«

»Auf einem anderen Handy, das ich Leonid abgenommen habe. Ein Freund und er haben mich gefunden. Die Sache hat nicht ganz so geklappt,

wie ich's mir vorgestellt hatte, aber es hat einen begrenzten Kontakt gegeben.«

»Sie hat gestanden?«

»Mehr oder weniger.«

»Wo ist sie also jetzt?«

»Kann ich nicht genau sagen. Irgendwo östlich der Fifth Avenue, südlich der 59th Street, vermute ich.«

»Weshalb?«

»Sie hat das Four Seasons als Tarnung benutzt. Wozu weit fahren?«

Lee sagte: »In Queens ist ein ausgebrannter Leihwagen gefunden worden. Das Siebzehnte glaubt, dass die vier Kerle damit aus Manhattan geflüchtet sind. Dann haben sie den Wagen mit einem Brandsatz mit Zeitzünder stehen gelassen und sind mit der Hochbahn zum Flughafen weitergefahren.«

Ich nickte erneut. »Lila hat gesagt, dass der Wagen, den sie benutzt haben, nicht mehr existiert.«

»Aber jetzt kommt etwas Merkwürdiges«, sagte

Lee. »Die vier Männer sind nicht nach London, in die Ukraine oder nach Russland zurückgefliegen. Ihr Ziel war Tadschikistan.«

»Das wo liegt?«

»Wissen Sie das nicht?«

»Mit diesen neuen Staaten kenne ich mich nicht aus.«

»Tadschikistan grenzt im Süden Mittelasiens an Afghanistan. Und auch an Pakistan.«

»Nach Pakistan gibt es Direktflüge?«

»Richtig. Also waren diese Kerle Tadschiken oder auch Afghanen. Tadschikistan ist das Land, aus dem man nach Afghanistan gelangt, ohne weiter aufzufallen. Über die Grenze fährt man mit einem Pick-up. Die Straßen sind schlecht, aber nach Kabul ist's nicht allzu weit.«

»Okay.«

»Und noch etwas. Die Heimatschutzbehörde hat ein Suchprogramm. Irgendeine Art Algorithmus. Damit kann sie Gruppen von Leuten durch gleiche Reiserouten und verknüpfte Buchungen aufspüren. Tatsächlich sind diese vier Männer vor einem

Vierteljahr aus Tadschikistan eingereist – gemeinsam mit ein paar anderen Leuten, darunter zwei Frauen mit turkmenischen Pässen. Eine war sechzig, die andere sechsundzwanzig. Sie haben die Einreisekontrolle gemeinsam passiert und sich als Mutter und Tochter ausgegeben. Und die Heimatschützer schwören, dass ihre Pässe echt waren.«

»Okay.«

»Also sind die Hoths keine Ukrainer. Alles, was sie uns erzählt haben, war gelogen.«

Darüber grübelten wir alle zwanzig Sekunden lang schweigend nach. Ich erinnerte mich an all das Zeug, das Lila uns erzählt hatte, und verwarf es Stück für Stück. Als zöge man Dossiers aus einer Schublade und blätterte sie durch und ließe sie in den Papierkorb fallen.

Ich sagte: »Im Four Seasons haben wir ihre Pässe gesehen. Sie haben ukrainisch ausgesehen, finde ich.«

Lee sagte: »Sie waren gefälscht. Sonst wären die beiden damit eingereist.«



Ich sagte: »Lila hat blaue Augen.«

Lee sagte: »Ja, ich weiß.«

»Wo genau liegt Turkmenistan?«

»Es grenzt ebenfalls an Afghanistan. Aber die gemeinsame Grenze ist länger. Vom Persischen Golf aus ist Afghanistan im Uhrzeigersinn vom Iran, Turkmenistan, Usbekistan, Tadschikistan und Pakistan umgeben.«

»Einfacher, als alles noch die Sowjetunion war.«

»Außer man musste dort leben.«

»Sind Turkmenen und Afghanen sich ethnisch ähnlich?«

»Vermutlich. Alle diese Grenzen wurden völlig willkürlich gezogen. Sie basieren auf historischen Zufällen. Entscheidend sind die Stammesgrenzen. Linien auf der Karte haben damit nichts zu tun.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Die New Yorker Polizei weiß mehr über diese Region als das FBI. Das müssen wir. Wir haben dort drüben Leute im Einsatz. Wir besitzen bessere Informationen als sonst jemand.«

»Könnte ein Afghane einen turkmenischen Pass bekommen?«

»Durch Umzug?«

»Indem er um Hilfe bittet und sie erhält.«

»Von einem Sympathisanten?«

Ich nickte. »Vielleicht unter der Hand.«

»Wieso fragen Sie das?«

»Manche Afghanen haben leuchtend blaue Augen. Vor allem Frauen. Irgendein genetischer Zufall, der sich weitervererbt.«

»Sie glauben, dass die Hoths aus Afghanistan sind?«

»Sie haben verdammt viel über den Krieg gegen die Russen gewusst. Ein bisschen ausgeschmückt, aber im Prinzip alles richtig.«

»Vielleicht haben sie Bücher darüber gelesen.«

»Nein, sie haben die Empfindungen richtig beschrieben. Und die Atmosphäre. Wie die Sache mit den alten Soldatenmänteln. Solche Einzelheiten weiß nicht jeder. Das sind Insiderinformationen. Nach außen hin hat die Rote Armee behauptet, erstklassig ausgerüstet zu sein – aus

offensichtlichen Gründen. Unsere Propaganda hat ihnen das bestätigt – aus ebenso offensichtlichen Gründen. Aber es entsprach nicht der Wahrheit. Der sowjetische Militärkoloss hat auf tönernen Füßen gestanden. Vieles von dem, was die Hoths erzählt haben, klang wie Informationen aus erster Hand.«

»Und?«

»Vielleicht hat Swetlana wirklich dort gekämpft. Aber auf der anderen Seite.«

Lee hob die Augenbrauen. »Sie glauben, dass die Hoths afghanische Stammesangehörige sind?«

»Hat Swetlana dort gekämpft, aber nicht auf sowjetischer Seite, müssen sie das sein.«

Lee überlegte nochmals. »Dann hätte Swetlana die ganze Story aus dem Blickwinkel der anderen Seite erzählt. Alles spiegelverkehrt. Auch die Gräueltaten.«

»Ja«, sagte ich. »Sie hat sie nicht erlitten. Sie hat sie verübt.«

Wir schwiegen wieder eine halbe Minute. Ich beobachtete dabei weiter unsere Umgebung.

*Hinsehen statt sehen, zuhören statt hören. Je mehr man sich engagiert, desto länger lebt man.* Aber mir fiel nichts Verdächtiges auf. Leute kamen und gingen, Leute ließen ihre Hunde auf der Freifläche laufen, an einem Hamburgerstand bildete sich eine kleine Schlange. Zu jeder Tages- und Nachtzeit ist für irgendjemanden Mittag. Das hängt davon ab, wann der Tag beginnt. Lee ging ihre Notizen durch. Jacob Mark starrte zu Boden, aber sein Blick schien auf etwas weit unter der Oberfläche gerichtet zu sein. Schließlich beugte er sich nach vorn, drehte den Kopf zur Seite und sah mich an. Ich dachte: *Jetzt kommt's.* Die große Frage. Die unerwartete Bodenwelle.

Er fragte: »Hat Lila Hoth bei ihrem Anruf auch Peter erwähnt?«

Ich nickte. »Sie hat ihn in der Bar abgeschleppt.«

»Wieso hat sie dafür vier Stunden aufgewendet?«

»Regeln der Kunst. Und aus Spaß und Finesse. Weil sie's konnte.«

»Wo ist er jetzt?«

»Sie hat gemeint, er sei hier in der Stadt.«

»Alles in Ordnung mit ihm?«

»Das wollte sie nicht sagen.«

»Glauben Sie, dass mit ihm alles in Ordnung ist?«

Ich gab keine Antwort.

Er sagte: »Sprechen Sie mit mir, Reacher.«

Ich sagte: »Nein.«

»Nein, Sie wollen nicht mit mir reden?«

»Nein, ich glaube nicht, dass mit ihm alles in Ordnung ist.«

»Aber möglich wär's doch.«

»Vielleicht habe ich unrecht.«

»Was hat sie Ihnen erzählt?«

»Ich habe erklärt, dass ich keine Angst vor ihr habe, und sie hat gemeint, das habe Peter Molina auch gesagt. Ich habe gefragt, ob mit ihm alles in Ordnung sei, und sie hat mich aufgefordert zu kommen und selbst nach ihm zu sehen.«

»Also fehlt ihm vielleicht nichts.«

»Möglich ist alles. Aber ich finde, Sie sollten

realistisch denken.«

»In welcher Beziehung? Weshalb sollten zwei Afghaninnen Peter etwas antun wollen?«

»Um an Susan heranzukommen, versteht sich.«

»Wozu? Das Pentagon hat doch den Auftrag, Afghanistan zu helfen.«

Ich antwortete: »Hat Swetlana als Stammesangehörige gekämpft, war sie eine der Mudschaheddin. Und nach dem Abzug der Russen sind die Mudschaheddin nicht friedlich zu ihren Ziegenherden zurückgekehrt. Sie haben einfach weitergemacht. Einige von ihnen sind die Taliban geworden, und der Rest hat sich der al-Qaida angeschlossen.«

Jacob Mark sagte: »Ich muss wegen Peter zu den Cops gehen.« Er war schon halb aufgestanden, bevor ich mich über Theresa Lee lehnte und ihm eine Hand auf den Arm legte.

»Denken Sie erst mal nach«, sagte ich.

»Was gibt's da zu überlegen? Mein Neffe ist entführt worden. Er wird als Geisel festgehalten. Das hat die Frau zugegeben.«

»Überlegen Sie, was die Cops tun werden. Sie rufen sofort die Feds an. Die Feds sperren Sie wieder ein und kümmern sich vorläufig nicht um Peter, weil sie Wichtigeres zu tun haben.«

»Ich muss es versuchen.«

»Peter ist tot, Jake. Tut mir leid, aber damit müssen Sie sich abfinden.«

»Es gibt noch eine Chance.«

»Dann finden Sie ihn am schnellsten, indem Sie Lila aufspüren. Und das können wir besser als

diese Feds.«

»Glauben Sie?«

»Sehen Sie sich doch an, was die bisher zustande gebracht haben. Sie haben Lila einmal verpasst und uns dann ausbrechen lassen.«

»Wie, zum Teufel, sollen wir sie finden?«

Ich sah Theresa Lee an. »Haben Sie mit Sansom telefoniert?«

Sie zuckte mit den Schultern, als hätte sie gute, zugleich aber auch schlechte Nachrichten. »Ich habe kurz mit ihm gesprochen. Er hat gesagt, er würde vielleicht selbst herkommen. Er würde anrufen, um das Wo und Wann zu koordinieren. Ich habe gesagt, das sei nicht möglich, weil mein Handy meistens abgeschaltet sei. Also hat er vorgeschlagen, stattdessen Docherty anrufen zu wollen, und ich sollte mit Docherty telefonieren, um seine Nachricht zu erhalten. Das habe ich getan, aber Docherty hat sich nicht gemeldet. Darauf habe ich im Revier angerufen. Der Dispatcher hat gesagt, Docherty sei nicht erreichbar.«

»Was bedeutet das?«



»Dass er gerade verhaftet worden ist, denke ich.«

Damit änderte sich alles. Das war mir klar, noch bevor Lee dazu kam, es mir zu erklären. Sie übergab mir ihre zusammengefalteten Notizen. Ich griff danach, als übernehme ich bei einem Staffellauf den Stab. Ich sollte möglichst schnell weiterlaufen. Sie bog von der Bahn ab, schied aus dem Rennen aus. Sie sagte: »Das verstehen Sie, nicht wahr? Ich muss mich jetzt stellen. Er ist mein Partner. Ich darf ihn in diesem Wahnsinn nicht allein lassen.«

Ich sagte: »Sie haben angenommen, er würde Sie sofort im Stich lassen.«

»Aber er hat's nicht getan. Und ich habe ohnehin eigene Grundsätze.«

»Damit erreichen Sie nichts.«

»Vielleicht nicht. Aber ich lasse meinen Partner nicht hängen.«

»Sie gehen bloß freiwillig vom Platz. Aus einer Zelle heraus können Sie niemandem helfen.

Draußen ist immer besser als drinnen.«

»Für Sie ist das anders. Sie können morgen weiterziehen. Ich kann das nicht. Ich lebe hier.«

»Was ist mit Sansom? Ich muss wissen, wann er wohin kommen will.«

»Diese Informationen habe ich nicht. Und vor Sansom sollten Sie sich ohnehin in Acht nehmen. Am Telefon hat er irgendwie komisch geklungen. Ich wusste nicht, ob er echt wütend oder echt besorgt war. Schwer zu sagen, auf welche Seite er sich schlagen wird, wenn er endlich doch nach New York kommt.«

Dann gab sie mir Leonids erstes Handy und das Notfall-Ladegerät. Sie legte mir eine Hand auf den Arm und drückte ihn kurz. Ein Universalersatz für eine Umarmung und ein gemurmertes *Alles Gute!* Und gleich darauf zerbrach unser zeitweiliger Dreierbund ganz. Mark war auf den Beinen, noch bevor Lee aufzustehen begann. Er sagte: »Das bin ich Peter schuldig. Okay, vielleicht sperren sie mich wieder ein, aber dann fahnden sie wenigstens nach ihm.«

»*Wir* könnten ihn suchen«, sagte ich.

»Wir haben keine Ressourcen.«

Ich sah beide an und fragte: »Sind Sie sich Ihrer Sache wirklich sicher?«

Das waren sie. Sie verließen den Park, blieben auf dem Gehsteig der Fifth Avenue stehen und streckten auf der Suche nach einem Streifenwagen die Köpfe vor, wie es Leute tun, die Ausschau nach einem Taxi halten. Ich blieb noch eine Minute allein sitzen, dann stand ich auf und ging in Gegenrichtung davon.

Nächster Halt: irgendwo östlich der Fifth Avenue und südlich der 59th Street.

Der Madison Square Park liegt am Südennde der Madison Avenue, wo sie an der 23rd Street beginnt. Die schnurgerade Madison Avenue erstreckt sich über hundertfünfzehn Blocks bis zur Madison Avenue Bridge, die in die Bronx hinüberführt. So kann man zum Yankee-Stadion fahren, obwohl andere Routen besser sind. Ich hatte vor, ungefähr ein Drittel ihrer Länge bis zur 59th Street abzusuchen – etwas nordwestlich von der Ecke Third Avenue und 56th Street, an der Lila Hoth sich laut eigener Aussage nicht befand.

Dort konnte ich ebenso gut anfangen wie anderswo.

Ich nahm einen Bus, der ein langsames, schwerfälliges Vehikel war, in das ein verzweifelter Gejagter intuitiv nie gestiegen wäre, was es zu einer idealen Tarnung für mich machte. Der Verkehr war dicht, und wir kamen an vielen

Cops zu Fuß und in Streifenwagen vorbei. Ich sah durchs Fenster zu ihnen hinaus. Kein Einziger erwiderte meinen Blick. Ein Mann in einem Bus ist nahezu unsichtbar.

Ich hörte auf, unsichtbar zu sein, als ich in der 59th Street ausstieg. Ein Geschäft neben dem anderen, daher massenhaft Touristen, deshalb an jeder Straßenecke paarweise Polizisten. Ich folgte einer Querstraße zur Fifth Avenue hinüber, wo am Rand des Central Parks Straßenhändler ihre Ware feilboten, und kaufte mir ein schwarzes T-Shirt mit dem Aufdruck *New York City*, eine gefälschte Ray-Ban-Sonnenbrille und eine schwarze Baseballkappe mit einem roten Apfel über dem Schirm. Ich wechselte mein Hemd auf der Toilette einer Hotelhalle und kehrte leicht verändert auf die Madison Avenue zurück. Seit irgendein Cop mit seinem Wachleiter gesprochen hatte, waren vier Stunden vergangen. Und in vier Stunden vergessen die Leute viel. Ich rechnete mir aus, dass *groß* und *Khakihemd* die einzigen Begriffe sein würden, an die sich noch jemand erinnerte. An meiner Größe

war nichts zu ändern, aber ich konnte hoffen, in einem schwarzen T-Shirt unbeachtet zu bleiben. Außerdem ließen der Aufdruck, die Sonnenbrille und die Kappe mich wie einen richtigen Idioten von auswärts erscheinen.

Was ich im Prinzip auch war. Eigentlich hatte ich keine Ahnung, was ich hier machte. Einen Versteckten aufzuspüren ist immer schwierig. In einer dicht besiedelten Millionenstadt nahezu unmöglich. Ich suchte fast willkürlich Straßenblocks ab, folgte einer geografischen Vermutung, die unter Umständen von Anfang an falsch gewesen war, und versuchte Gründe zu finden, die sie weiter präzisieren würden. *Das Hotel Four Seasons. Nicht benachbart, aber in bequemer Nähe.* Was bedeutete das? Eine zweiminütige Autofahrt? Fünf Minuten zu Fuß? In welche Richtung? Nicht nach Süden, schätzte ich. Nicht über die 57th Street, die eine Hauptverkehrsader ist. Zwei Richtungen, sechs Fahrspuren. Tag und Nacht belebt. In der Mikrogeografie Manhattans glich die 57th Street

dem Mississippi. Ein Hindernis. Eine Grenze. Einladender war der Weg nach Norden, wo stillere, dunklere Straßenblocks lagen.

Ich beobachtete den Verkehr und sagte mir: keine zweiminütige Autofahrt. Mit dem Auto zu fahren bedeutete mangelhafte Kontrolle, eingeschränkte Flexibilität und Staus, Einbahnstraßen und Schwierigkeiten bei der Parkplatzsuche sowie potenziell einprägsame Fahrzeuge, die in Halteverbotten warteten, weiter Kennzeichen, die abgefragt und überprüft werden konnten.

In der Großstadt war man zu Fuß besser dran als mit dem Auto.

Ich nahm die 58th Street und ging zum Hintereingang des Hotels. Er war ebenso prächtig wie der vordere Eingang. Es gab Sandstein und Messing, wehende Fahnen und Pagen in Livree und Portiers mit Zylinder. Am Randstein warteten in langer Reihe Luxuslimousinen der Marken Lincoln, Mercedes, Maybach, Rolls-Royce. Fahrzeuge für weit über eine Million Dollar auf knapp dreißig

Metern zusammengedrängt. Hier gab es auch eine Ladebucht mit einem grauen Rollltor, das im Augenblick geschlossen war.

Ich blieb mit dem Rücken zum Hotelausgang neben einem Pagen stehen. Wohin würde ich von hier aus gehen? Auf der anderen Straßenseite gab es nur eine fast geschlossene Reihe von hohen Gebäuden. Überwiegend Apartmenthäuser, deren Erdgeschosse an prestigeträchtige Galerien und Boutiquen vermietet waren. Ich zwängte mich zwischen zwei verchromten Stoßstangen hindurch, überquerte die Straße und gab vor, die in einer Galerie ausgestellten Gemälde zu betrachten. Dann drehte ich mich um und nahm die Szene von der anderen Straßenseite aus in Augenschein.

Links neben dem Hotel, wo es zur Park Avenue ging, gab es nicht viel Interessantes zu sehen.

Dann blickte ich nach rechts den zur Madison Avenue führenden Block entlang und kam auf eine neue Idee.

Das Hotel selbst war ein Neubau, der sehr viel Geld gekostet hatte. Die benachbarten Gebäude



machten einen gediegenen und soliden Eindruck, manche waren alt, manche ziemlich neu. Doch am Westrand dieses Blocks ragten drei verfallende Altbauten auf. Schmalbrüstige Klinkerbauten, nur zwei Fenster breit, vier Stockwerke hoch, verwittert, abbröckelnd, auffällig, ziemlich heruntergekommen. Schmutzige Fenster, durchhängende Sturze, rostige Blechdächer, Unkraut auf den Sims und alte Feuertreppen, die im Zickzack aus den oberen Stockwerken nach unten führten. Die drei Gebäude sahen wie drei faulige Zähne in einem strahlenden Lächeln aus. Das Erdgeschoss des ersten war an ein längst geschlossenes Restaurant vermietet gewesen. Im mittleren Gebäude hielt sich noch ein Geschäft für Haushaltswaren. Der Laden in dem dritten war schon so lange aufgegeben, dass ich die Branche nicht mehr feststellen konnte. Seitlich neben den Schaufenstern hatte jedes Gebäude eine unauffällige schmale Haustür. Neben zwei dieser Türen waren Klingelbretter angebracht, die mehrere Apartments bedeuteten. Die Haustür

neben dem alten Restaurant wies nur eine Klingel auf, was auf einen einzelnen Mieter für alle vier Etagen schließen ließ.

Lila Hoth war keine ukrainische Milliardärin aus London. Das war eine Lüge gewesen. Also hatte sie unabhängig davon, was sie wirklich war, nur ein bestimmtes Budget zur Verfügung. Sicher großzügig, damit sie sich bei Bedarf im Four Seasons einmieten konnte, aber vermutlich nicht unbegrenzt. Und Stadthäuser in Manhattan kosten mindestens zwanzig Millionen Dollar, wenn man eines erwerben will. Oder Zehntausende von Dollar Monatsmiete.

Ungestört lebte man viel billiger in gemischt genutzten baufälligen Altbauten wie diesen hier. Und vielleicht boten sie weitere Vorteile. Keine Portiers, weniger neugierige Blicke. Möglicherweise die Annahme, dass Betriebe wie Restaurants und Haushaltswarengeschäfte zu allen Tages- und Nachtzeiten beliefert wurden. Vielleicht konnte dort ein dauerndes Kommen und Gehen herrschen, ohne besonderes Aufsehen zu

erregen.

Ich ging die Straße entlang, machte gegenüber den drei Altbauten halt und starrte zu ihnen hinauf. Auf dem Gehsteig drängte sich ein ständiger Menschenstrom an mir vorbei. Ich trat in den Rinnstein, um Platz zu machen. An der Ecke Madison Avenue und 57th Street standen zwei Cops. Fünfzig Meter diagonal entfernt. Sie sahen nicht zu mir herüber. Ich betrachtete wieder die Gebäude und ging meine Annahmen nochmals durch. Die Station 59th Street und Lexington Avenue des 6-Trains befand sich in der Nähe. Das Four Seasons befand sich in der Nähe. Die Ecke Third Avenue und 59th Street war nicht in der Nähe. *Aber das ist nicht in meiner Nähe!* Anonymität war garantiert. Die Kosten hielten sich im Rahmen. Fünfmal die Höchstpunktzahl. Perfekt. Ich rechnete mir also aus, dass ich vielleicht ein Gebäude suchte, das Ähnlichkeit mit einem der drei Altbauten direkt gegenüber hatte und in einem fächerförmigen Fünfminutenradius östlich oder westlich des Hinterausgangs des Hotels lag. Nicht

nördlich, sonst hätte Susan Mark in der Innenstadt geparkt und es darauf angelegt, an der 69th Street auszusteigen. Nicht südlich, weil dort die 57th Street eine psychologische Barriere darstellte. Und nicht in einem ganz anderen Stadtteil, weil sie das Four Seasons als Tarnung benutzt hatten. Anderswo hätten sie ein anderes Hotel benutzt. Schließlich gibt es in New York City keinen Mangel an beeindruckenden Etablissements.

Perfekte Logik. Vielleicht zu makellos. Jedenfalls einengend. Blieb ich nämlich bei der Annahme, Susan Mark wäre an der 59th Street ausgestiegen, und die 57th Street stelle eine psychologische Barriere nach Süden dar, musste die gesamte Action hier auf der 58th Street stattfinden. Und die Blocks der Querstraßen in Manhattan sind zu Fuß etwa fünf Minuten lang. Daher würde ein Fünfminutenradius vom Hinterausgang nach links oder rechts entweder ziemlich genau dorthin führen, wo ich jetzt herumlungerte, oder in östlicher Richtung zwischen Park Avenue und Lexington Avenue enden. Und

gemischt genutzte verfallende Altbauten waren in diesem Viertel selten. Big Money hatte sie längst aufgekauft, abgerissen und durch Neubauten ersetzt. Es konnte durchaus sein, dass ich vor den einzigen noch verbliebenen im ganzen Postleitzahlenbezirk stand.

Daher war es durchaus möglich, dass ich Lila Hoths Versteck vor mir hatte.

Durchaus möglich, aber höchst unwahrscheinlich. Ich gebe zu, dass es glückliche Zufälle gibt, doch ich bin nicht verrückt.

Aber ich glaube auch an Logik, vermutlich mehr als der Durchschnittsbürger, und Logik hatte mich an diesen Ort geführt. Ich ließ mir alles nochmals durch den Kopf gehen, was damit endete, dass ich mir selbst glaubte.

Wegen eines zusätzlichen Faktors.

Der bewies, dass die gleiche Logik noch jemanden hergeführt hatte.

Springfield trat neben mir in den Rinnstein und fragte: »Glauben Sie?«

Springfield trug denselben Anzug, in dem ich ihn schon einmal gesehen hatte. Dünne graue Schurwolle, seidig gewebt und leicht glänzend. Der Anzug war verknittert, als hätte er darin geschlafen.

Er fragte: »Sie glauben, dass dies das Versteck ist?«

Ich gab keine Antwort, weil ich zu sehr damit beschäftigt war, meine Umgebung zu kontrollieren. Mein Blick glitt über Hunderte von Menschen und Dutzende von Autos hinweg. Aber ich sah nichts Besorgniserregendes. Springfield war allein.

Ich drehte mich wieder um.

Springfield wiederholte seine Frage: »Sie glauben, dass dies das Versteck ist?«

Ich fragte: »Wo ist Sansom?«

»Der ist zu Hause geblieben.«

»Warum?«

»Weil solche Dinge schwierig sind und ich besser bin als er.«

Ich nickte. Für Unteroffiziere war es eine Glaubenssache, dass sie besser waren als ihre Offiziere. Und sie hatten im Allgemeinen recht. Mit meinen war ich jedenfalls sehr zufrieden gewesen. Sie hatten viel gute Arbeit für mich geleistet.

Ich fragte ihn: »Wie sieht der Deal also aus?«

»Welcher Deal?«

»Zwischen uns beiden.«

»Es gibt keinen Deal«, sagte er. »Noch nicht.«

»Aber es wird einen geben?«

»Wir sollten vielleicht miteinander reden.«

»Wo?«

»Wo Sie wollen«, antwortete er. Was ein gutes Zeichen war. Es bedeutete, dass jeder Hinterhalt, in den ich vielleicht geraten würde, improvisiert und daher nicht hundertprozentig optimal sein würde. Vielleicht so ineffizient, dass man ihn überleben konnte.

Ich fragte ihn: »Wie gut kennen Sie sich hier aus?«

»Ich komme zurecht.«

»Biegen Sie zweimal links ab, und gehen Sie zur Nummer 57 in der East 57th Street. Ich komme in zehn Minuten nach. Wir treffen uns drinnen.«

»Was für eine Adresse ist das?«

»Drinne gibt's Kaffee.«

»Okay«, sagte er. Nach einem letzten Blick zu dem Gebäude mit dem alten Restaurant im Erdgeschoss schlängelte er sich diagonal durch den Verkehr über die Straße und bog an der Madison Avenue links ab. Ich ging in die entgegengesetzte Richtung, aber nur bis zum Hintereingang des Four Seasons. Er lag in der 58th Street, aber weil das Hotel den ganzen Block einnahm, befand sein Vordereingang sich in der 57th Street. Genau gesagt in der Nummer 57 der East 57th Street. Ich würde etwa vier Minuten vor Springfield da sein und wissen, ob er eine Crew mitgebracht hatte. Ich würde sehen, ob jemand vor ihm, mit ihm oder nach ihm hereinkam. Ich betrat die Hotelhalle durch den Hintereingang, nahm Kappe und Sonnenbrille ab, stellte mich in eine



ruhige Ecke und wartete.

Springfield kam allein und genau pünktlich, nämlich vier Minuten später. Keine Zeit für eine hastige Umgruppierung draußen auf der Straße. Keine Zeit für Gespräche. Wahrscheinlich nicht mal Zeit für ein Handygespräch. Die meisten Leute gehen unwillkürlich langsamer, wenn sie wählen und reden.

In der Nähe des Eingangs stand ein Mann im Cut. Schwarzer Schwalbenschwanz, gestreifte Hose, silbergraues Plastron. Kein Portier, sondern eine Art Grüßonkel, obwohl er bestimmt einen viel großartigeren Titel trug. Er wollte auf Springfield zutreten, aber als der ihn kühl musterte, wich der Mann zurück, als hätte er eine Ohrfeige bekommen. Springfield besaß diese Art Gesicht.

Er blieb kurz stehen, um sich zu orientieren, und ging dann in den Teesalon, in dem ich mich mit den Hoths getroffen hatte. Ich blieb in meiner Ecke und beobachtete den Eingang. Springfield bekam keine Verstärkung. Draußen fuhren keine neutralen Limousinen vor. Ich wartete zehn Minuten, dann

gab ich für alle Fälle zwei Minuten dazu. Nichts passierte. Nur das gewöhnliche Hin- und Herfluten in einem hochklassigen Cityhotel. Reiche Leute kamen, reiche Leute gingen. Arme Leute huschten umher und bedienten sie.

Ich betrat den Teesalon. Springfield saß in dem Sessel, den Lila Hoth benutzt hatte. Derselbe würdevolle alte Ober hatte Dienst. Er kam an unseren Tisch. Springfield wollte Mineralwasser. Ich bestellte Kaffee. Der Ober nickte kaum merklich und ging wieder.

Springfield sagte: »Sie haben sich hier zweimal mit den Hoths getroffen.«

Ich sagte: »Einmal an genau diesem Tisch.«

»Was theoretisch ein Problem ist. Jeglicher Umgang mit ihnen könnte als Straftat gewertet werden.«

»Weshalb?«

»So steht's im Patriot Act.«

»Wer sind die Hoths genau?«

»Auch Ihre Flucht über die U-Bahngleise war eine Straftat. Dafür könnten Sie theoretisch fünf

Jahre Staatsknast kriegen. Habe ich mir sagen lassen.«

»Außerdem habe ich vier Federal Agents mit Betäubungspfeilen flachgelegt.«

»Um die schert sich niemand.«

»Wer sind die Hoths?«

»Ich darf keine Auskünfte geben.«

»Wozu sind Sie dann hier?«

»Helfen Sie uns, helfen wir Ihnen.«

»Wie können Sie mir helfen?«

»Wir können alle Ihre Straftaten verschwinden lassen.«

»Und wie kann ich Ihnen helfen?«

»Sie können uns helfen, etwas Verlorengesangenes wiederzufinden.«

»Den USB-Stick?«

Springfield nickte. Der Ober kam mit seinem Tablett. Mineralwasser und Kaffee. Er arrangierte alles sorgfältig auf dem Tisch, dann entfernte er sich rückwärtsgehend.

Ich sagte: »Ich weiß nicht, wo der USB-Stick ist.«

»Das glaube ich Ihnen. Aber Sie sind näher an Susan Mark herangekommen als jeder andere. Sie hat das Pentagon damit verlassen, und er ist weder in ihrem Haus noch in ihrem Wagen noch an einem der Orte, an denen sie war. Deshalb hoffen wir, dass Sie etwas gesehen haben. Vielleicht irgendetwas, das Ihnen nichts bedeutet hat, während es für uns wertvoll wäre.«

»Ich habe gesehen, wie sie sich erschossen hat. Das war ungefähr alles.«

»Es muss mehr gegeben haben.«

»Ihr Stabschef saß mit in der U-Bahn. Was hat *er* gesehen?«

»Nichts.«

»Was ist auf dem USB-Stick?«

»Ich darf keine Auskünfte geben.«

»Dann kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Wozu müssen Sie das wissen?«

Ich sagte: »Ich möchte wenigstens ungefähr erfahren, in welche Art Scheiße ich demnächst geraten werde.«

»Dann sollten Sie sich eine Frage stellen.«

»Welche Frage?«

»Die eine, die Sie sich noch nicht gestellt haben, und die eine, die Sie sich gleich zu Anfang hätten stellen sollen. Die entscheidende Frage, Sie Blödmann.«

»Was läuft hier? Ein Wettbewerb? Unteroffiziere gegen Offiziere?«

»Diese Schlacht ist längst geschlagen.«

Also spulte ich den Film bis zum Anfang zurück und hielt Ausschau nach der Frage, die ich nie gestellt hatte. Angefangen hatte alles im 6 Train und mit Fahrgast Nummer vier auf der rechten Wagenseite, allein auf einer Achterbank, weiß, Anfang vierzig, unscheinbar, schwarzes Haar, schwarze Kleidung, schwarze Kuriertasche. Susan Mark: Amerikanerin, geschieden, Mutter, Schwester, Adoptivkind, wohnhaft in Annandale, Virginia.

Susan Mark Zivilangestellte im Pentagon.

Ich fragte: »Welchen Job hatte sie genau?«

Springfield trank einen großen Schluck Wasser, dann lächelte er flüchtig und sagte: »Langsam, aber Sie sind zuletzt doch draufgekommen.«

»Welchen Job hatte sie also?«

»Als Systemadministratorin war sie für Informationstechnologie in bestimmtem Umfang zuständig.«

»Ich weiß nicht, was das bedeutet.«

»Es bedeutet, dass sie eine Menge Passwörter für die Computer kannte.«

»Welche Computer?«

»Nicht die wichtigen. Sie konnte keine Raketen starten oder dergleichen. Aber sie hatte natürlich Zugang zu allen HRC-Unterlagen. Und zu einigen Archiven.«

»Aber nicht zu dem Delta-Archiv, stimmt's? Das befindet sich in North Carolina. In Fort Bragg. Nicht im Pentagon.«

»Computer bilden Netzwerke. Heutzutage ist alles überall und nirgends.«

»Und sie hatte Zugang?«

»Menschliches Versagen.«

»Was?«

»Es hat ein gewisses Ausmaß an menschlichem Versagen gegeben.«

»Ein gewisses Ausmaß?«

»Es gibt jede Menge Systemadministratoren. Alle haben die gleichen Probleme. Also helfen sie sich gegenseitig aus. Sie haben ihren eigenen Chatraum, ihr eigenes Schwarzes Brett. Offenbar hat ein defekter Code existiert, der individuelle Passwörter weniger undurchsichtig gemacht hat, als sie hätten sein sollen. Also hat es einige Lecks gegeben. Wir glauben, dass tatsächlich alle die Sicherheitslücke gekannt haben, aber sie war ihnen nur recht. So konnte jeder jedem ohne großen Aufwand helfen. Selbst wenn der Code korrekt gewesen wäre, hätten sie ihn vermutlich nicht gemeldet.«

Ich erinnerte mich, wie Jacob Mark gesagt hatte:

*Sie hatte gute Computerkenntnisse.*

Ich fragte: »Sie hatte also Zugang zu dem Delta-Archiv?«

Springfield nickte.

Ich sagte: »Aber Sansom und Sie sind fünf Jahre vor mir ausgeschieden. Damals war noch nichts computerisiert. Erst recht nicht die Archive.«

»Die Zeiten ändern sich«, sagte Springfield. »Die Army, wie wir sie kennen, ist ungefähr neunzig Jahre alt. In diesen neunzig Jahren hat sich aller möglicher Scheiß angesammelt. Rostige alte Waffen, die irgendjemand's Großvater als Souvenir heimgebracht hat, erbeutete Flaggen und Uniformen, die allmählich verschimmeln, Unmengen von solchem Zeug. Außerdem Tausende und Abertausende Tonnen Papier. Vielleicht Millionen Tonnen. Das bedeutet praktische Probleme. Brandgefahr, Mäuse, Lagerkosten.«

»Also?«

»Also läuft seit zehn Jahren eine große Aufräumaktion. Die Hardware wird ins Museum geschickt oder verschrottet, die Dokumente werden



gescannt und elektronisch gespeichert.«

Ich nickte. »Und Susan Mark hat sich Zugang dazu verschafft und eines kopiert.«

»Mehr als nur kopiert«, sagte Springfield. »Sie hat eines heruntergeladen, auf einem externen Medium gespeichert und anschließend das Original gelöscht.«

»Das externe Speichermedium war der USB-Stick?«

Springfield nickte. »Und wir wissen nicht, wo er ist.«

»Weshalb sie?«

»Weil sie die nötigen Voraussetzungen erfüllt hat. Der betreffende Sektor des Archivs ist durch die Ordensverleihung aufgespürt worden. Das HRC führt die Unterlagen darüber. Wie Sie gesagt haben. Mark war die Systemadministratorin. Und sie war wegen ihres Sohns verwundbar.«

»Wieso hat sie das Original gelöscht?«

»Das weiß ich nicht.«

»Das muss ihr Risiko erhöht haben.«

»Gewaltig.«

»Was für ein Dokument war das?«

»Ich darf keine Auskünfte geben.«

»Wann ist es aus dem Archiv geholt und eingescannt worden?«

»Vor etwas über einem Vierteljahr. Diese Sache ist ein langwieriger Prozess. Obwohl das Programm seit zehn Jahren läuft, sind sie erst bei den frühen achtziger Jahren angelangt.«

»Wer macht die Arbeit?«

»Dafür gibt's ein Team aus Spezialisten.«

»Mit einer undichten Stelle. Die Hoths sind praktisch unmittelbar danach hier aufgekreuzt.«

»Offensichtlich.«

»Wissen Sie, wer das war?«

»Die Fahndung läuft noch.«

»Was für ein Dokument war das?«

»Ich darf keine Auskünfte geben.«

»Aber es war ein umfangreiches Dossier.«

»Umfangreich genug.«

»Und die Hoths wollen es.«

»Das ist klar, denke ich.«

»Wozu wollen Sie es?«

»Ich darf keine Auskünfte geben.«

»Das sagen Sie oft.«

»Ich meine es oft.«

»Wer sind die Hoths?«

Er grinste und machte eine kreisende Handbewegung, die eine Wiederholung andeutete. *Ich darf keine Auskünfte geben.* Eine großartige Ausrede für Unteroffiziere. Nur fünf Wörter, von denen das zweite vermutlich das wichtigste war.

Ich sagte: »Sie könnten mir Fragen stellen. Ich könnte Vermutungen anstellen. Sie könnten sie kommentieren.«

Er fragte: »Wer sind die Hoths Ihrer Meinung nach?«

»Ich halte sie für gebürtige Afghaninnen.«

Er sagte: »Weiter.«

»Das ist kein sehr aufschlussreicher Kommentar.«

»Weiter.«

»Vermutlich Sympathisantinnen, Agentinnen oder Handlangerinnen der Taliban oder der al-Qaida.«

Keine Reaktion.

»Al-Qaida«, sagte ich. »Die Taliban sind im Allgemeinen sesshafter.«

»Weiter.«

»Agentinnen«, sagte ich.

Keine Reaktion.

»Anführerinnen?«

»Weiter.«

»Bei der al-Qaida gibt es Frauen in Führungspositionen?«

»Wenn sie das Zeug dazu haben.«

»Das klingt nicht sehr plausibel.«

»Genau das sollen wir glauben. Wir sollen nach Männern fahnden, die nicht existieren.«

Ich schwieg.

»Weiter«, sagte er.

»Okay, die Frau, die sich Swetlana nennt, hat in den Reihen der Mudschaheddin gekämpft und gewusst, dass Sie das VAL von Grigorij Hoth erbeutet haben. Die beiden haben Hoths Namen und seine Geschichte dazu benutzt, hierzulande Mitgefühl zu erwecken.«

»Weil?«

»Weil die al-Qaida jetzt schriftliche Beweise dafür will, was ihr Kerle in jener Nacht außerdem getan habt.«

»Weiter.«

»Wofür Sansom einen hohen Orden bekommen hat. Also muss es damals, vor langer, langer Zeit, ziemlich gut ausgesehen haben. Aber jetzt machen Sie sich Sorgen, es könnte bekannt werden. Daraus schließe ich, dass es heute nicht mehr so gut aussehen würde.«

»Weiter.«

»Sansom leidet darunter, aber auch die Regierung hat die Hosen voll. Also geht's hier um ein persönliches und politisches Problem.«

»Weiter.«

»Haben Sie sich in jener Nacht auch einen Orden verdient?«

»Die Superior Service Medal.«

»Die direkt vom Verteidigungsminister verliehen wird.«

Springfield nickte. »Ein nettes kleines Spielzeug

für einen einfachen Sergeanten.«

»Also war das Unternehmen mehr politisch als militärisch.«

»Natürlich. Wir haben damals offiziell gegen niemanden Krieg geführt.«

»Sie wissen, dass die Hoths vier Männer und vermutlich auch Susan Marks Sohn ermordet haben, stimmt's?«

»Wir wissen es nicht, vermuten es aber.«

»Warum haben Sie sie dann nicht verhaftet?«

»Ich bin für die Sicherheit eines Abgeordneten zuständig. Ich kann niemanden verhaften.«

»Diese Feds könnten es.«

»Diese Feds arbeiten mit undurchsichtigen Methoden. Anscheinend halten sie die Hoths für feindliche Kombattanten erster Güte, die äußerst gefährlich sind und höchst wichtige Ziele darstellen, aber im Augenblick nicht aktiv sind.«

»Und das bedeutet?«

»Das bedeutet, dass es im Augenblick vorteilhafter ist, sie an Ort und Stelle zu belassen.«

»Was in Wirklichkeit heißt, dass sie die Hoths

nicht finden können.«

»Natürlich.«

»Sind Sie damit zufrieden?«

»Die beiden haben den USB-Stick nicht, sonst würden sie ihn nicht weiter suchen. Deshalb ist mir eigentlich egal, wo sie sind.«

»Ich denke, Sie sollten sich dafür interessieren«, sagte ich.

»Glauben Sie, dass das ihr Versteck ist? Wo Sie gestanden haben?«

»In diesem Block oder dem nächsten.«

»Eher in diesem«, sagte er. »Die Feds haben ihre Hotelsuite durchsucht, als die beiden ausgegangen waren.«

»Lila hat's mir erzählt.«

»Sie hatten Tragetaschen. Wie Schaufensterdekorationen. Um die Suite authentisch wirken zu lassen.«

»Ich habe sie gesehen.«

»Zwei von Bergdorf Goodman, zwei von Tiffany. Diese Geschäfte liegen dicht beieinander, sind beide ungefähr einen Block von diesen

Altbauten entfernt. Läge ihr Stützpunkt in dem Block östlich der Park Avenue, wären sie stattdessen zu Bloomingdales gegangen. Weil sie nicht wirklich eingekauft haben. Sie wollten nur ein paar Accessoires, um die Leute zu täuschen.«

»Gutes Argument«, sagte ich.

»Suchen Sie lieber nicht weiter nach den Hoths«, erklärte Springfield.

»Machen Sie sich jetzt Sorgen um mich?«

»Sie könnten in zweierlei Hinsicht verlieren. Die beiden werden wie wir vermuten, dass Sie ahnen, wo der USB-Stick hingekommen ist, auch wenn Sie ihn nicht selbst haben. Und ihre Befragungsmethoden dürften um einiges brutaler sein als unsere.«

»Und?«

»Die beiden könnten Ihnen erzählen, was tatsächlich darauf gespeichert ist. In diesem Fall wären Sie aus unserer Sicht ein Risiko, das ausgeschaltet werden müsste.«

»Wie schlimm ist das Ganze?«

»Ich schäme mich nicht. Aber für Major Sansom



wäre die Sache peinlich.«

»Und für die Vereinigten Staaten.«

»Auch das.«

Der Ober kam zurück und fragte, ob wir noch etwas wünschten. Springfield sagte Ja. Er bestellte für uns beide noch mal das Gleiche, was bedeutete, dass er noch mehr zu besprechen hatte. Er sagte: »Erzählen Sie mir genau, was in der U-Bahn passiert ist.«

»Weshalb waren statt des Stabschefs nicht Sie in der U-Bahn? Diese Sache ist eher in Ihre Zuständigkeit gefallen als in seine.«

»Die Entwicklung hat uns überrascht. Ich war mit Sansom in Texas. Wahlkampfspenden sammeln. Wir hatten keine Zeit, uns richtig in Stellung zu bringen.«

»Wieso hatten die Feds niemanden im Zug?«

»Sie hatten zwei Leute im Zug. Zwei Frauen. Verdeckte Ermittler, vom FBI ausgeliehen. Die Special Agents Rodriguez und Mbele. Sie sind in den falschen Wagen gestolpert und bis zum Schluss mitgefahren.«

»Sie waren gut«, sagte ich. Und das stimmte. Die Hispanierin, klein, erhitzt, müde, ihre Tragetasche aus dem Supermarkt ums Handgelenk gewickelt. Und die Westafrikanerin in dem Batikkleid. »Sie waren sehr gut. Aber woher haben Sie alle gewusst, dass Susan Mark diese U-Bahn nehmen würde?«

»Das wussten wir nicht«, antwortete Springfield. »Ihre Überwachung war ein Riesenaufwand. Klar war nur, dass sie mit dem Auto fuhr. Also hatten wir Leute an den Tunnelausfahrten postiert. Die Idee war, sie ab dort bis zu ihrem Ziel zu verfolgen.«

»Warum ist sie nicht beim Verlassen des Pentagons verhaftet worden?«

»Darüber hat's eine kurze Debatte gegeben. Diese Feds haben sich durchgesetzt. Sie wollten den ganzen Fall mit einem Schlag aufrollen. Und das hätte glücken können.«

»Wenn ich nicht reingeplatzt wäre.«

»Sie sagen es.«

»Susan Mark hatte den USB-Stick nicht. Also wäre ohnehin nichts aufgerollt worden.«

»Sie hat das Pentagon damit verlassen, und er befand sich weder in ihrem Haus noch in ihrem Wagen.«

»Wissen Sie das bestimmt?«

»Ihr Haus ist bis auf die Grundmauern abgerissen worden, und das größte verbliebene Stück ihres Autos könnte ich essen.«

»Wie gut ist der U-Bahnwagen durchsucht worden?«

»Der Wagen Nummer sieben-sechs-zwo-zwo steht noch auf dem Betriebsbahnhof an der 207th Street. Sein Wiederaufbau dürfte über einen Monat dauern.«

»Was, zum Teufel, war auf dem USB-Stick gespeichert?«

Springfield gab keine Antwort.

Eines der erbeuteten Handys in meiner Tasche begann zu vibrieren.

Ich zog alle drei Handys heraus und legte sie nebeneinander auf den Tisch. Eines von ihnen hüpfte umher, jeweils zwei, drei Millimeter weit. Kräftige Vibrationen. In dem Anzeigefeld stand: *Vertraulicher Anruf*. Ich klappte es auf, hob es ans Ohr und sagte: »Hallo?«

Lila Hoth fragte: »Sind Sie noch in New York?«

Ich sagte: »Ja.«

»Sind Sie in der Nähe des Four Seasons?«

Ich sagte: »Nicht sehr.«

»Fahren Sie jetzt hin. Ich habe am Empfang etwas für Sie abgegeben.«

Ich fragte: »Wann?«

Aber die Verbindung war schon getrennt.

Ich sah zu Springfield und sagte: »Warten Sie hier.« Dann hastete ich in die Hotelhalle hinaus. Sah niemanden, der eben zum Ausgang unterwegs war. Der Grüßonkel im Cut stand untätig da. Ich

ging an die Rezeption, nannte meinen Namen und fragte, ob irgendetwas für mich abgegeben worden sei. Eine Minute später hielt ich einen Luftpolsterumschlag in der Hand. Er trug meinen Namen in fetten schwarzen Buchstaben. In der linken oberen Ecke stand als Absender *Lila Hoth*. Ich fragte den Angestellten, wann er abgegeben worden sei. Vor über einer Stunde, sagte er.

Ich fragte: »Haben Sie gesehen, wer ihn abgegeben hat?«

»Ein ausländischer Gentleman.«

»Haben Sie ihn gekannt?«

»Nein, Sir.«

Der Luftpolsterumschlag war ungefähr fünfzehn mal zwanzig Zentimeter groß und leicht. Er enthielt aber etwas Steifes. Rund, mit ungefähr zwölf Zentimetern Durchmesser. Ich nahm ihn mit in den Teesalon und nahm wieder Springfield gegenüber Platz. Er fragte: »Von den Hoths?«

Ich nickte.

Er sagte: »Könnte voller Milzbrandsporen sein.«

»Fühlt sich mehr wie eine CD an«, sagte ich.

»Mit was?«

»Vielleicht mit afghanischer Volksmusik.«

»Hoffentlich nicht«, meinte er. »Afghanische Volksmusik kenne ich. Ausführlich und aus nächster Nähe.«

»Soll ich mit dem Öffnen noch warten?«

»Worauf?«

»Bis Sie außer Reichweite sind.«

»Das riskiere ich.«

Also riss ich den Umschlag auf und schüttelte ihn leicht. Eine einzelne Kunststoffscheibe fiel heraus und machte ein Plastikgeräusch auf dem Holztisch.

»Eine CD«, sagte ich.

»Tatsächlich eine DVD«, berichtigte mich Springfield.

Sie war selbst gebrannt. Auf einem DVD-Rohling von Memorex. In das zur Beschriftung vorgesehene Feld hatte jemand mit wischfestem Marker geschrieben: *Unbedingt ansehen!* Dieselbe Schrift wie auf dem Umschlag. Derselbe

Stift. Vermutlich Lila Hoths Schrift und Lila Hoths Filzstift.

Ich sagte: »Ich habe keinen DVD-Player.«

»Dann sehen Sie's sich eben nicht an.«

»Das sollte ich aber.«

»Was ist in der U-Bahn passiert?«

»Weiß ich nicht.«

»DVDs kann man auf einem Computer abspielen. Wie Leute sich im Flugzeug auf ihren Laptops Filme ansehen.«

»Ich habe keinen Computer.«

»Hotels haben welche.«

»Ich will nicht hierbleiben.«

»In der Stadt gibt's noch andere Hotels.«

»Wo wohnen Sie?«

»Im Sheraton. Wo wir neulich waren.«

Also bezahlte Springfield die Rechnung im Teesalon mit einer Platin-Kreditkarte, und wir gingen vom Four Seasons zum Sheraton. Dies war das zweite Mal, dass ich diesen Weg zurücklegte. Er dauerte ebenso lange. Überfüllte Gehsteige und Leute, die sich in der Hitze nur träge bewegten. Es

war dreizehn Uhr und ziemlich heiß. Ich hielt auf dem ganzen Weg Ausschau nach Cops, was uns nicht gerade schneller vorankommen ließ. Aber wir erreichten das Sheraton schließlich doch. Auf dem Plasmabildschirm in der Hotelhalle stand eine lange Liste von Veranstaltungen. Den Ballsaal hatte ein Wirtschaftsverband gebucht. Irgendetwas mit Kabelfernsehen. Was mich an den National Geographic Channel und den Gorilla denken ließ.

Springfield öffnete die Tür des Business Center mit seiner Schlüsselkarte. Er trat jedoch nicht mit mir ein. Er erklärte mir, er werde in der Halle warten, und entfernte sich. Drei der vier Arbeitsstationen waren besetzt. Ein Mann im dunklen Anzug, zwei Frauen in dunklen Hosenanzügen, alle mit aufgeklappten Aktenkoffern, aus denen Papiere quollen. Ich setzte mich auf den freien Platz und machte mich daran zu ergründen, wie man eine DVD auf dem Computer abspielte. In dem Tower entdeckte ich einen Schlitz, der für diesen Zweck geeignet zu sein schien. Ich schob die Scheibe hinein, wobei ich



einen leichten Widerstand überwinden musste; dann surrte ein Motor, und das Gerät sog die Scheibe ein, zog sie mir aus den Fingern.

Fünf Sekunden lang passierte nichts. Nur wiederholtes Anhalten, Starten und Surren. Dann erschien auf dem Bildschirm ein großes Fenster. Es war leer, aber in der rechten unteren Ecke waren die Knöpfe eines DVD-Players dargestellt. Abspielen, Pause, schneller Vorlauf, Rücklauf, überspringen. Als ich die Maus bewegte, verwandelte der Mauszeiger sich über den Knöpfen in eine pummelige kleine Hand.

Eines der Mobiltelefone in meiner Tasche begann zu vibrieren.

Ich zog das Handy heraus und klappte es auf. Schaute mich in dem Raum um. Meine zeitweiligen Kollegen arbeiteten alle konzentriert. Die eine Frau hatte ein Balkendiagramm auf ihrem Bildschirm. Säulen in grellbunten Farben, manche hoch, manche niedrig. Der Mann las seine E-Mails. Die andere Frau tippte rasend schnell.

Ich hielt das Mobiltelefon ans Ohr und sagte:  
»Hallo.«

Lila Hoth fragte: »Haben Sie die DVD schon?«

Ich sagte: »Ja.«

»Haben Sie sie sich schon angesehen?«

»Nein.«

»Ich denke, das sollten Sie unbedingt.«

»Wieso?«

»Sie werden sie lehrreich finden.«

Ich sah nochmals zu den drei anderen hinüber und fragte: »Ist das eine DVD mit Ton?«

»Nein, der Film ist stumm. Leider. Mit Ton wäre er viel besser.«

Ich gab keine Antwort.

Sie fragte: »Wo sind Sie?«

»Im Business Center eines Hotels.«

»Im Four Seasons?«

»Nein.«

»Stehen dort Computer?«

»Ja.«

»Auf Computern kann man DVDs abspielen, wissen Sie.«

»Das habe ich gehört.«

»Kann außer Ihnen jemand den Bildschirm sehen?«

Ich gab keine Antwort.

»Spielen Sie sie ab«, sagte sie. »Ich bleibe am Telefon. Ich kann kommentieren, was Sie sehen. Wie bei einer Sondervorstellung.«

Ich gab keine Antwort.

Sie sagte: »Wie ein Director's Cut«, und lachte kurz.

Ich bewegte die Maus und legte die pummelige

kleine Hand auf den Abspielknopf. Dort wartete sie geduldig.

Ein Doppelklicken mit der Maus.

Der PC klickte und surrte nochmals, und das bisher leere Bildschirmfenster wurde hell und zeigte zwei verzerrte waagrechte Linien. Sie blinkten zweimal, dann folgte eine Weitwinkelaufnahme von freiem Gelände. Es war Nacht. Die Kamera wackelte nicht. Auf einem hohen Stativ montiert, vermutete ich. Die Szene wurde durch eben nicht mehr sichtbare Halogenscheinwerfer erhellt. Die Farben waren grell. Das Gelände sah wüstenähnlich aus. Kahles Erdreich, dunkelkhakifarben. Kleine Steine und ein großer Felsblock. Der Felsblock war flach, größer als ein Kingsize-Bett. In seine Oberfläche waren vier Eisenringe eingelassen. In jeder Ecke einer.

An die Ringe war ein nackter Mann gefesselt. Er war klein, mager und drahtig. Er hatte dunkle Haut und einen schwarzen Bart. Er war schätzungsweise dreißig. Er lag auf dem Rücken, war zu einem großen X ausgespannt. Die Kamera stand ungefähr

einen Meter von seinen Füßen entfernt. Am oberen Bildrand zuckte sein Kopf von einer Seite zur anderen. Seine Augen waren geschlossen. Sein Mund stand offen. Die Halssehnen traten wie Stricke hervor.

Er schrie, aber ich konnte ihn nicht hören.

Dies war ein Stummfilm.

Lila Hoth sprach in mein Ohr.

Sie fragte: »Was sehen Sie?«

Ich antwortete: »Einen Kerl auf einem Felsblock.«

»Sehen Sie weiter zu.«

»Wer ist er?«

»Er *war* ein Taxifahrer, der einen Auftrag für einen amerikanischen Journalisten ausgeführt hatte.«

Der Aufnahmewinkel betrug schätzungsweise fünfundvierzig Grad. So erschienen die Füße des Taxifahrers sehr groß, sein Kopf dafür umso kleiner. Er zerrte mindestens eine Minute lang an seinen Fesseln, bäumte sich immer wieder auf.

Dabei hob er den Kopf und knallte ihn mit voller Wucht auf den Stein. Er wollte bewusstlos werden. Oder sich vielleicht selbst umbringen. Ohne Erfolg. Am oberen Bildrand erschien eine schlanke Gestalt, die ihm ein zusammengelegtes Tuch unter den Kopf schob. Diese Gestalt war Lila Hoth. Ganz ohne Zweifel. Die Bildschärfe war nicht besonders gut, aber die junge Frau war unverkennbar. Das Haar, die Augen, ihre Art, sich zu bewegen.

Das Polster war vermutlich ein Handtuch.

Ich sagte: »Eben habe ich Sie gesehen.«

»Mit dem Polster? Das ist nötig, um selbst zugefügte Verletzungen zu vermeiden. Und es hebt den Kopf etwas an. Es verleitet sie zum Zuschauen.«

»Wobei?«

»Sehen Sie weiter zu.«

Ich blickte mich in dem Raum um. Meine zeitweiligen Kollegen arbeiteten eifrig weiter. Sie waren alle auf die eigene Arbeit konzentriert.

Auf meinem Bildschirm passierte ungefähr

zwanzig Sekunden lang nichts. Der Taxifahrer jammerte ohne Ton weiter. Dann trat Swetlana Hoth von der Seite ins Bild. Auch sie war unverkennbar. Die stämmige Figur, das stumpfe stahlgraue Haar.

Sie hielt ein Messer in der Hand.

Sie kletterte auf den Felsblock und ging neben dem Kerl in die Hocke. Sie starrte sekundenlang in die Kamera. Nicht aus Eitelkeit. Sie versuchte den Aufnahmewinkel abzuschätzen, um nichts zu verdecken. Sie veränderte ihre Position, bis sie unauffällig in dem Winkel zwischen dem linken Arm des Mannes und seiner Brust kauerte.

Der Mann starrte das Messer an.

Swetlana beugte sich nach rechts vorn und setzte die Messerspitze ungefähr in der Mitte zwischen Schritt und Nabel auf die Bauchdecke des Kerls. Sie verstärkte den Druck. Der Kerl zuckte unkontrollierbar. Ein dicker Wurm aus Blut quoll aus dem Schnitt. Im Scheinwerferlicht sah das Blut schwarz aus. Der Kerl schrie und schrie. Ich konnte sehen, wie seine Lippen Worte formten.

*Nein!* und *Bitte!* sind in allen Sprachen unverkennbar.

»Wo war das?«, fragte ich.

Lila Hoth sagte: »Nicht weit von Kabul entfernt.«

Swetlana führte das Messer nach oben in Richtung Nabel. Aus der länger werdenden Wunde quoll ein dicker Blutstrom. Sie schnitt wie ein Chirurg oder Fleischer weiter: lässig und geübt und fachmännisch. Solche Schnitte hatte sie offenbar schon oft gemacht. Die Klinge bewegte sich weiter. Sie hielt erst unter dem Brustbein des Mannes an.

Swetlana legte das Messer weg.

Sie benutzte ihren Zeigefinger dazu, um die Schnittwunde nachzufahren. Austretendes Blut färbte ihn rot. Sie drückte fester zu, bis der Finger bis zum ersten Gelenk in der Wunde verschwand. So bewegte sie ihn mit gelegentlichen Pausen auf und ab.

Lila Hoth erklärte: »Sie kontrolliert, ob sie die Bauchdecke überall durchtrennt hat.«



Ich fragte: »Woher wissen Sie das? Sie können diesen Film nicht sehen.«

»Ich kann Sie atmen hören.«

Swetlana griff wieder nach dem Messer und nahm sich die Stellen vor, wo ihr Finger auf Widerstand gestoßen war. Sie benutzte die Messerspitze jeweils nur kurz, um verbliebene kleine Hindernisse zu durchtrennen.

Dann ließ sie sich zurücksinken.

Der Bauch des Taxifahrers war offen, als wäre ein Reißverschluss aufgezogen worden. Der lange gerade Schnitt klaffte leicht. Die Bauchdecke war durchtrennt. Die Muskeln konnten dem inneren Druck nicht mehr standhalten.

Swetlana beugte sich wieder nach vorn. Diesmal benutzte sie beide Hände. Sie schob sie in die Wunde, dehnte die Haut behutsam und wühlte im Leib des Kerls herum. Ihre Hände verschwanden bis über die Handgelenke darin. Sie spannte die Muskeln an, nahm die Schultern zurück.

Sie hob die Eingeweide des Kerls heraus.

Die Innereien bildeten eine feucht glänzende rosa Masse, die etwa die Größe eines weichen Fußballs hatte. Verschlungen, labberig, pulsierend, nass und dampfend.

Sie legte diese Masse fast sanft auf die Brust des Mannes.

Dann glitt sie von dem Felsblock und trat aus dem Bild.

Das Kameraauge beobachtete ungerührt weiter.

Der Taxifahrer starrte entsetzt an sich herab.

Lila Hoth sagte: »Alles Weitere ist nur noch eine Frage der Zeit. Der Schnitt ist nicht tödlich. Wir durchtrennen keine wichtigen Blutgefäße. Die Blutung kommt ziemlich rasch zum Stehen. Hier geht's um Schmerzen und Schock und Infektion. Die Starken widerstehen allen dreien. Wir glauben, dass sie an Unterkühlung sterben. Ihre Kerntemperatur sinkt natürlich dramatisch. Das hängt auch vom Wetter ab. Unser Rekord steht bei achtzehn Stunden. Manche Leute wollen zwei volle Tage durchgehalten haben, aber das glaube ich ihnen nicht.«

»Sie sind verrückt, wissen Sie das?«

»Das hat Peter Molina auch gesagt.«

»Er hat diesen Film gesehen?«

»Er kommt darin vor. Sehen Sie ihn sich weiter an. Benutzen Sie meinetwegen den schnellen Vorlauf. Ohne Ton ist alles sowieso weniger amüsant.«

Ich schaute mich erneut um. Drei Leute, die konzentriert arbeiteten. Ich bewegte die pummelige Hand, bis sie auf dem Knopf für schnellen Vorlauf lag, und klickte ihn an. Jetzt lief der Film beschleunigt ab. Der Kopf des Taxifahrers bewegte sich mit winzigen Rucken von einer Seite zur anderen.

Lila Hoth sagte: »Normalerweise nehmen wir uns nicht nur einzelne Leute vor. Es ist besser, eine Sequenz zu haben. Der zweite Kerl kommt dran, nachdem der erste gestorben ist, und so weiter. Das steigert die Angst. Sie sollten sehen, wie sie ihren Vorgänger durch Willenskraft dazu zwingen wollen, noch eine Minute länger durchzuhalten. Aber irgendwann sterben sie, und der

Scheinwerfer schwenkt weg und erfasst das nächste Opfer. Dann bekommen sie Herzanfälle. Wenn sie dazu neigen. Wenn sie ein schwaches Herz haben. Aber wir können nicht immer eine Sequenz arrangieren. Deshalb benutzen wir das Video, um eine annähernd realistische Atmosphäre zu schaffen.«

Ich wollte ihr noch einmal erklären, sie sei verrückt, ließ es aber bleiben, weil sie sonst wieder von Peter Molina angefangen hätte.

»Sehen Sie weiter zu«, sagte sie.

Der Film lief mit schnellem Vorlauf ab. Die Arme und Beine des Taxifahrers zuckten. Seltsam ruckartige Bewegungen bei doppelter Geschwindigkeit. Sein Kopf rollte nach links und rechts.

Lila Hoth fuhr fort: »Peter Molina hat das alles gesehen. Er hat versucht, den Kerl durch Willenskraft dazu zu bringen, länger durchzuhalten. Was verrückt war, weil dieser Mann natürlich seit Monaten tot ist. Aber das ist eben die Wirkung. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, ist das Video ein

ziemlich guter Ersatz.«

»Sie sind verrückt«, wiederholte ich. »Und Sie sind so gut wie tot. Ist Ihnen das klar? Sie sind gerade auf die Straße getreten. Der Lastwagen hat Sie noch nicht erfasst, aber das passiert bald.«

»Sind Sie der Lastwagen?«

»Darauf können Sie Gift nehmen.«

»Das freut mich. Sehen Sie weiter zu.«

Ich klickte den schnellen Vorlauf mehrmals an, sodass der Film mit vierfacher, dann mit achtfacher, sechzehnfacher und schließlich zweiunddreißigfacher Geschwindigkeit ablief. Für die Zeit galt das Gleiche. Eine Stunde. Anderthalb. Dann war keine Bewegung mehr zu erkennen. Der Taxifahrer lag völlig reglos da. So blieb er lange liegen, bis Lila Hoth von der Seite ins Bild kam. Ich drückte den Knopf *Play*, um den schnellen Vorlauf zu beenden. Lila beugte sich über den Mann und versuchte – offenbar vergeblich –, an der Halsschlagader einen Puls zu ertasten. Dann hob sie den Kopf und lächelte zufrieden.

Genau in die Kamera. Mir direkt ins Gesicht.

Aus dem Handy drang ihre Stimme: »Ist's schon vorbei?«

Ich sagte: »Ja.«

»Eine Enttäuschung. Er hat nicht lange durchgehalten. Er war krank. Er hatte Parasiten. Würmer. Wir konnten die ganze Zeit sehen, wie sie sich in seinen Eingeweiden gewunden haben. Das war widerlich. Ich vermute, dass auch sie verendet sind. Parasiten gehen ein, wenn ihr Wirt stirbt.«

»Wie Sie sterben werden.«

»Sterben müssen wir alle, Reacher. Die Frage ist nur, wann und wie.«

Hinter mir stand eine der beiden Frauen auf und machte sich auf den Weg zum Ausgang. Ich drehte mich samt Stuhl um und versuchte, den Bildschirm mit meinem Körper zu verdecken. Aber das gelang mir anscheinend nicht ganz. Sie musterte mich mit eigenartigem Blick und rauschte hinaus.

Oder vielleicht hatte sie meinen Teil des Gesprächs mitgehört.

»Sehen Sie weiter zu«, forderte Lila mich auf.

Ich schaltete wieder auf schnellen Vorlauf um.

Eine Zeit lang wurde noch der tote Taxifahrer in der Nähe von Kabul gezeigt, dann endete diese Szene und wurde durch Grieseln auf dem Bildschirm ersetzt. Wenig später begann eine neue Szene. Ich drückte auf *Play*. Normale Geschwindigkeit. Diesmal zeigte die Kamera einen Raum. Das gleiche grelle Licht. Unmöglich zu beurteilen, ob es Tag oder Nacht war. Unmöglich zu erraten, wo dieser Raum lag. Vielleicht in einem Keller. Alles schien weiß gestrichen zu sein, selbst der Fußboden. In der Raummitte war auf einem niedrigen Sockel eine Steinplatte montiert. Kleiner als der Felsblock in Afghanistan. Rechteckig, für einen bestimmten Zweck bestellt und geliefert.

An die vier in die Steinplatte eingelassenen Ringe war ein hünenhafter junger Mann gefesselt.

Er war ungefähr halb so alt wie ich und in jeder Beziehung ein Fünftel größer als ich.

*Er besteht aus hundertdreißig Kilo Muskeln, hatte Jacob Mark gesagt. Er will zur National Football League.*

Lila Hoth fragte: »Sehen Sie ihn?«

»Ich sehe ihn.«

Er war nackt. Im grellen Licht sehr weiß. In allem völlig anders als der Taxifahrer aus Kabul. Blasse Haut, zerzaustes blondes Haar. Kein Bart. Aber er bewegte sich ganz gleich. Sein Kopf flog von einer Seite zur anderen, und er kreischte Wörter. *Nein!* und *Bitte!* sind in allen Sprachen unverkennbar. Und er sprach Englisch. Ich konnte ihm die Wörter ganz leicht von den Lippen ablesen, konnte sogar seinen Tonfall ahnen. Der eines Menschen, der erkennen muss, dass etwas, das er für eine leere Drohung oder vielleicht für einen grausamen Scherz gehalten hat, tödlich ernst gemeint war.

Ich sagte: »Das sehe ich mir nicht an.«

Lila Hoth erklärte: »Sie sollten's aber tun. Sonst sind Sie sich Ihrer Sache nie sicher. Vielleicht haben wir ihn laufen lassen.«

»Wann war das?«

»Wir haben ein Ultimatum gestellt und uns strikt daran gehalten.«

Ich gab keine Antwort.



»Sehen Sie sich den Film an.«

»Nein.«

Lila sagte: »Aber ich möchte, dass Sie ihn sich ansehen. Sie *müssen* ihn sich sogar ansehen. Es geht darum, dass die Sequenz gewahrt wird. Weil ich glaube, dass Sie der Nächste sein werden.«

»Irrtum!«

»Sehen Sie sich ihn an.«

Ich sah ihn mir an. *Sonst sind Sie sich Ihrer Sache nie sicher. Vielleicht haben wir ihn laufen lassen.*

Sie ließen ihn nicht laufen.

Anschließend schaltete ich das Handy aus, steckte die DVD ein und schaffte es bis auf die zur Hotelhalle gehörende Toilette, wo ich mich in einer der Kabinen übergab. Nicht so sehr wegen der beiden Szenen, ich hatte schon Schlimmeres erlebt, sondern aus Zorn, Wut und Frustration. Alle diese korrosiven Emotionen kochten in mir hoch und brauchten irgendein Ventil. Ich spülte meinen Mund aus, wusch mir das Gesicht, trank etwas Wasser aus dem Hahn und blieb einen Augenblick vor dem Spiegel stehen.

Dann leerte ich meine Taschen aus. Ich behielt mein Bargeld und meinen Pass, meine Bankkarte und Metrocard sowie Theresa Lees Visitenkarte mit NYPD-Aufdruck. Ich behielt meine Zahnbürste. Ich behielt das Handy, das vorhin geklingelt hatte. Die beiden anderen Mobiltelefone warf ich in den Papierkorb, ebenso das Ladegerät

für Notfälle, die Visitenkarte der vier ermordeten Männer und die drei Blätter Notizen, die Theresa Lee sich zu den SMS ihres Partners gemacht hatte.

Auch die DVD flog hinein.

Und der USB-Stick aus dem Radio Shack mitsamt der rosa Staubkappe und allem.

Solcherart erleichtert ging ich hinaus, um zu sehen, ob Springfield sich irgendwo in der Nähe aufhielt.

Er war in der Nähe. Saß in einem Sessel, in dem er nur eine Ecke der Halle hinter sich hatte. Auf dem Tischchen vor ihm stand ein Glas Wasser. Er wirkte entspannt, aber er hatte alles im Blick. Eine Ausbildung bei den Special Forces wirkte lebenslang nach. Er sah mich kommen. Ich setzte mich neben ihn. Er fragte: »War es afghanische Volksmusik?«

»Ja«, sagte ich. »Das war es.«

»Auf einer DVD?«

»Mit ein paar Tanzvorführungen.«

»Das glaube ich Ihnen nicht. Sie schauen reichlich blass um die Nase aus. Afghanische

Volkstänze sind ziemlich mies, das weiß ich, aber nicht *so* schlecht.«

»Auf der DVD waren Videos«, erklärte ich.  
»Zwei Männern sind der Bauch aufgeschlitzt, die Eingeweide herausgehoben und auf die Brust gelegt worden.«

»Live vor laufender Kamera.«

»Und dann tot vor laufender Kamera.«

»Mit Ton?«

»Stumm.«

»Wer waren die Männer?«

»Einer war ein Taxifahrer in Kabul, der andere Susan Marks Sohn.«

»Ich fahre in Kabul nicht mit dem Taxi, sondern organisiere mir eigene Transportmittel. Aber für die USC ist das Pech. Sie hat einen Footballverteidiger weniger. Schwierig zu finden. Ich habe mich mal für ihn interessiert. Seine Fußarbeit ist große Klasse, heißt es.«

»Jetzt nicht mehr.«

»Sind die Hoths auf Video zu sehen?«

Ich nickte. »Also wollten sie ein Geständnis

ablegen.«

»Spielt keine Rolle. Sie wissen ohnehin, dass wir vorhaben, sie umzulegen. Kommt eigentlich nicht darauf an, weshalb wir sie umlegen.«

»Mir schon.«

»Werden Sie endlich vernünftig, Reacher. Das war der ganze Zweck dieser DVD. Die beiden wollen Sie wütend machen und dann einsaugen. Sie können Sie nicht finden. Deshalb sollen Sie zu ihnen kommen.«

»Was ich tun werde.«

»Ihre Absichten sind Ihre Sache. Aber Sie müssen sich in Acht nehmen. Sie müssen begreifen, was hier gespielt wird. Weil das seit zweihundert Jahren ihre Taktik ist. Daher haben sie ihre Gräueltaten immer in nächster Nähe zur Front verübt. Sie wollten Rettungstrupps anlocken oder Vergeltungsangriffe provozieren. Sie wollten immer wieder neue Gefangene machen. Das können Sie die Briten fragen. Oder die Russen.«

»Ich werde vorsichtig sein.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Aber Sie gehen

nirgends hin, bevor wir Sie wegen der Sache in der U-Bahn ausgequetscht haben.«

»Ihr Mann hat das Gleiche gesehen wie ich.«

»Es liegt in Ihrem Interesse, uns zu helfen.«

»Glauben Sie? Bisher habe ich nur Versprechungen gehört.«

»Sämtliche Ermittlungen gegen Sie werden eingestellt, sobald wir den USB-Stick aus Ihrem Besitz haben.«

»Das reicht nicht.«

»Wollen Sie das schriftlich?«

»Nein, ich will, dass die Ermittlungen sofort eingestellt werden. Ich brauche Handlungsfreiheit, muss mich frei bewegen können. Ich kann nicht die ganze Zeit Ausschau nach Cops halten.«

»Handlungsfreiheit wofür?«

»Das wissen Sie.«

»Okay, ich tue, was ich kann.«

»Das reicht nicht.«

»Ich kann keine Garantien geben. Ich kann's nur versuchen.«

»Wie hoch sind Ihre Erfolgschancen?«

»Äußerst gering. Aber Sansom könnte etwas erreichen.«

»Sind Sie berechtigt, für ihn zu sprechen?«

»Ich müsste ihn anrufen.«

»Sagen Sie ihm, dass ich keinen Scheiß mehr hören will, okay? Über dieses Stadium sind wir hinaus.«

»Okay.«

»Und reden Sie auch über Theresa Lee und Jacob Mark mit ihm. Und über Docherty. Ich will, dass alle Ermittlungen gegen sie eingestellt werden.«

»Okay.«

»Und Jacob Mark braucht psychologische Betreuung. Ganz besonders wenn er diese DVD zu sehen bekommt.«

»Das passiert nicht.«

»Trotzdem will ich, dass sich jemand um ihn kümmert. Auch um den Exmann. Molina.«

»Okay.«

»Noch zwei Dinge«, sagte ich.

»Für einen Mann, der nichts anzubieten hat,

verhandeln Sie hart.«

»Die Heimatschutzbehörde hat mit irgendeinem Algorithmus festgestellt, wann die Hoths mit ihrer Crew eingereist sind. Vor gut einem Vierteljahr. Ich will wissen, wie stark diese Gruppe war.«

»Um die Stärke des Gegners abschätzen zu können.«

»Genau.«

»Und?«

»Ich will mich noch einmal mit Sansom treffen.«

»Wozu?«

»Ich will, dass er mir sagt, was auf dem USB-Stick gespeichert ist.«

»Ausgeschlossen.«

»Dann bekommt er ihn nicht zurück. Ich behalte ihn und sehe mir das Zeug selbst an.«

»Was?«

»Sie haben gehört, was ich gesagt habe.«

»Sie haben den Stick tatsächlich?«

»Nein«, erwiderte ich. »Aber ich weiß, wo er ist.«



Springfield fragte: »Wo ist er?«

Ich sagte: »Ich darf keine Auskünfte geben.«

»Sie reden lauter Scheiß.«

Ich schüttelte den Kopf. »Diesmal nicht.«

»Bestimmt nicht? Können Sie uns hinführen?«

»Bis auf fünf Meter. Der Rest bleibt dann Ihnen überlassen.«

»Warum? Ist er vergraben? Liegt er in einem Banktresor? In einem Haus?«

»Weder noch.«

»Wo ist er also?«

»Rufen Sie Sansom an«, sagte ich. »Vereinbaren Sie ein Treffen.«

Springfield trank sein Wasser aus, und ein Ober brachte die Rechnung. Er zahlte mit seiner Platinkarte wie schon zuvor im Four Seasons. Was ich als gutes Zeichen deutete. Es hatte positive Dynamik ausgestrahlt. Also beschloss ich, mein

Glück noch etwas mehr zu strapazieren.

»Hätten Sie nicht Lust, mir hier im Hotel ein Zimmer zu spendieren?«, fragte ich.

»Wozu?«

»Weil es einige Zeit dauern wird, bis Sansom es schafft, mich von der Liste gesuchter Schwerverbrecher streichen zu lassen. Und ich bin müde. Ich war die ganze Nacht auf den Beinen. Ich möchte ein Nickerchen machen.«

Zehn Minuten später waren wir in einem der oberen Stockwerke in einem Zimmer mit einem breiten französischen Bett. Ein hübscher Raum, aber taktisch unbefriedigend. Wie alle Hotelzimmer in oberen Etagen hatte er ein Fenster, das ich nicht nutzen konnte, und daher nur einen Ausgang. Ich konnte sehen, dass auch Springfield sich das überlegte. Er hielt mich für verrückt, weil ich mich hier einengen ließ.

Ich fragte ihn: »Kann ich Ihnen vertrauen?«

Er sagte: »Ja.«

»Beweisen Sie's.«

»Wie?«

»Lassen Sie mir Ihre Pistole da.«

»Ich bin nicht bewaffnet.«

»Solche Antworten tragen nicht dazu bei, Vertrauen zu schaffen.«

»Wozu wollen Sie sie?«

»Das wissen Sie so gut wie ich. Damit ich mich verteidigen kann, falls Sie die falschen Leute mitbringen.«

»Das tue ich nicht.«

»Verschaffen Sie mir zusätzliche Gewissheit.«

Er blieb eine Weile reglos stehen. Ich wusste, dass ihm bei dem Gedanken, sich von seiner Waffe zu trennen, das Herz blutete. Aber er stellte alle möglichen Überlegungen an, dann griff er hinten unter sein Jackett und zog eine 9-mm-GB von Steyr aus dem Hosenbund. In den achtziger Jahren war die GB die Lieblingswaffe der US Special Forces gewesen. Er drehte sie um und hielt sie mir mit dem Griff voraus hin. Eine klassische alte Waffe, etwas abgewetzt, aber wundervoll instand gehalten. Sie hatte achtzehn Schuss im Magazin und einen in der Kammer.

»Danke«, sagte ich.

Er gab keine Antwort und verließ den Raum. Ich sperrte zweimal hinter ihm ab, legte die Sicherungskette vor und klemmte einen Stuhl unter die Klinke. Der Inhalt meiner Taschen kam auf den Nachttisch. Meine Kleidung legte ich unter die Matratze, um sie zu »bügeln«. Anschließend duschte ich lange und heiß.

Dann legte ich mich ins Bett und schlief mit Springfields Pistole unter dem Kopfkissen ein.

Vier Stunden später weckte mich ein Klopfen an der Tür. Ich sehe nicht gern durch Spione in den Türen von Hotelzimmern. Zu gefährlich. Ein Angreifer auf dem Korridor braucht nur abzuwarten, bis der Spion sich verdunkelt, und dann hineinzuschießen. Schon ein Kaliber .22 mit Schalldämpfer wäre absolut tödlich. Zwischen der Hornhaut des Auges und dem Hirnstamm befindet sich nichts sehr Substanzielles. In dem kleinen Vorraum neben der Tür war ein Wandspiegel angebracht. Vermutlich für letzte Kontrollen, bevor man ausging. Ich wickelte mir ein Badetuch um die

Hüften und holte die Pistole unter dem Kopfkissen hervor. Nahm den Stuhl weg und öffnete die Tür bei eingehängter Sicherungskette. Blieb in der Nähe der Türangeln und sah nun im Spiegel, wer draußen stand.

Springfield mit Sansom.

Der Spalt war schmal, das Bild spiegelverkehrt und das Licht auf dem Korridor schwach, aber ich erkannte die beiden trotzdem mühelos. Soviel ich sehen konnte, waren sie allein. Und das würden sie bleiben, wenn sie nicht mehr als neunzehn Leute mitgebracht hatten. Die Steyr hatte keine Sicherung. Nur einen etwas Kraft erfordernden Spannabzug für den ersten Schuss, nach dem die übrigen achtzehn in rascher Folge abgegeben werden konnten. Ich nahm den Druckpunkt am Abzug und hakte die Sicherungskette aus.

Die beiden waren allein.

Sie traten ein, Sansom zuerst, dann Springfield. Sansom sah genau wie an dem Morgen aus, an dem ich ihn kennengelernt hatte. Braun gebrannt, reich, mächtig, voller Energie und Charisma. Er trug

einen nachtblauen Anzug mit blütenweißem Hemd und roter Krawatte und sah frisch wie eine Rose aus. Ich nahm den Stuhl mit, der unter der Klinke geklemmt hatte, stellte ihn wieder an den Tisch am Fenster und nahm darauf Platz. Die GB behielt ich in der Hand. Springfield schloss die Zimmertür und hakte die Kette wieder ein. Ich schob die Federkernmatratze mit dem Knie weg und zog meine Klamotten mit einer Hand darunter hervor.

»Zwei Minuten«, sagte ich.

Ich zog mich im Bad an, und als ich herauskam, fragte Sansom: »Wissen Sie wirklich, wo der USB-Stick ist?«

»Ja«, sagte ich. »Das tue ich wirklich.«

»Wieso interessiert Sie, was darauf ist?«

»Weil ich wissen will, wie peinlich es ist.«

»Sie wollen nicht, dass ich in den Senat komme?«

»Wie Sie Ihre Zeit verbringen, ist mir egal. Ich bin nur neugierig, das ist alles.«

Er fragte: »Warum sagen Sie mir nicht gleich, wo er ist?«

»Weil ich erst noch etwas anderes zu erledigen habe. Und Sie sollen mir dabei die Cops vom Hals halten. Also brauche ich etwas, das Ihnen hilft, sich auf diesen Job zu konzentrieren.«

»Sie könnten ein Hochstapler sein.«

»Stimmt, aber ich bin keiner.«

Er äußerte sich nicht dazu.

Ich fragte: »Wozu wollen Sie überhaupt in den Senat?«

»Warum nicht?«

»Sie waren ein guter Soldat, und jetzt sind Sie stinkreich. Wieso nicht einfach in ein Strandhaus ziehen?«

»Solche Dinge sind ein Mittel, den privaten Punktestand zu errechnen. Ich bin sicher, dass Sie Ihre eigene Methode haben, Ihre Punkte zu zählen.«

Ich nickte. »Ich vergleiche die Zahl der Antworten, die ich bekomme, mit der Zahl der Fragen, die ich stelle.«

»Und wie schneiden Sie dabei ab?«

»Mein lebenslänglicher Schnitt liegt nur wenig unter hundert Prozent.«

»Wozu überhaupt fragen? Wenn Sie wissen, wo sich der USB-Stick befindet, können Sie ihn doch einfach holen.«

»Das kann ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Das würde mehr Ressourcen erfordern, als ich mobilisieren könnte.«

»Wo ist er?«

Ich schwieg.

»Ist er hier in New York?«

Ich schwieg.

Sansom fragte: »Ist er sicher aufbewahrt?«

Ich antwortete: »Sicher genug.«

»Kann ich Ihnen trauen?«

»Das haben schon viele Leute getan.«

»Und?«

»Ich denke, dass die meisten bereit wären, mir ein gutes Zeugnis auszustellen.«

»Und die anderen?«

»Man kann's nicht allen Leuten recht machen.«

Er sagte: »Ich habe Ihre Militärakte eingesehen.«



Ich sagte: »Das haben Sie mir schon erzählt.«  
»Ihre Beurteilungen waren unterschiedlich.«  
»Ich habe mein Bestes getan. Aber ich hatte  
meinen eigenen Kopf.«  
»Wieso haben Sie den Dienst quittiert?«  
»Ich habe mich gelangweilt. Sie?«  
»Ich bin zu alt geworden.«  
»Was ist auf dem USB-Stick?«

Er gab keine Antwort. Springfield stand schweigend neben dem Fernseher, näher an der Tür als am Fenster. Reine Gewohnheit, vermutete ich. Einfacher Reflex. Dort war er für einen möglichen Scharfschützen von außen unsichtbar und der Tür nahe genug, um über einen Eindringling herfallen zu können, wenn sie sich geöffnet hätte. Was man einmal in der Ausbildung gelernt hat, vergisst man nie. Vor allem in der Delta-Ausbildung. Ich gab ihm seine Steyr GB zurück. Er nahm sie wortlos entgegen und steckte sie wieder in den Hosenbund.

Sansom sagte: »Erzählen Sie mir, was Sie bisher wissen.«

Ich sagte: »Sie sind von Fort Bragg über die Türkei nach Oman geflogen worden. Von dort aus vermutlich nach Indien, dann nach Pakistan und zur Nordwestgrenze.«

Er nickte wortlos. In seine Augen war ein geistesabwesender Blick getreten. Vermutlich durchlebte er die damalige Reise noch einmal. Transportflugzeuge, Hubschrauber, Lastwagen, Fußmärsche.

Alles vor langer Zeit.

»Dann Afghanistan.«

»Weiter«, sagte er.

»Sie sind der Flanke des Abas Ghar gefolgt und durchs Korengaltal nach Südwesten marschiert – meistens dreihundert Meter über der Talsohle, vermute ich.«

»Weiter.«

»Sie sind auf Grigorij Hoth gestoßen, haben ihm sein Gewehr abgenommen und ihn laufen lassen.«

»Weiter.«

»Und dann sind Sie zu Ihrem befohlenen Ziel weitermarschiert.«

Er nickte.

Ich sagte: »Das ist alles, was ich bisher weiß.«

Er fragte: »Wo waren Sie im März 1983?«

»West Point.«

»Was war dort das große Thema?«

»Dass die Rote Armee sich bemühte, ihre Verluste zu verringern.«

Er nickte nochmals. »Ihr Feldzug war total verrückt. Niemand hat es je geschafft, die Stämme an der Nordwestgrenze zu unterwerfen. Und die Russen hätten aus unseren Erfahrungen in Vietnam lernen können. Manche Dinge sind einfach nicht zu schaffen. So sind sie im Zeitlupentempo durch den Fleischwolf gedreht worden. Als würden sie von Vögeln totgehackt. Was uns natürlich sehr recht war.«

»Wir haben mitgeholfen«, sagte ich.

»Allerdings! Wir haben den Mudschaheddin alles geliefert, was sie wollten. Umsonst.«

»Wie im Rahmen des Leih- und Pachtvertrags.«

»Schlimmer«, sagte Sansom. »Die Leih- und Pachtlieferun-

gen waren für Freunde, die zufällig gerade bankrott waren. Die Mudschaheddin waren nicht bankrott. Ganz im Gegenteil. Es gab alle möglichen Stammesbündnisse, die bis nach Saudi-Arabien reichten. Die Mudschaheddin hatten praktisch mehr Geld als wir.«

»Und?«

»Haben Leute sich erst einmal daran gewöhnt, alles zu bekommen, was sie verlangen, sind sie schwer wieder davon abzubringen.«

»Was wollten sie zusätzlich?«

»Anerkennung«, antwortete er. »Tribut. Dank. Höflichkeit. Persönlichen Kontakt. Es ist nicht einfach, das genau auszudrücken.«

»Welchen Auftrag hatten Sie also?«

»Können wir Ihnen vertrauen?«

»Wollen Sie die gestohlenen Unterlagen zurückhaben?«

»Ja.«

»Welchen Auftrag hatten Sie also?«

»Wir sollten den Führer der Mudschaheddin aufsuchen. Ihm Geschenke überbringen. Allen

möglichen protzigen Tinnef von Ronald Reagan persönlich. Wir waren seine persönlichen Botschafter. Wir hatten unsere Anweisungen im Weißen Haus erhalten. Wir sollten bei jeder sich bietenden Gelegenheit als Schleimer und Arschkriecher auftreten.«

»Und haben Sie's getan?«

»Klar doch.«

»Das war vor fünfundzwanzig Jahren.«

»Also?«

»Wen kümmert das alles jetzt noch? Das ist ein historisches Detail, sonst nichts. Und die Sache hat funktioniert. In Afghanistan ist das Ende des Kommunismus eingeläutet worden.«

»Aber nicht auch das Ende der Mudschaheddin. Sie sind im Geschäft geblieben.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Sie sind Taliban oder Mitglieder der al-Qaida geworden. Aber auch das ist nur ein Detail. Ihre Wähler in North Carolina werden sich nicht an diese Geschichte erinnern. Die meisten Wähler wissen nicht mehr, was sie zum Frühstück gegessen haben.«

»Kommt darauf an«, meinte Sansom.

»Worauf?«

»Namenserkennung.«

»Welcher Name?«

»Im Korengaltal hat sich damals die eigentliche Action abgespielt. Nur eine kleine Frontausbuchtung, aber dort hat die Rote Armee ihr Waterloo erlebt. Die dortigen Mudschaheddin haben ausgezeichnet gekämpft. Deshalb war der lokale Führer der Mudschaheddin wirklich eine große Nummer, ein aufsteigender Star. Er war der Mann, den wir aufsuchen sollten. Und das haben wir getan. Wir sind mit ihm zusammengetroffen.«

»Und ihm in den Arsch gekrochen?«

»Bei jeder sich bietenden Gelegenheit.«

»Wer war der Mann?«

»Ursprünglich ein durchaus imponierender Typ. Jung, hochgewachsen, gut aussehend, hochintelligent, sehr engagiert. Und übrigens sehr reich. Ausgezeichnet vernetzt. Er stammte aus einer Milliardärsfamilie in Saudi-Arabien. Sein Vater war mit Reagans Vizepräsidenten befreundet. Aber

der Mann selbst war ein Revolutionär. Er hat um seiner Sache willen auf ein Luxusleben verzichtet.«

»Wer war er?«

»Osama bin Laden.«

Danach herrschte zehn Sekunden lang Schweigen. Zu hören waren nur gedämpfte Großstadtgeräusche, die durchs Fenster drangen, und das sanfte Brausen der Lüftung im Bad. Springfield verließ seinen Platz neben dem Fernseher und setzte sich aufs Bett.

Ich sagte: »Namenserkennung.«

Sansom meinte: »Die kann beschissen sein.«

»Da haben Sie recht.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Aber die Datei ist ziemlich groß«, sagte ich.

»Und?«

»Also ist der Bericht ziemlich lang. Und wir alle wissen, wie sich Armyberichte lesen.«

»Und?«

»Sie sind sehr trocken.« Das waren sie wirklich. Ein Beispiel dafür war Springfields Steyr GB. Die Army hatte diese Pistole erprobt.



Sie war ein Wunderwerk modernster Technik. Sie funktionierte nicht nur genau, wie sie sollte, sondern auch genau, wie sie nicht sollte. Ihr gasdruckgebremster Masseverschluss bedeutete, dass sie mit minderwertiger oder alter oder unzulänglicher Munition geladen werden konnte und trotzdem noch schoss. Die meisten Waffen haben Probleme mit unterschiedlichen Gasdrucken. Sie platzen, wenn er zu hoch ist, oder laden nicht nach, wenn er zu niedrig ist. Aber die Steyr wurde mit allem fertig. Deshalb war sie die Lieblingswaffe der Special Forces. Ihre Soldaten waren oft weit von der Heimat entfernt im Einsatz, bekamen keinen Nachschub und mussten mit dem zurechtkommen, was sich im Einsatzgebiet beschaffen ließ. Die Steyr GB war ein Wunderwerk aus Stahl.

Die US Army hatte sie als *technisch akzeptabel* eingestuft.

Ich sagte: »Vielleicht sind Sie nicht namentlich erwähnt worden. Vielleicht ist *er* nicht namentlich erwähnt worden. Vielleicht hat es für Delta-

Kommandeure und Rebellenführer nur Decknamen gegeben, die unter dreihundert Seiten detaillierter Einsatzberichte vergraben sind.«

Sansom schwieg.

Springfield sah weg.

Ich fragte: »Wie war er persönlich?«

Sansom sagte: »Sehen Sie? Genau das meine ich. Mein ganzes Leben zählt nichts mehr – ich bin nur noch der Kerl, der Osama bin Laden in den Arsch gekrochen ist. An nichts anderes werden die Leute sich erinnern.«

»Aber wie war er?«

»Er war ein Widerling, offenbar entschlossen, möglichst viele Russen zu töten. Was uns anfangs nur recht sein konnte, aber wir haben ziemlich bald erkannt, dass er es darauf anlegte, jeden zu liquidieren, der nicht genau so war wie er. Er war unheimlich. Ein Psychopath. Er hat übel gerochen. Das war damals ein sehr unangenehmes Wochenende. Ich hatte die meiste Zeit eine Gänsehaut.«

»Sie haben sich ein ganzes Wochenende dort

aufgehalten?«

»Ehrengäste. Allerdings nicht wirklich. Er war ein arroganter Hundesohn. Hat uns die ganze Zeit herumkommandiert und uns Vorträge über Strategie und Taktik gehalten. Hat uns erklärt, wie wir in Vietnam hätten gewinnen können. Und wir mussten so tun, als wären wir beeindruckt.«

»Was für Geschenke haben Sie ihm überbracht?«

»Keine Ahnung. Sie waren alle eingepackt. Er hat sie nicht mal ausgewickelt, sondern achtlos in die Ecke geworfen. Sie waren ihm egal. Unsere Anwesenheit hat ihm genügt. Er hat sich eingebildet, damit könnte er der Welt etwas beweisen. Der Große Satan hat das Knie vor ihm gebeugt. Ich hätte ein paarmal fast kotzen müssen. Und das hat nicht nur am Essen gelegen.«

»Sie haben mit ihm gegessen?«

»Wir waren in seinem Zelt untergebracht.«

»Das in dem Bericht als Hauptquartier der Mudschaheddin bezeichnet sein wird. Die Sprache wird völlig neutral sein und die Arschkriecherei

gar nicht erwähnt werden. Das Ganze besteht aus dreihundert langweiligen Seiten über ein versuchtes Treffen, das dann tatsächlich zustande gekommen ist. Etwaige Leser würden vor Langeweile sterben, bevor sie halb über den Atlantik geflogen sind. Wieso macht Ihnen das solche Sorgen?«

»Wegen der politischen Aspekte. Wegen der Anklänge an den Leih- und Pachtvertrag. Weil bin Laden keine privaten Geldmittel aufwenden musste, haben wir ihn praktisch subventioniert. Fast bezahlt.«

»Nicht Ihre Schuld. Das ist Sache des Weißen Hauses. Sind jemals einem Kapitän Vorwürfe gemacht worden, weil er im Zweiten Weltkrieg amerikanisches Kriegsmaterial zu den Sowjets transportiert hat? Die sind auch nicht unsere Freunde geblieben.«

Sansom schwieg.

Ich sagte: »Das sind nur Wörter auf Papier. Die wirken nicht nach. Kein Mensch liest heutzutage noch.«

Sansom sagte: »Die Datei ist sehr groß.«

»Je größer, desto besser. Je umfangreicher sie ist, desto tiefer sind die schädigenden Teile vergraben. Und alles ist schon verdammt lange her. Ich glaube sogar, dass wir ihn damals anders geschrieben haben. Mit einem U. Die Medien haben ihn Usama oder UBL genannt. Vielleicht fällt die Ähnlichkeit niemandem auf. Oder Sie könnten behaupten, das sei ein ganz anderer Mann gewesen.«

»Wissen Sie bestimmt, wo der USB-Stick ist?«

»Todsicher.«

»Sie reden nämlich, als wüssten Sie's nicht. Sie machen den Eindruck, als versuchten Sie, mich zu trösten, weil Sie wissen, dass diese Geschichte irgendwann doch bekannt wird.«

»Ich weiß, wo er ist. Ich versuche nur zu begreifen, warum Sie so nervös sind. Andere Leute haben schon viel Schlimmeres überlebt.«

»Arbeiten Sie manchmal am Computer?«

»Ich habe erst heute an einem gegessen.«

»Was erzeugt die größten Dateien?«

»Weiß ich nicht.«

»Raten Sie mal.«

»Lange Dokumente?«

»Falsch. Große Pixelmengen erzeugen die größten Dateien.«

»Pixel?«, fragte ich.

Er gab keine Antwort.

»Okay«, sagte ich. »Ich verstehe. Auf dem USB-Stick ist kein Bericht, sondern ein Foto.«

In dem Raum wurde es wieder still. Der gedämpfte Großstadtlärm, das Brausen der Zwangsbelüftung. Sansom stand auf und verschwand im Bad. Springfield kehrte an seinen Platz neben dem Fernsehschrank zurück, auf dem Mineralwasserflaschen mit Papierkragen standen, dessen Aufdruck verkündete, jede angebrochene Flasche werde mit acht Dollar in Rechnung gestellt.

Sansom kehrte aus dem Bad zurück.

»Reagan wollte ein Foto«, sagte er. »Teils weil er ein sentimentaler alter Knacker, teils weil er ein misstrauischer alter Mann war. Er wollte kontrollieren, ob wir unseren Auftrag ausgeführt hatten. Soviel ich mich erinnere, stehe ich mit schrecklich servilem Gesichtsausdruck rechts neben bin Laden.«

Springfield sagte: »Und ich auf der anderen

Seite.«

Sansom erklärte: »Bin Laden hat die Twin Towers zum Einsturz gebracht. Er hat das Pentagon angegriffen. Er ist der meistgesuchte Terrorist der Welt. Ihn kennt praktisch jeder. Er ist unverwechselbar. Das Foto würde mich als Politiker erledigen. Ich wäre mausetot. Für immer und ewig.«

Ich fragte: »Sind die Hoths deshalb so scharf darauf?«

Er nickte. »Damit die al-Qaida mich und die Vereinigten Staaten mit mir demütigen kann. Oder umgekehrt.«

Ich trat an den Fernsehschrank und nahm mir eine Flasche Wasser, schraubte sie auf und nahm einen großen Schluck. Das Zimmer ging auf Springfields Kreditkarte, was bedeutete, dass letztlich Sansom zahlte. Und Sansom konnte sich acht Bucks leisten.

Dann grinste ich kurz.

»Daher das Foto in Ihrem Buch«, sagte ich. »Und in Ihrem Büro an der Wand. Donald



Rumsfeld bei Saddam Hussein in Bagdad.«

»Ja«, sagte Sansom.

»Für alle Fälle. Um zu zeigen, dass ein anderer genau das Gleiche gemacht hat. Wie eine Trumpfkarte, die unbeachtet auf dem Boden liegt. Kein Mensch hat sie als Trumpf erkannt. Kein Mensch hat sie überhaupt als Karte erkannt.«

»Sie ist kein Trumpf«, entgegnete Sansom.  
»Nicht einmal andeutungsweise. Sie ist ein lausiger Kreuzvierer. Weil bin Laden weit schlimmer ist, als Saddam es jemals war. Und Rumsfeld wollte anschließend nicht in irgendein Amt gewählt werden. Auf die Posten, die er später bekleidet hat, haben seine Freunde ihn gehievt. Er musste immer ernannt werden, weil kein vernünftiger Mensch ihn gewählt hätte.«

»Haben Sie Freunde?«

»Nicht viele.«

»Über das Foto mit Rumsfeld ist nie viel geredet worden.«

»Weil er für kein Amt kandidiert hat. Wäre er je in einen Wahlkampf gezogen, wäre diese Aufnahme

das berühmteste Foto der Welt geworden.«

»Sie sind ein besserer Mann als Rumsfeld.«

»Sie kennen mich nicht.«

»Vermute ich mal.«

»Okay, vielleicht. Aber bin Laden ist schlimmer als Saddam. Und dieses Foto wäre Gift. Es bräuchte nicht mal eine Erklärung. Da stehe ich und blicke freudig grinsend zu dem meistgesuchten Terroristen der Welt auf. Solche Fotos werden manchmal gefälscht, um den politischen Gegner zu verunglimpfen. Aber dieses ist echt!«

»Sie bekommen es zurück.«

»Wann?«

»Wie geht's mit der Niederschlagung der Strafverfahren?«

»Langsam.«

»Aber sicher?«

»Nicht besonders. Es gibt gute und schlechte Nachrichten.«

»Fangen Sie mit den schlechten an.«

»Dass das FBI mitspielt, ist sehr unwahrscheinlich. Und das

Verteidigungsministerium will erst recht nichts davon wissen.«

»Diese drei Männer?«

»Die sind abgelöst. Sie sind offenbar verletzt. Einer hat einen Nasenbeinbruch, ein anderer eine Kopfplatzwunde. Aber sie sind ersetzt worden. Das Ministerium will nicht lockerlassen.«

»Es sollte dankbar sein. Es braucht alle Unterstützung, die es kriegen kann.«

»So funktioniert die Sache nicht. Hier gibt es auch Revierkämpfe zu gewinnen.«

»Und was ist die gute Nachricht?«

»Wir glauben, dass die hiesige Polizei die Sache mit der U-Bahn entspannt sehen will.«

»Große Klasse«, sagte ich. »Als ob man Charles Manson einen Strafzettel wegen Falschparkens erließe.«

Sansom gab keine Antwort.

Ich fragte ihn: »Was ist mit Theresa Lee und Jacob Mark? Und Docherty?«

»Die sind wieder an ihrem Arbeitsplatz. Mit einer staatlichen Belobigung in ihrer Personalakte,

weil sie die Heimatschutzbehörde bei vertraulichen Ermittlungen unterstützt haben.«

»Also ist mit den dreien alles in Ordnung, aber nicht mit mir?«

»Sie haben niemanden tätlich angegriffen. Sie haben keinen Egos blaue Flecken verpasst.«

»Was haben Sie mit dem USB-Stick vor, wenn Sie ihn zurückbekommen?«

»Ich kontrolliere, ob er der richtige ist, dann zertrümmere ich ihn, verbrenne die Stücke, zerstoße die Asche zu Staub und spüle sie in ungefähr acht verschiedenen Toiletten hinunter.«

»Und wenn ich Sie bäte, das nicht zu tun?«

»Mit welcher Begründung?«

»Das sage ich Ihnen später.«

Je nach Betrachtungsweise war es entweder später Nachmittag oder früher Abend. Aber ich war gerade erst aufgewacht, deshalb hielt ich ein Frühstück für angebracht. Ich rief unten beim Zimmerservice an und bestellte ein großes Tablett. Bei den New Yorker Preisen im Sheraton war es mit Steuern, Trinkgeld, Zuschlägen und Gebühren

mindestens fünfzig Dollar wert. Sansom zuckte nicht mit der Wimper. Er saß leicht nach vorn gebeugt auf seinem Stuhl und kochte vor Frustration und Ungeduld. Springfield wirkte viel entspannter. Er war vor einem Vierteljahrhundert mit im afghanischen Bergland gewesen und hatte sich die Schande mit Sansom geteilt. *Manchmal werden unsere Freunde unsere Feinde, und manchmal werden unsere Feinde unsere Freunde.* Aber für Springfield stand nichts auf dem Spiel. Keine Ziele, keine Pläne, keine Ambitionen. Und das merkte man. Springfield war nichts anderes als damals: ein Mann, der seine Arbeit tat.

Ich fragte: »Hätten Sie ihn liquidieren können?«

»Er war ständig von seinen treu ergebenen Leibwächtern umringt«, erklärte Sansom. »Wir sind hundert Meter vor dem Lager entwaffnet worden. Waren nie mit ihm allein. In seiner Umgebung sind ständig Leute herumgelaufen. Dazu Kinder und Tiere. Ein Leben wie in der Steinzeit.«

»Er war eine hagere Bohnenstange«, sagte Springfield. »Ich hätte jederzeit zupacken und ihm

den dünnen Hals umdrehen können, wenn ich gewollt hätte.«

»Hatten Sie denn den Wunsch?«

»Darauf können Sie Gift nehmen! Weil er mir gleich ver-

dächtig vorgekommen ist. Vielleicht hätte ich's tun sollen, als die Blitzbirne gezündet hat. Dann wäre das Foto noch besser geworden.«

Ich sagte: »Himmelfahrtskommando.«

»Aber es hätte später viele Menschenleben gerettet.«

Ich nickte. »So als ob Rumsfeld Saddam erstochen hätte.«

Ein Mann vom Zimmerservice brachte das bestellte Essen, und ich tauschte den Platz mit Sansom und aß am Tisch. Sansom erhielt einen Handyanruf und bestätigte mir, dass vorläufig niemand daran dachte, mich wegen meiner Flucht quer über die U-Bahngleise zu belangen. Das NYPD interessierte sich nicht mehr für meine Person. Aber dann telefonierte er noch einmal und teilte mir mit, beim FBI berieten die

Geschworenen noch, und die Zeichen stünden auf Sturm. Dann führte er ein drittes Telefongespräch und erfuhr, dass die Bonzen im Verteidigungsministerium nicht daran dachten, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Sie hatten sich darin verbissen wie ein Hund in einen Knochen. Auf Bundesebene steckte ich in allen möglichen Schwierigkeiten. Behinderung der Justiz, gefährliche Körperverletzung, Verwundung mit einer tödlichen Waffe.

»Ende der Geschichte«, sagte Sansom. »Ich müsste mich jetzt direkt an den Verteidigungsminister wenden.«

»Oder an den Präsidenten«, schlug ich vor.

»Aber das kann ich nicht. Offiziell sind Agenten des Ministeriums einer aktiven al-Qaida-Zelle dicht auf den Fersen. Dagegen kann man im heutigen Klima nicht argumentieren.«

*Politik ist ein Minenfeld. Tut man's, wird man verdammt, lässt man's, wird man auch verdammt.*

»Okay«, sagte ich. »Ich will nur wissen, wie der Kampfplatz aussieht.«

»Streng genommen ist dies nicht Ihr Kampf.«

»Jacob Mark wäre froh, wenn der Fall abgeschlossen wäre.«

»Sie tun das für Jacob Mark? Die Feds können ihm alle Informationen geben, die er braucht.«

»Glauben Sie? Die Feds kommen mit ihren Ermittlungen nicht weiter. Wie lange soll diese Sache sich noch hinziehen?«

»Tun Sie das also für Jacob Mark oder für mich?«

»Ich tue es für mich selbst.«

»Sie sind nicht in diese Sache verwickelt.«

»Ich mag Herausforderungen.«

»Auf der Welt gibt's genügend andere Herausforderungen.«

»Die Hoths haben mich persönlich hineingezogen. Sie haben mir diese DVD geschickt.«

»Das war ein taktischer Schachzug. Reagieren Sie, siegen die anderen.«

»Nein, reagiere ich, verlieren sie.«

»Wir sind hier nicht im Wilden Westen.«



»Das stimmt. Wir sind hier im Duckmäuser-Westen. Wir müssen die Uhr zurückstellen.«

»Wissen Sie überhaupt, wo sie sich befinden?«  
Springfield sah mich an.

Ich sagte: »Ich habe verschiedene Ideen.«

»Stehen Sie weiter mit ihnen in Verbindung?«

»Seit der Sache mit der DVD hat sie mich nicht wieder angerufen.«

»Seit sie Sie reingelegt hat, meinen Sie.«

»Ich glaube, dass sie wieder anruft.«

»Weshalb?«

»Weil sie will.«

»Sie könnte gewinnen. Ein einziger falscher Schritt, dann sind Sie ihr Gefangener. Letzten Endes werden Sie ihr erzählen, was sie wissen will.«

Ich fragte ihn: »Wie oft sind Sie seit dem elften September mit Linienmaschinen geflogen?«

Er antwortete: »Hunderte von Malen.«

»Und ich wette, dass Sie jedes Mal im Hintergrund Ihres Bewusstseins gehofft haben, dass Entführer an Bord sein würden. Damit Sie

aufspringen könnten, wenn sie den Gang entlangmarschierten, und sie zu Brei schlagen könnten. Oder bei dem Versuch sterben.«

Sansom nickte leicht, und seine Lippen verzogen sich zu einem wehmütigen kleinen Lächeln. Das erste Lächeln, das ich seit Langem bei ihm gesehen hatte.

»Sie haben recht«, sagte er. »Auf jedem Flug.«

»Weshalb?«

»Ich würde die Mitfliegenden beschützen wollen.«

»Und Sie würden Ihren Frustrationen ein Ventil verschaffen wollen. Und Ihren Hass loswerden. Ich weiß, dass ich das wollen würde. Mir hat das World Trade Center mit den Twin Towers gefallen. Mir hat die Welt gefallen, wie sie früher war. Davor, meine ich. Ich bin kein gewiefter Politiker. Ich bin weder Diplomat noch Stratege. Ich kenne meine Schwächen, und ich kenne meine Stärken. Deshalb erscheint einem Menschen wie mir die Chance, gegen eine aktive al-Qaida-Zelle anzutreten, nicht viel anders, als fielen alle meine

Geburtstage und Weihnachten auf einen einzigen Tag.«

»Sie sind verrückt. Dies ist keine Sache, die man allein angeht.«

»Woraus besteht die Alternative?«

»Die Heimatschutzbehörde spürt sie irgendwann auf. Dann wird ein Einsatzkommando zusammengestellt. NYPD, FBI, SWAT-Teams, Ausrüstung, Hunderte von Männern.«

»Ein riesiges Unternehmen mit vielen unvereinbaren Komponenten.«

»Aber sorgfältig geplant.«

»Haben Sie schon mal bei solchen Unternehmen mitgemacht?«

»Einige Male.«

»Waren Sie hinterher zufrieden?«

Sansom gab keine Antwort.

Ich sagte: »Allein ist immer besser.«

»Vielleicht nicht«, sagte Springfield. »Wir haben die Unterlagen der Heimatschutzbehörde eingesehen. Die Hoths haben eine große Crew mitgebracht.«

»Wie viele?«

»Neunzehn Mann.«

Ich beendete mein Frühstück. Die Kaffeekanne war leer. Also trank ich eine Wasserflasche für acht Dollar aus und warf sie schwungvoll in Richtung Papierkorb. Sie prallte von seinem Rand ab und rollte über den Teppichboden. Kein gutes Omen, wenn man abergläubisch war. Aber das bin ich nicht.

»Insgesamt neunzehn Mann«, sagte ich. »Vier haben das Land bereits verlassen, und zwei sind marschfähige Verwundete mit gebrochenen Kiefern und Ellbogen. Also verbleiben dreizehn im aktiven Dienst.«

Sansom fragte: »Mit gebrochenen Kiefern und Ellbogen? Wie ist das passiert?«

»Sie waren auf der Suche nach mir unterwegs. Vielleicht sind sie in ihren heimatlichen Bergen mit Granatwerfern große Klasse, aber Straßenkämpfe scheinen nicht ihre Stärke zu sein.«

»Haben Sie etwas auf ihre Stirn geschrieben?«

»Bei einem. Warum?«

»Das FBI hat einen Anruf aus der Notaufnahme im Bellevue Hospital erhalten. Dort sind zwei bei einer Schlägerei verletzte, nicht identifizierte Ausländer eingeliefert worden. Einem war etwas auf die Stirn geschrieben worden.«

»Zur Strafe«, sagte ich. »Die Hoths müssen mit ihrer Leistung unzufrieden gewesen sein. Sie haben die beiden ausgeliefert, um die Übrigen anzuspornen.«

»Skrupellose Leute.«

»Wo sind die beiden jetzt?«

»Sicherheitsraum im Hospital, denn einer von ihnen war schon mal da; irgendein Notfall in der Penn Station. Er schweigt eisern. Das FBI versucht rauszukriegen, wer, zum Teufel, er ist.«

»Warum dauert das so lange? Ich habe Lilas Namen auf seine Stirn geschrieben. Ich habe geschrieben: ›Lila, rufen Sie mich an.‹ An wie vielen Leuten namens Lila ist das Bureau im Augenblick interessiert?«

Sansom schüttelte den Kopf. »Nein, so einfach ist die Sache nicht. Die Hautpartie mit dem Namen war mit einem Messer herausgeschnitten worden.«

Ich durchquerte den Raum und öffnete die zweite Flasche Wasser für acht Dollar. Nahm einen Schluck. Es schmeckte gut. Aber nicht besser als Zweidollarwasser. Oder kostenloses Wasser aus der Leitung.

»Dreizehn Leute«, sagte ich.

»Und die Hoths selbst«, fügte Springfield hinzu.

»Okay, fünfzehn.«

»Himmelfahrtskommando.«

»Sterben müssen wir alle«, sagte ich. »Die einzige Frage ist nur, wann und wie.«

»Wir können Sie nicht aktiv unterstützen«, erklärte Sansom. »Das verstehen Sie, nicht wahr? Diese Sache muss zu mindestens einem und maximal fünfzehn Morden auf den Straßen von New York City führen. Daran dürfen wir uns nicht beteiligen. An so etwas dürfen wir nicht mal bis auf eine Million Meilen herankommen.«

»Aus politischen Gründen?«

»Aus einer Vielzahl von Gründen.«

»Ich bitte Sie nicht um Hilfe.«

»Sie sind wahnsinnig.«

»Das werden die anderen auch glauben.«

»Haben Sie schon einen Zeitplan im Kopf?«

»Bald. Langes Zuwarten wäre zwecklos.«

»Der eine Mord als Minimum wären natürlich Sie. Dann wüsste ich nicht, wo ich mein Foto suchen sollte.«

»Drücken Sie mir also die Daumen.«

»Verantwortungsvoll gehandelt wäre es, wenn Sie mir das Versteck jetzt nennen würden.«

»Nein, verantwortungsvoll gehandelt wäre es, wenn ich einen Job als Schulbusfahrer annehmen würde.«

»Kann ich Ihnen vertrauen?«

»Dass ich überlebe?«

»Dass Sie Wort halten.«

»Was haben Sie auf der Officer Candidate School gelernt?«

»Dass Offizierskameraden vertrauenswürdig sind. Vor allem wenn sie denselben Dienstgrad



haben.«

»Da haben Sie's.«

»Aber wir waren nicht wirklich Kameraden.«

»Das ist richtig. Ich habe schwer gearbeitet, während Sie weltweit unterwegs waren, um Terroristen in den Arsch zu kriechen. Sie haben nicht mal ein Purple Heart erhalten.«

Er schwieg.

»War nur ein Scherz«, sagte ich. »Aber Sie sollten hoffen, dass nicht ich das erste Opfer werde, sonst bekommen Sie solches Zeug vielleicht dauernd zu hören.«

»Sagen Sie's mir also jetzt.«

»Ich brauche Sie, damit Sie mir den Rücken freihalten.«

Er sagte: »Ich habe Ihre Personalakte gelesen.«

»Das haben Sie mir schon gesagt.«

»Das Purple Heart wurde Ihnen deshalb verliehen, weil diese Autobombe in Beirut Sie erwischte hat. Bei dem Anschlag auf die Kaserne der Marines.«

»Daran erinnere ich mich nur zu gut.«

»Sie haben eine entstellende Narbe davongetragen.«

»Möchten Sie sie sehen?«

»Nein. Aber Sie müssen daran denken, dass das nicht die Hoths waren.«

»Wer sind Sie – mein Therapeut?«

»Nein. Aber das macht meine Aussage nicht weniger wahr.«

»Keine Ahnung, wer die Täter in Beirut waren. Das weiß niemand sicher. Aber jedenfalls waren sie Gesinnungsgenossen der Hoths.«

»Ihr Hauptmotiv ist Rachsucht. Und Sie fühlen sich weiter schuldig wegen Susan Mark.«

»Und?«

»Und deshalb arbeiten Sie vielleicht nicht mit höchster Effizienz.«

»Machen Sie sich Sorgen um mich?«

»Hauptsächlich um mich. Ich will mein Foto wiederhaben.«

»Das bekommen Sie.«

»Geben Sie mir wenigstens einen Hinweis darauf, wo es ist.«

»Was ich weiß, wissen Sie auch. Ich hab's rausgekriegt. Also werden Sie's auch rausbekommen.«

»Sie waren ein Cop. Sie besitzen andere Fähigkeiten.«

»Dann sind Sie also etwas langsamer. Trotzdem braucht man dafür kein Genie zu sein. Versuchen Sie mal, wie ein gewöhnlicher Mensch zu denken. Nicht wie ein Soldat oder Politiker.«

Er versuchte es, schaffte es aber nicht. Er sagte: »Erklären Sie mir wenigstens, warum ich es nicht vernichten sollte.«

»Was ich weiß, wissen Sie auch.«

»Was bedeutet das?«

»Oder vielleicht wissen Sie nicht, was ich weiß. Weil Sie sich selbst zu nahe sind. Ich bin nur jemand aus dem Volk.«

»Und?«

»Sie sind bestimmt ein toller Kerl, Sansom. Sie wären bestimmt ein großartiger Senator. Aber letztlich ist jeder Senator doch nur einer von hundert Männern. Sie sind alle ziemlich

austauschbar. Können Sie mir einen Namen nennen? Welcher Senator hat durch seine Arbeit wirklich von sich reden gemacht?«

Sansom gab keine Antwort.

»Können Sie mir sagen, was Sie persönlich gegen die al-Qaida unternehmen werden?«

Er begann vom Streitkräfteausschuss, von auswärtigen Beziehungen, Geheimdiensten, Haushaltsberatungen und Kontrollen zu reden. Wie aus Textbausteinen zusammengesetzt. Als müsste er eine Wahlrede halten. Ich fragte ihn: »Welchen Teil davon könnte ein anderer Senator nicht genauso gut erledigen, wenn Sie nicht gewählt würden?« Er schwieg. »Stellen Sie sich eine Höhle im Nordwesten Pakistans vor. Wie dort in diesem Augenblick die Führungsspitze der al-Qaida versammelt ist. Raufen sie sich die Haare und sagen: ›Heiliger Scheiß, wir dürfen nicht zulassen, dass John Sansom in den US-Senat kommt? Stehen Sie auf ihrer Tagesordnung ganz oben?«

Er sagte: »Wahrscheinlich nicht.«

»Wozu würden sie dann das Foto wollen?«

»Ein kleiner Sieg«, sagte er. »Besser als nichts.«

»Verdammt viel Aufwand für einen kleinen Sieg, finden Sie nicht auch? Zwei Agenten plus neunzehn Mann, die ein Vierteljahr im Einsatz sind?«

»Die Vereinigten Staaten wären in Verlegenheit gebracht.«

»Aber nicht sehr. Denken Sie an das Foto von Rumsfeld. Kein Mensch hat sich etwas daraus gemacht. Die Zeiten ändern sich, die Dinge entwickeln sich weiter. Das verstehen die Leute, falls sie überhaupt etwas registrieren. Unsere Landsleute sind entweder sehr reif und vernünftig – oder nehmen überhaupt nichts wahr. Ich weiß nie, was davon zutrifft. Aber in beiden Fällen wäre die Veröffentlichung des Fotos ein Rohrkrepierer. Sie könnte Sie persönlich ruinieren, aber jeweils nur *einen* Amerikaner zu vernichten, entspricht nicht der Arbeitsweise der al-Qaida.«

»Sie würde dem Bild Reagans schaden.«

»Wen kümmert's? Die meisten Amerikaner können sich nicht an ihn erinnern. Sie glauben,

Reagan sei ein Flughafen in Washington.«

»Ich denke, dass Sie diese Sache unterschätzen.«

»Und ich denke, dass Sie sie überschätzen. Sie stecken selbst zu tief drin.«

»Ich glaube, dass das Foto schaden würde.«

»Aber wem? Wie denkt die Regierung darüber?«

»Sie wissen, dass das Verteidigungsministerium wie verrückt versucht, es zurückzubekommen.«

»Tatsächlich? Wieso hat es den Auftrag dann seiner zweiten Mannschaft erteilt?«

»Sie glauben, dass diese Kerle die zweite Mannschaft waren?«

»Das hoffe ich sehr. War das die erste Mannschaft, sollten wir vielleicht alle nach Kanada auswandern.«

Sansom schwieg.

Ich sagte: »In North Carolina könnte das Foto lokal einigen Flurschaden anrichten. Aber das scheint alles zu sein. Wir sehen keinen Großeinsatz des Verteidigungsministeriums. Weil national keine

ernsthaften Nachteile drohen.«

»Das ist keine zutreffende Beurteilung.«

»Okay, die Veröffentlichung würde uns schaden. Sie stellt den Beweis für einen strategischen Fehler dar. Das Foto ist peinlich, es bringt uns in Verlegenheit. Aber das war's auch schon. Es bedeutet nicht das Ende der Welt.«

»Dann macht die al-Qaida sich zu große Hoffnungen? Soll das heißen, dass auch sie sich irrt? Dass sie die amerikanische Psyche weniger gut versteht als Sie?«

»Nein. Ich sage, dass diese ganze Sache nicht ganz im Lot ist. Sie scheint leicht asymmetrisch zu sein. Die al-Qaida schickt eine erste Mannschaft, und wir bieten eine zweite Mannschaft auf. Folglich ist ihr Wunsch, das Foto zu erbeuten, ein bisschen stärker als unser Wunsch, es zu behalten.«

Sansom sagte nichts.

»Und wir müssen uns fragen, weshalb Susan Mark es nicht einfach herunterladen sollte. Hätten diese Leute uns in Verlegenheit bringen wollen, wäre das Herunterladen eine bessere Idee

gewesen. Wäre das Foto veröffentlicht und von Skeptikern als gefälscht bezeichnet worden, wäre das Original noch gespeichert gewesen, was wir schlecht hätten leugnen können.«

»Okay.«

»Aber Susan Mark sollte es nicht nur kopieren. Sie hatte den Auftrag, es praktisch zu stehlen. Es uns wegzunehmen. Ohne eine Spur zu hinterlassen. Was Risiko und Sichtbarkeit gewaltig erhöht hat.«

»Und das bedeutet?«

»Dass sie es haben und gleichzeitig dafür sorgen wollen, dass wir es *nicht* haben.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sie müssen an damals zurückdenken und sich genau daran erinnern, was die Kamera gesehen hat. Weil die al-Qaida dieses Foto nicht veröffentlichen will. Sie will es stehlen, um es unterdrücken zu können.«

»Wozu das?«

»Für Sie mag es peinlich sein – aber es zeigt etwas, das für Osama bin Laden noch viel schlimmer ist.«



Wie erwartet schwiegen Sansom und Springfield nachdenklich. Sie erinnerten sich an einen Tag vor fünfundzwanzig Jahren, an ein halbdunkles Zelt über dem Korengaltal. Dabei spannten sie die Muskeln an und richteten sich leicht auf, als nähmen sie unwillkürlich ihre straffe Haltung von damals ein. Einer links, der andere rechts, ihr Gastgeber in der Mitte. Die Kamera auf sie gerichtet, der Bildausschnitt gewählt, das Objektiv scharf eingestellt. Der Aufsteckblitz eingeschaltet, das Summen des Kondensators, dann die Entladung, die das Zeltinnere in grelles Licht tauchte.

Was genau hatte die Kamera gesehen?

Sansom sagte: »Ich kann mich an nichts Besonderes erinnern.«

»Vielleicht sind *wir* ihm peinlich«, meinte Springfield. »Das wäre die einfachste Erklärung.

Vielleicht gilt eine Begegnung mit Amerikanern heutzutage als schlechtes Karma.«

»Nein«, entgegnete ich. »Das Foto hat sogar PR-Wert. Es lässt bin Laden mächtig und triumphierend aussehen, während wir wie gutgläubige Trottel wirken. Nein, es muss etwas anderes gewesen sein.«

»Dort drinnen ist's zugegangen wie im Zoo. Chaos und totales Durcheinander.«

»Es muss etwas sehr Anstößiges gewesen sein. Kleine Jungen, kleine Mädchen, Tiere.«

Sansom sagte: »Ich weiß nicht, was sie als anstößig bezeichnen würden. Dort drüben gelten völlig andere Regeln. Es könnte sogar etwas sein, das er gegessen hat.«

»Oder geraucht.«

»Oder getrunken.«

»Alkohol hat's keinen gegeben«, sagte Springfield. »Daran erinnere ich mich gut.«

»Frauen?«, fragte ich.

»Auch keine Frauen.«

»Irgendetwas muss es gegeben haben. Waren

noch andere Besucher da?«

»Nur Stammesangehörige.«

»Keine Ausländer?«

»Nur wir.«

»Es muss irgendwas gewesen sein, das ihn bloßstellt, schwach oder pervers erscheinen lässt. War er gesund?«

»Er hat gesund ausgesehen.«

»Was sonst könnte es gewesen sein?«

»Ich weiß es nicht. Das ist alles schon so lange her. Wir waren müde. Wir waren hundertfünfzig Kilometer weit durch die Frontlinien marschiert.«

Sansom war verstummt. Damit hatte ich gerechnet. Zuletzt sagte er: »Das ist echt eine Scheißsache.«

Ich sagte: »Ja, ich weiß.«

»Ich muss eine wichtige Entscheidung treffen.«

»Auch das weiß ich.«

»Schadet dieses Foto ihm mehr als mir, muss ich es veröffentlichen.«

»Nein, wenn es ihm überhaupt schadet – auch wenn's noch so wenig ist –, müssen Sie es

veröffentlichen. Und dann müssen Sie die Konsequenzen tragen.«

»Wo ist es?«

Ich gab keine Antwort.

»Okay«, sagte er. »Ich halte Ihnen den Rücken frei. Aber ich weiß, was Sie wissen. Und Sie haben es rausgekriegt. Was bedeutet, dass ich es ebenfalls rausbekommen kann. Nur eben etwas langsamer. Weil man dazu kein Genie zu sein braucht. Was bedeutet, dass die Hoths es ebenfalls herauskriegen können. Langsamer als ich? Vielleicht nicht. Vielleicht holen sie sich gerade den USB-Stick.«

»Ja«, sagte ich. »Vielleicht tun sie das.«

»Und wenn sie das Foto unterdrücken wollen, wär's vielleicht keine schlechte Idee, sie das einfach tun zu lassen.«

»Wenn sie es unterdrücken wollen, bedeutet das, dass es eine wirkungsvolle Waffe ist, die gegen sie eingesetzt werden könnte.«

Sansom sagte nichts.

Ich fragte: »Erinnern Sie sich an die Officer

Candidate School. An die Eidesformel mit dem Passus »gegen alle in- und ausländischen Feinde?«

»Im Kongress legen wir denselben Eid ab.«

»Sollten Sie also zulassen, dass die Hoths diese Aufnahme unterdrücken?«

Er schwieg sehr lange.

»Gehen Sie«, sagte er dann. »Erledigen Sie die Hoths, bevor ihnen das Foto in die Hände fällt.«

Ich ging nicht. Nicht gleich danach. Nicht sofort. Ich hatte Dinge zu überlegen und Pläne zu machen. Und Mängel zu beseitigen. Ich war nicht ausgerüstet. Ich trug Gartenclogs aus Gummi und eine blaue Hose. Ich war unbewaffnet. Nichts davon war gut. Ich wollte in tiefster Nacht und zweckmäßig schwarz gekleidet in Aktion treten. Mit richtigen Schuhen. Und mit Waffen. Je mehr, desto besser.

Die Ausrüstung war leicht zu beschaffen.

Mit den Waffen würde es schwieriger werden. New York City ist nicht die beste Stadt der Welt, wenn es darum geht, sich rasch ein privates

Arsenal zuzulegen. In den Außenbezirken gab es vermutlich Läden, die überteuerten Schrott unter der Hand verkauften, aber dort draußen gab es auch Gebrauchtwagenhändler, und anspruchsvolle Fahrer waren gut beraten, einen weiten Bogen um sie zu machen.

Problem.

Ich schaute zu Sansom und fragte: »Sie dürfen mir nicht aktiv helfen, richtig?«

Er sagte: »Nein.«

Ich wandte mich an Springfield: »Ich ziehe jetzt los, um Klamotten zu kaufen. Ich denke an eine schwarze Hose, ein schwarzes T-Shirt und schwarze Schuhe. Dazu eine schwarze Windjacke, vielleicht in XXL, ziemlich weit und sackartig. Was halten Sie davon?«

Springfield antwortete: »Das ist uns egal. Wenn Sie zurückkommen, sind wir nicht mehr da.«

Ich ging wieder in das Geschäft am Broadway, in dem ich vor Sansoms Lunch mit Wall-Street-Bankern das Khakihemd gekauft hatte. Es machte wenig Umsatz und hatte reichlich Ware anzubieten.

Bis auf Schuhe und Socken fand ich dort alles, was ich brauchte. Schwarze Jeans, einfaches schwarzes T-Shirt und eine schwarze Windjacke aus Popeline mit Reißverschluss, die für einen Mann mit viel mehr Bauch als ich gedacht war. Ich probierte sie an und stellte fest, dass sie wie erwartet an Armen und Schultern gut saß, aber vorn wie ein Umstandskleid ausgebeult war.

Perfekt, wenn Springfield meinen Wink verstanden hatte.

Ich zog mich in der Umkleidekabine um, stopfte meine alten Sachen in einen Abfallkorb und bezahlte bei der Kassiererin neunundfünfzig Dollar. Auf ihre Empfehlung ging ich drei Blocks weiter zu einem Schuhgeschäft. Dort erstand ich ein Paar feste Springerstiefel und ein Paar Socken. Das kostete mich fast hundert Bucks. In Gedanken glaubte ich die Stimme meiner Mutter zu hören: Für dieses Geld müssen sie aber lange halten. Zerschramm sie nicht. Ich verließ den Laden und trat auf dem Gehsteig mehrmals fest auf, damit die Stiefel gut saßen. Zuletzt erwarb ich in einem

Drugstore noch ein Paar weiße Boxershorts, ein No-Name-Produkt. Da alles andere neu war, wollte ich das Ensemble auf diese Weise komplettieren.

Dann machte ich mich auf den Rückweg zum Hotel.

Nach drei Schritten begann das Handy in meiner Tasche zu vibrieren.



Ich trat an ein Gebäude Ecke 55th Street zurück und zog das Handy aus der Tasche. *Vertraulicher Anruf*. Ich klappte das Mobiltelefon auf und hob es ans Ohr.

Lila Hoth fragte: »Reacher?«

Ich sagte: »Ja?«

»Ich stehe weiter auf der Straße. Warte noch immer darauf, dass der Lastwagen mich überfährt.«

»Er kommt.«

»Aber wann trifft er ein?«

»Sie können noch eine Weile schwitzen. In ein paar Tagen bin ich da.«

»Ich kann's kaum erwarten.«

»Ich weiß, wo Sie sind.«

»Gut. Das vereinfacht die Sache.«

»Und ich weiß auch, wo der USB-Stick ist.«

»Auch das ist gut. Wir lassen Sie am Leben, bis

Sie's uns gesagt haben. Und dann vielleicht nur so zum Spaß noch ein paar Stunden länger.«

»Sie sind ein hilfloses Lämmchen, Lila. Sie hätten zu Hause bleiben und Ihre Ziegen hüten sollen. Jetzt sterben Sie, und dieses Foto geht um die Welt.«

»Wir haben einen unbeschriebenen DVD-Rohling«, konterte sie. »Die Kamera ist frisch geladen und für Sie in der Hauptrolle bereit.«

»Sie reden zu viel, Lila.«

Sie gab keine Antwort.

Ich klappte das Handy zu und setzte bei hereinbrechender Abenddämmerung meinen Rückweg zum Hotel fort. Dann fuhr ich mit dem Aufzug hinauf und zu meinem Zimmer und setzte mich aufs Bett, um zu warten. Ich musste ziemlich lange warten. Fast vier Stunden. Ich glaubte auf Springfield zu warten, aber letztlich war es Theresa Lee, die bei mir aufkreuzte.

Sie klopfte acht Minuten vor Mitternacht an meine Tür. Ich wendete wieder den Trick mit der Sperrkette und dem Spiegel an und ließ sie ein. Sie

trug eine Version des Outfits, in dem ich sie erstmals gesehen hatte: Hose und kurzärmelige Seidenbluse. Nicht in die Hose gesteckt. Dunkelgrau, nicht mittelgrau. Weniger silbrig. Seriöser.

Sie hatte eine Sporttasche aus schwarzem Nylon dabei. Wie die Tasche herabhing, ließ darauf schließen, dass sie schwere Gegenstände enthielt. Wie die schweren Gegenstände sich klickend bewegten, ließ darauf schließen, dass sie aus Metall waren. Sie stellte die Tasche neben der Tür zum Bad ab und fragte: »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Und mit Ihnen?«

Sie nickte. »Alles ist so, als wäre nie was passiert. Wir sind alle wieder im Dienst.«

»Was ist in der Tasche?«

»Keine Ahnung. Ein Unbekannter hat sie mir aufs Revier gebracht.«

»Springfield?«

»Nein, er hat sich Browning genannt, mir die Tasche übergeben und gesagt, im Interesse der

Verbrechensbekämpfung müsse ich dafür sorgen, dass sie nie in Ihre Hände gelangt.«

»Aber Sie haben sie trotzdem hergebracht?«

»Ich bewache sie persönlich. Das ist sicherer, als sie auf dem Revier herumstehen zu lassen.«

»Okay.«

»Sie würden mich überwältigen müssen. Und ein Angriff auf eine Polizeibeamtin ist strafbar.«

»Stimmt.«

Sie setzte sich aufs Bett. Einen Meter von mir entfernt. Vielleicht weniger.

Sie sagte: »Wir haben die drei alten Gebäude in der 58th Street durchsucht.«

»Springfield hat euch davon erzählt?«

»Er hat gesagt, er heiße Browning. Unsere Abteilung Terrorabwehr hat sie vor zwei Stunden gestürmt. Die Hoths waren nicht dort.«

»Ja, ich weiß.«

»Sie waren dort, aber schon ausgeflogen.«

»Ich weiß.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie haben Leonid und seinen Kumpel

preisgegeben. Folglich sind sie jetzt an einem Ort, den die beiden nicht kennen. Schichten über Schichten.«

»Weshalb haben sie Leonid und seinen Kumpel preisgegeben?«

»Als warnendes Beispiel für die übrigen dreizehn. Und um die Maschinerie in Gang zu halten. Wir fassen sie ein bisschen hart an, die arabischen Medien sprechen von Folter, und sie bekommen zehn neue Rekruten. Ein Nettogewinn von acht. Und Leonid und sein Kumpel sind ohnehin kein großer Verlust.«

»Glauben Sie, dass die übrigen dreizehn besser sind?«

»Das Wahrscheinlichkeitsgesetz sagt Ja.«

»Dreizehn ist eine irrsinnige Zahl.«

»Fünfzehn, wenn man die Hoths mitrechnet.«

»Sie sollten die Finger davon lassen.«

»Vor allem unbewaffnet.«

Sie schaute zu der Sporttasche. Dann wandte sie sich wieder mir zu. »Können Sie sie finden?«

»Was tun sie, um an Geld zu kommen?«

»Dadurch können wir sie nicht mehr verfolgen. Sie haben vor sechs Tagen aufgehört, Bank- und Kreditkarten zu benutzen.«

»Was nur vernünftig ist.«

»Was es uns schwer macht, sie zu finden.«

Ich fragte: »Ist Jacob Mark wieder in New Jersey?«

»Sie finden, dass er nicht einbezogen werden sollte?«

»Nein.«

»Aber ich schon?«

»Sie sind schon drin«, sagte ich. »Sie haben mir die Tasche gebracht.«

»Ich bewache sie.«

»Was macht die Terrorabwehr sonst noch?«

»Fahnden«, entgegnete sie. »Mit FBI und Verteidigungsministerium. Im Augenblick sind ungefähr sechshundert Leute im Einsatz.«

»Worauf konzentrieren sie sich?«

»Auf Wohnungen und Häuser, die im letzten Vierteljahr gekauft oder gemietet worden sind. Die

Stadtverwaltung arbeitet mit ihnen zusammen. Außerdem überprüfen sie in allen fünf Stadtbezirken die Gästebücher von Hotels und Mietverträge für Ladenlokale und Lagerhallen.«

»Okay.«

»Auf der Straße heißt es, dass es um eine Pentagon-Akte auf einem USB-Stick geht.«

»Das stimmt so in etwa.«

»Sie wissen, wo er ist?«

»So ziemlich.«

»Wo ist er also?«

»Bestimmt nicht im Bereich zwischen Ninth und Park Avenue und 30th und 45 Street.«

»Das habe ich verdient, glaube ich.«

»Sie kommen schon noch drauf.«

»Wissen Sie es wirklich? Docherty glaubt, dass Sie das nicht tun. Er denkt, dass Sie versuchen, durch einen Bluff aus Ihren Schwierigkeiten rauszukommen.«

»Docherty ist offenbar ein sehr zynischer Typ.«

»Ist er zynisch, oder hat er recht?«

»Ich weiß, wo er ist.«

»Dann ziehen Sie los und holen Sie ihn.  
Überlassen Sie die Hoths anderen Leuten.«

Ich antwortete nicht darauf. Stattdessen fragte ich: »Gehen Sie oft ins Fitnessstudio?«

»Nicht oft, warum?«

»Ich frage mich, wie schwer es wäre, Sie zu überwältigen.«

»Nicht besonders«, sagte sie.

Ich schwieg.

Sie fragte: »Wann wollen Sie aufbrechen?«

»In zwei Stunden«, antwortete ich. »Weitere zwei Stunden, um sie aufzuspüren, und Angriff um vier Uhr morgens. Meine bevorzugte Zeit. Das ist etwas, das wir von den Russen gelernt haben. Das haben Ärzte erforscht. Um vier Uhr morgens hat jeder seinen Tiefpunkt. Das gilt für die meisten Leute.«

»Das haben Sie erfunden.«

»Nein, es stimmt.«

»In nur zwei Stunden finden Sie sie nicht.«

»Ich denke schon.«

»Die verschwundene Akte betrifft Sansom,



stimmt's?«

»Teilweise.«

»Weiß er, dass Sie sie haben?«

»Ich habe sie nicht. Aber ich weiß, wo sie sich befindet.«

»Weiß er das?«

Ich nickte.

Lee sagte: »Also haben Sie einen Deal mit ihm abgeschlossen. Sorgt er dafür, dass Docherty, Jacob Mark und ich keine Schwierigkeiten bekommen, bringen Sie sie ihm wieder zurück.«

»Der Deal sollte vor allem meine Schwierigkeiten beseitigen.«

»Das hat aber nicht geklappt. Die Feds sind weiter hinter Ihnen her.«

»Was das NYPD betrifft, hat es recht gut geklappt.«

»Und wir anderen haben alle davon profitiert. Wofür ich Ihnen danke.«

»Bitte sehr.«

Sie fragte: »Wie wollen die Hoths das Land verlassen?«

»Ich glaube nicht, dass sie das noch vorhaben. Diese Option existiert seit ein paar Tagen nicht mehr, vermute ich. Bestimmt haben sie sich den ganzen Ablauf einfacher vorgestellt. Jetzt geht's nur noch darum, ihren Auftrag auszuführen, auch wenn er sie das Leben kostet.«

»Wie bei einem Himmelfahrtskommando?«

»Darin sind sie gut.«

»Was die Sache für Sie schwieriger macht.«

»Legen sie's darauf an, Selbstmord zu verüben, bin ich ihnen gern behilflich.«

Lee veränderte ihre Sitzhaltung etwas, sodass ihre Bluse sich straffte. Unter dem dünnen Seidenstoff zeichnete sich die Pistole an ihrer Hüfte ab. Eine Glock 17, vermutete ich, in einem Rundhalfter.

Ich fragte sie: »Wer weiß, dass Sie hier sind?«

»Docherty«, gab sie zur Antwort.

»Wann erwartet er Sie zurück?«

»Morgen.«

Ich schwieg.

Sie fragte: »Was möchten Sie jetzt tun?«

»Ehrliche Antwort?«

»Bitte.«

»Ihre Bluse aufknöpfen.«

»Sagen Sie das oft zu Cops?«

»Früher schon. Cops waren die einzigen Leute, die ich kannte.«

»Gefahren machen Sie geil?«

»Frauen machen mich geil.«

»Alle Frauen?«

»Nein«, sagte ich. »Nicht alle Frauen.«

Sie schwieg einen Moment, dann meinte sie:  
»Keine gute Idee.«

Ich sagte: »Okay.«

»Sie geben sich mit einem Nein zufrieden?«

»Sollte ich das nicht?«

Sie schwieg wieder ein paar Sekunden, dann sagte sie: »Ich hab's mir anders überlegt.«

»Was?«

»Dass das keine gute Idee sein soll.«

»Ausgezeichnet.«

»Aber ich habe ein Jahr bei der Sitte gearbeitet. Wir haben Freier im Sperrgebiet überführt. Doch

wir brauchten einen Beweis dafür, dass der Kerl glaubte, etwas Bestimmtes zu bekommen. Also haben wir ihn erst sein Hemd ausziehen lassen. Als Beweis für seine Absichten.«

»Das könnte ich tun«, sagte ich.

»Ich denke, das sollten Sie tun.«

»Verhaften Sie mich dann?«

»Nein.«

Ich zog mein T-Shirt über den Kopf, schleuderte es quer durch den Raum. Es landete auf dem Tisch. Lee starrte meine Narben an, wie es Susan Mark in der U-Bahn getan hatte. Die großflächigen schrecklichen Narben von den Splittern der Autobombe vor einer Kaserne in Beirut. Ich ließ sie die Narben einige Augenblicke lang betrachten, dann sagte ich: »Jetzt sind Sie dran. Mit der Bluse.«

Sie sagte: »Ich bin ein traditionell veranlagtes Mädchen.«

»Was heißt das?«

»Sie müssten mich erst küssen.«

»Das könnte ich tun«, wiederholte ich. Und ich

tat es. Langsam und behutsam, anfangs ein wenig zaghaft, auf eine Weise, die sanft forschend war und mir Zeit gab, den neuen Mund, den neuen Geschmack, die neuen Zähne, die neue Zunge zu genießen. Alles war gut. Dann überschritten wir irgendeine Art Schwelle und gingen richtig zur Sache. Eine Minute später hatten wir jegliche Beherrschung verloren.

Danach duschte sie, und anschließend duschte ich. Sie zog sich an, und ich zog mich an. Sie küsste mich noch mal, ermahnte mich, sie anzurufen, wenn ich sie brauchte, wünschte mir alles Gute und ging. Die schwarze Sporttasche ließ sie neben der Tür zum Bad stehen.

Ich hievte die Sporttasche aufs Bett. Ungefähr dreieinhalb Kilo, schätzte ich. Sie machte ein befriedigendes metallisches Geräusch auf dem zerwühlten Bettlaken. Ich öffnete den Reißverschluss und warf einen Blick hinein.

Als Erstes sah ich einen Schnellhefter.

Der Ordner war khakifarben, hatte Normgröße und bestand aus starkem Papier oder dünner Pappe – je nach Betrachtungsweise. Er enthielt einundzwanzig Computerausdrucke. Einreiseunterlagen für einundzwanzig Personen: zwei Frauen, neunzehn Männer. Turkmenische Staatsbürger, die vor einem Vierteljahr aus Tadschikistan kommend in die Vereinigten Staaten eingereist waren. Auf verschiedenen Routen, die sich aber miteinander verknüpfen ließen. Zu den Unterlagen gehörten Digitalfotos und digitale Fingerabdrücke von den Einreiseschaltern auf dem

JFK Airport. Die Farbfotos waren durch einen Fischaugeneffekt leicht verzerrt. Lila und Swetlana erkannte ich mühelos. Ebenso Leonid und seinen Kumpel. Die übrigen siebzehn hatte ich noch nie gesehen. Vier von ihnen waren als schon ausgereist gekennzeichnet. Ich warf ihre Ausdrücke in den Papierkorb und legte die dreizehn Unbekannten auf dem Bett aus, um sie besser begutachten zu können.

Alle dreizehn Gesichter sahen müde und gelangweilt aus. Inlandsflüge, Umsteigen, ein langer Transatlantikflug, Jetlag, langes Warten im Ankunftsgebäude des JFK Airport. Mürrische Blicke in die Kamera, starre Kopfhaltung, Blickrichtung leicht nach oben. Was mir bewies, dass alle ziemlich klein sein mussten. Als Vergleich zog ich Leonids Ausdruck heran. Sein Blick war ebenso müde und gelangweilt, aber er schaute gerade in die Kamera. Er war größer als die anderen Kerle. Ich kontrollierte Swetlana Hoths Ausdruck. Sie war die Kleinste von allen. Die anderen befanden sich irgendwo zwischendrin: kleine drahtige Kerle aus

Mittelasien, die nur aus Knochen, Sehnen und Muskeln zu bestehen schienen, was auf Klima, Ernährung und Lebensweise zurückzuführen war. Ich betrachtete sie konzentriert und prägte mir ihre Gesichter einzeln ein, bis ich mir sicher war, dass ich sie jederzeit wiedererkennen würde.

Dann wandte ich mich erneut der Sporttasche zu.

Mindestens hoffte ich auf eine brauchbare Handfeuerwaffe, im besten Fall auf eine Maschinenpistole mit kurzem Lauf. Ich hatte Springfield von der übergroßen Jacke erzählt, die ich mir besorgen wollte, damit er wusste, dass darunter Platz für eine umgehängte, vor der Brust getragene Waffe sein würde. Ich hatte gehofft, er werde diesen Wink verstehen.

Das hatte er getan. Er hatte verstanden, was ich von ihm erwartete, und großartig reagiert.

Besser als im Mindestfall.

Sogar besser als im besten Fall.

Er hatte mir eine Maschinenpistole mit Schalldämpfer besorgt. Eine MP5SD von Heckler & Koch. Die schallgedämpfte Version des



Klassikers MP5. Ohne Kolben oder Schulterstütze. Nur ein Pistolengriff, ein Abzug, ein Gehäuse für ein leicht gebogenes Magazin mit dreißig Schuss, dann ein nur fünfzehn Zentimeter langer Lauf, der durch das zweilagige Schalldämpfergehäuse radikal verdickt wurde. Neun Millimeter, schnell, treffsicher, leise. Eine erstklassige Waffe. Getragen wurde sie an einem schwarzen Nylongurt, der bereits auf brauchbare Mindestlänge gekürzt war, als wollte Springfield sagen: *Ich weiß, was du brauchst, Kumpel.*

Ich legte die MP5 aufs Bett.

Er hatte auch Munition mitgeliefert. Sie lag ebenfalls in der Tasche. Ein einzelnes gebogenes Magazin. Dreißig Schuss. Kurz und dick, blanke Messinghülsen, die im Licht glänzten, polierte Bleispitzen, die fast ebenso blank waren. Neun Millimeter Parabellum. Nach dem lateinischen Sprichwort *Si vis pacem, para bellum. Willst du Frieden, rüste zum Krieg.* Ein kluger Grundsatz. Aber dreißig Schuss waren nicht viel. Nicht gegen fünfzehn Leute. Aber es war nicht leicht, in New

York Waffen oder Munition zu kaufen. Nicht für Springfield, nicht für mich.

Ich legte das Magazin neben die MP5.

Warf nochmals einen Blick in die Tasche, um festzustellen, ob ich etwas übersehen hatte.

Munition fand ich keine mehr.

Aber es gab eine Art Bonus.

Ein Kampfmesser.

Ein Benchmade 3300. Ein maschinell hergestellter schwarzer Griff. Ein automatischer Öffnungsmechanismus. In allen fünfzig Staaten illegal, wenn man nicht aktiver Soldat oder Polizeibeamter war, was auf mich nicht zutraf. Als ich mit dem Daumen auf den Knopf drückte, schnappte die Klinge schnell und kräftig heraus. Ein zweischneidiger spitzer Dolch. Zehn Zentimeter lang. Ich bin durchaus kein Messerfetischist. Mir gefällt eigentlich keines richtig. Aber hätte ich mir eines als Nahkampfwaffe aussuchen müssen, hätte ich eine ähnliche Wahl wie Springfield getroffen. Der automatische Mechanismus, die Spitze, die

zweischneidige Klinge. Beidhändig zu gebrauchen, gut zum Zustoßen, gut für ziehende und stoßende Schnitte.

Ich klappte die Klinge ein und legte das Messer neben die Heckler & Koch.

Die Sporttasche enthielt zwei weitere Gegenstände. Einen linken Handschuh aus schwarzem Leder, der mir genau passte. Und eine Rolle schwarzes Gewebeband. Ich reihte beides neben der MP, dem Magazin und dem Kampfmesser auf dem Bett auf.

Eine halbe Stunde später saß ich angezogen und mit voller Ausrüstung in einem R-Train nach Süden.

R-Trains bestehen aus älteren Wagen, in denen es auch Sitze in Fahrtrichtung und entgegen der Fahrtrichtung gibt. Aber ich hatte eine seitliche Sitzbank für mich allein. Inzwischen war es zwei Uhr morgens. Außer mir befanden sich nur drei Fahrgäste in dem Wagen. Ich hatte beide Ellbogen auf die Knie gestützt und starrte mein Spiegelbild im Fenster gegenüber an.

Ich hakte die zwölf Punkte ab, an denen man Selbstmordattentäter erkennen konnte.

Unpassende Kleidung, das stimmte. Der Reißverschluss der Windjacke war bis zum Hals zugezogen, und sie wirkte viel zu warm und viel zu groß für mich. Unter ihr trug ich die MP5 so an ihrem Nylongurt, dass sie mit hohem Griff und gesenkter Mündung diagonal vor meiner Brust hing und sich nicht im Geringsten abzeichnete.

Roboterhafter Gang: bei einem in einem

öffentlichen Verkehrsmittel sitzenden Verdächtigen nicht sofort zu verifizieren.

Die Punkte drei bis sechs: Reizbarkeit, Schwitzen, Tics und Nervosität. Ich schwitzte, das war nicht zu übersehen, vielleicht ein bisschen mehr, als Temperatur und Jacke rechtfertigten. Ich fühlte mich auch reizbar, vielleicht etwas mehr als sonst. Aber auch als ich mein Spiegelbild genau beobachtete, konnte ich keinen Tic erkennen. Mein Blick flackerte nicht, mein Gesichtsausdruck war beherrscht. Ich erkannte auch keine Nervosität. Aber mein Verhalten war nur eine gute Tarnung. Innerlich war ich natürlich ein wenig nervös. Das stand fest.

Punkt sieben: Atmung. Ich hechelte nicht. Aber ich hätte zugeben müssen, dass ich etwas tiefer und gleichmäßiger atmete als gewöhnlich. Die meiste Zeit nimmt man die eigene Atmung überhaupt nicht wahr. Sie geht einfach automatisch vor sich. Als tief im Gehirn verankerter unwillkürlicher Reflex. Aber jetzt konnte ich ihren unaufhörlichen Ein-und-aus-Rhythmus spüren. Ein, aus, ein, aus. Wie eine

Maschine. Ich konnte ihr Tempo nicht verlangsamen. Die Luft kam mir sehr sauerstoffarm vor. Ich atmete sie ein und aus wie ein inertes Gas. Wie Argon oder Xenon. Sie tat mir überhaupt nicht gut.

Punkt acht: starr nach vorn gerichteter Blick. Das stimmte wieder, aber ich entschuldigte ihn damit, dass er nur auftrat, während ich die übrigen Punkte ansprach. Oder dass er ein Zeichen für äußerste Konzentration war. Normalerweise hätte ich nicht vor mich hingestarrt, sondern mich wie jeder andere ab und zu umgesehen.

Punkt neun: gemurmelte Gebete. Von mir waren keine zu hören. Ich saß still und stumm da. Mein Mund war geschlossen, die Lippen bewegten sich nicht. Tatsächlich war er so fest geschlossen, dass meine Backenzähne schmerzten und die Kiefermuskeln deutlich hervortraten.

Punkt zehn: eine große Tasche. Nicht vorhanden.

Punkt elf: Hände in der Tasche. Nicht zutreffend.

Punkt zwölf: frisch rasiert. Ebenfalls nicht zutreffend. Ich hatte mich seit Tagen nicht mehr

rasiert.

Also sechs von zwölf Punkten. Ich konnte ein Selbstmordattentäter sein – oder auch nicht.

Und ich konnte ein Selbstmörder sein. Oder auch nicht. Ich starrte mein Spiegelbild an und dachte daran, wie ich Susan Mark auf den ersten Blick eingeschätzt hatte: *eine Frau, die zum Ende ihres Lebens unterwegs ist – so zuverlässig und sicher, wie der Zug zur Endstation dieser Strecke unterwegs ist.*

Ich nahm die Ellbogen von den Knien und lehnte mich zurück. Dann betrachtete ich meine Mitreisenden. Zwei Männer, eine Frau. Nichts Auffälliges an ihnen. Der Zug rattete mit allen seinen Geräuschen nach Süden. Das Brausen des Fahrtwinds, das Klacken der Schienenstöße unter den Rädern, das Scharren der Stromabnehmer, das Heulen der Motoren und das Quietschen der Radkränze, als die Wagen nacheinander durch die lang gezogenen Kurven schwankten. Ich betrachtete mich nochmals in dem dunklen Fenster gegenüber und lächelte.

Ich gegen sie.

Nicht zum ersten Mal.

Und nicht zum letzten Mal.

Ich stieg in der 34th Street aus und blieb zunächst in der Station. Saß einfach in der Hitze auf einer Holzbank und ließ mir meine Theorien nochmals durch den Kopf gehen. Vor allem bedachte ich Lila Hoths Geschichtslektion aus den Tagen des britischen Empires: *Wer eine Offensive plant, muss immer auch schon den unvermeidlichen Rückzug planen.* Hatten ihre Vorgesetzten in der Heimat diesen ausgezeichneten Rat beherzigt? Das bezweifelte ich aus zwei Gründen. Erstens: Fanatismus. Ideologische Organisationen können sich keine vernünftigen Überlegungen leisten. Fängt man an, rational zu denken, zerfällt das Ganze. Und ideologische Organisationen treiben ihre Fußsoldaten gern in aussichtslose Situationen. Um Beharrlichkeit zu fördern. Genau wie Sprengstoffgürtel hinten zugenäht werden, statt sie mit Haken oder einem Reißverschluss zu schließen.



Zweitens: Jeder Rückzugsplan trägt den Keim des Verderbens in sich. Unweigerlich. Ein drittes, viertes oder fünftes Versteck, das vor einem Vierteljahr gekauft oder gemietet worden war, würde in den städtischen Unterlagen auftauchen. Sowohl vorsorgliche Reservierungen von Hotelzimmern als auch heute erfolgte würden auffallen. Sechshundert Agenten durchkämmten die Straßen. Ich vermutete, dass sie nichts finden würden, weil die Planer in den Bergen mit dieser Möglichkeit gerechnet hatten. Sie wussten, dass alle Spuren verfolgt werden würden, sobald die Fahnder Witterung aufnahmen. Sie wussten, dass der einzig sichere Zielort ein unbekannter Zielort ist.

Deshalb befanden sich die Hoths jetzt auf der Flucht. Mit ihrer gesamten Crew. Zwei Frauen, dreizehn Männer. Sie hatten ihr Quartier in der 58th Street verlassen, wussten nicht recht, wohin sie sich wenden sollten, improvisierten und bemühten sich, unter dem Radar zu bleiben.

Und genau dort lebte ich. Sie waren in meiner

Welt.

Um einen zu finden, musste man selbst einer sein.

Ich stieg von der U-Bahn zum Herald Square hinauf, auf dem Sixth Avenue, Broadway und 34th Street zusammentreffen. Tagsüber herrscht dort Chaos. Macy's steht dort. Nachts ist der Platz zwar nicht menschenleer, aber ruhig. Ich ging auf der Sixth Avenue nach Süden, folgte der 33rd Street nach Westen und erreichte den großen alten Kasten, in dem ich die einzige ungestörte Nacht dieser Woche verbracht hatte. Die MP5 hing hart und schwer vor meiner Brust. Die Hoths hatten die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: auf der Straße schlafen oder einen Nachtportier bestechen. In Manhattan gibt es Hunderte von Hotels, die sich jedoch leicht in Kategorien einteilen lassen. Die meisten sind Mittelklassehotels mit viel Personal, was einen Schwindel unmöglich macht. Die meisten billigen Absteigen sind klein. Und die Hoths mussten fünfzehn Personen unterbringen. Dazu brauchten sie mindestens fünf Zimmer. Fünf

unauffällige leere Zimmer erforderten ein großes Haus. Mit einem bestechlichen Nachtportier, der allein Dienst tat. Ich kenne New York ziemlich gut. Ich kann die Stadt aus Blickwinkeln beurteilen, auf die gewöhnliche Menschen nicht so ohne Weiteres kommen. Und die großen alten Hotels in Manhattan mit bestechlichen Portiers kann ich an meinen Daumen abzählen. Eines lag weit westlich in der 23rd Street. Weit vom Schuss, was ein Vorteil, aber zugleich ein Nachteil war. Insgesamt eher nachteilig als vorteilhaft.

Zweite Wahl, schätzte ich.

Ich stand gleich neben der einzigen anderen Option.

Die Uhr in meinem Kopf zeigte 3.30 Uhr an. Ich blieb im Schatten stehen und wartete. Ich wollte weder zu früh noch zu spät kommen. Der Zeitpunkt sollte genau richtig sein. Links und rechts konnte ich den Verkehr auf der Sixth Avenue stadteinwärts und auf der Seventh Avenue stadtauswärts fließen sehen. Taxis, Lastwagen, ein paar Privatautos, ein paar Streifenwagen, ein paar dunkle Limousinen.

In meiner Querstraße blieb es ruhig.

Um Viertel vor drei stieß ich mich von der Mauer ab, bog um die Ecke und ging zum Hoteleingang.

Derselbe Nachtportier hatte Dienst. Allein. Er hockte zusammengesunken auf einem Stuhl hinter dem Empfang und starrte mürrisch ins Leere. In der Hotelhalle hingen blinde alte Spiegel. Die Windjacke war vor meinem Körper ausgebeult. Ich hatte das Gefühl, den Pistolengriff der MP5, ihr gebogenes Magazin und ihre Mündung deutlich erkennen zu können. Aber ich wusste natürlich, was ich sah. Der Nachtportier würde es hoffentlich nicht wissen.

Ich blieb vor seiner Theke stehen und fragte: »Erinnern Sie sich an mich?«

Er sagte weder Ja noch Nein. Antwortete nur mit einem vagen Schulterzucken, das ich als Aufforderung verstand, die Verhandlungen zu eröffnen.

»Ich brauche kein Zimmer«, erklärte ich.

»Was brauchen Sie also?«

Ich zog fünf Zwanziger aus der Tasche. Hundert Bucks. Fast der Rest meines Bargelds. Ich fächerte die Scheine auf, damit er alle zweistelligen Zahlen sehen konnte, und legte sie auf seine Theke.

Ich sagte: »Ich muss die Nummern der Zimmer wissen, in denen Sie die Leute, die gegen Mitternacht gekommen sind, untergebracht haben.«

»Welche Leute?«

»Zwei Frauen, dreizehn Männer.«

»Gegen Mitternacht ist niemand gekommen.«

»Eine der Frauen war eine echte Schönheit. Jung. Strahlend blaue Augen. Nicht leicht zu vergessen.«

»Hier ist niemand reingekommen.«

»Bestimmt nicht?«

»Niemand.«

Ich schob ihm die Scheine hin. »Wissen Sie das ganz bestimmt?«

Der Nachtportier schob das Geld wieder zurück.

Er sagte: »Glauben Sie mir, ich würde Ihr Geld gern nehmen. Aber heute Nacht ist niemand

reingekommen.«

Ich fuhr nicht mit der U-Bahn, sondern ging zu Fuß. Ein kalkuliertes Risiko. Es setzte mich so vielen der sechshundert Federal Agents aus, wie in diesem Stadtteil unterwegs sein mochten, aber ich wollte, dass mein Handy funktionierte. Ich glaubte zu wissen, dass Mobiltelefone in der U-Bahn unbenutzbar waren. Ich hatte noch nie jemanden dort unten telefonieren sehen. Vermutlich nicht, weil man das nicht tat, sondern weil man keine Verbindung bekam. Also ging ich zu Fuß. Ich nahm die 32nd Street, um den Broadway zu erreichen, und folgte ihm nach Süden – vorbei an Koffergeschäften, Läden für Modeschmuck und Parfümerien, die gefälschte Produkte verkauften, alle geschlossen und für die Nacht verrammelt. Hier unten war der Broadway düster und schmutzig. Ein Mikroviertel, das in Lagos oder Saigon hätte liegen können.

An der Ecke zur 28th Street blieb ich stehen, um ein Taxi vorbeigleiten zu lassen.

Das Handy in meiner Tasche begann zu

vibrieren.

Ich trat in die 28th Street zurück, setzte mich auf eine im Dunkeln liegende Stufe und klappte das Mobiltelefon auf.

Lila Hoth fragte: »Na?«

Ich sagte: »Ich kann Sie nicht finden.«

»Ich weiß.«

»Also bin ich bereit, einen Handel abzuschließen.«

»Wirklich?«

»Wie viel Bargeld haben Sie?«

»Wie viel wollen Sie?«

»Alles, was Sie haben.«

»Haben Sie den USB-Stick?«

»Ich kann Ihnen genau sagen, wo er ist.«

»Aber Sie haben ihn nicht tatsächlich.«

»Nein.«

»Was war also das Ding, das Sie uns im Hotel gezeigt haben?«

»Ein Köder.«

»Fünzigtausend Dollar.«

»Hundert.«



»Ich habe keine hunderttausend Dollar.«

Ich sagte: »Sie können keinen Bus, keinen Zug, kein Flugzeug mehr benutzen. Sie sitzen hier fest, Lila. Sie werden hier sterben. Wollen Sie nicht erfolgreich sterben? Wollen Sie keine verschlüsselte E-Mail nach Hause schicken? Auftrag ausgeführt?«

»Fünfundsiebzigtausend.«

»Hundert.«

»Okay, aber heute Nacht nur die Hälfte.«

»Ich traue Ihnen nicht.«

»Das werden Sie aber müssen.«

Ich sagte: »Fünfundsiebzig und noch heute Nacht.«

»Sechzig.«

»Abgemacht.«

»Wo sind Sie?«

»Weit im Norden«, log ich. »Aber ich bin in die Innenstadt unterwegs. Wir treffen uns in vierzig Minuten auf dem Union Square.«

»Wo liegt der?«

»Broadway, zwischen 14th und 17th Street.«

»Ist er sicher?«

»Sicher genug.«

»Gut, ich komme«, sagte sie.

»Nur Sie«, sagte ich. »Allein.«

Sie legte auf.

Ich ging zwei Blocks weiter zum Nordende des Madison Square Park und setzte mich ans Ende einer Bank, auf der schon eine Obdachlose hockte, die einen Einkaufswagen vor sich stehen hatte, der wie ein Muldenkipper beladen war. Ich angelte Theresa Lees Visitenkarte aus meiner Tasche und wählte im schwachen Licht der Straßenbeleuchtung ihre Handynummer. Sie meldete sich nach dem fünften Klingeln.

»Hier ist Reacher«, sagte ich. »Ich sollte dich anrufen, wenn ich Hilfe brauche.«

»Was kann ich für dich tun?«

»Das NYPD interessiert sich weiter nicht für mich?«

»Absolut nicht.«

»Dann kannst du eurer Abteilung Terrorabwehr sagen, dass ich in vierzig Minuten auf dem Union

Square bin und damit rechne, von mindestens zwei bis höchstens sechs Kerlen aus Lila Hoths Crew überfallen zu werden. Sag euren Leuten, dass sie sich die Kerle schnappen können. Aber mich sollen sie in Ruhe lassen.«

»Personenbeschreibungen?«

»Du hast einen Blick in die Sporttasche geworfen, stimmt's? Bevor du sie abgeliefert hast.«

»Natürlich.«

»Dann hast du ihre Fotos gesehen.«

»Wo auf dem Platz?«

»Ich versuche, an der Südwestecke zu bleiben.«

»Du hast sie also gefunden?«

»Gleich am ersten Ort, an dem ich nachgesehen habe. Sie ist in einem Hotel. Sie hat den Nachtportier bestochen. Und ihm ordentlich Angst eingejagt. Er hat alles abgestritten und sie in ihrem Zimmer angerufen, sowie ich die Hotelhalle verlassen hatte.«

»Woher weißt du das?«

»Weil sie mich gleich danach angerufen hat. Ich

mag Zufälle so gern wie jeder andere, aber diese Art Timing ist zu gut, um wahr zu sein.«

»Wieso triffst du dich mit ihrer Crew?«

»Ich hab einen Deal mit ihr geschlossen und sie aufgefordert, allein zu kommen. Aber sie wird mich reinlegen wollen und stattdessen ein paar ihrer Kerle schicken. Mir ist geholfen, wenn eure Leute sie sich schnappen. Dann brauche ich nicht alle zu erschießen.«

»Hast du kein Gewissen?«

»Nein, ich habe dreißig Schuss Munition. Die eigentlich nicht ausreichen. Deshalb muss ich sie einteilen.«

Neun Blocks weiter betrat ich den Union Square. Ich umrundete ihn einmal und schritt die beiden Diagonalen ab. Sah dabei nichts, was mir Sorgen machte. Nur schlafende Gestalten auf den Bänken. Eines der New Yorker Null-Dollar-Hotels. Ich setzte mich in die Nähe der Gandhi-Statue und wartete darauf, dass die Ratten herauskommen würden.

Nach zwanzig meiner vierzig Minuten sah ich, wie die NYPD-Abteilung Terrorabwehr einzutreffen begann. Das machten sie sehr geschickt. Sie kamen in verbeulten neutralen Limousinen und beschlagnahmten Minivans voller Kratzer und Beulen. Ich beobachtete, wie ein Taxi, dessen Fahrer dienstfrei hatte, vor einem Coffeeshop in der 16th Street parkte. Ich sah zwei Männer hinten aussteigen und die Straße überqueren. Ich zählte insgesamt sechzehn Mann, rechnete aber damit, vier oder fünf übersehen zu haben. Alle diese Kerle waren jung, fit und athletisch. Jeder trug eine Sporttasche, und keiner war der Jahreszeit entsprechend gekleidet. Sie trugen Aufwärmjacken der Yankees oder schwarze Windjacken wie ich oder dünne Vliesjacken mit Kapuze, als wäre es schon November. Um ihre Kevlarwesten zu tarnen, vermutete ich, und ihre an dünnen Ketten

hängenden Plaketten.

Keiner von ihnen schaute mich direkt an, aber ich merkte, dass alle mich entdeckt und identifiziert hatten. Sie bildeten in meiner Nähe Zweier- und Dreiergruppen, traten dann ins Dunkel zurück und verschwanden. Sie verschmolzen einfach mit der Umgebung. Einige setzten sich auf Parkbänke, andere streckten sich in Hauseingängen aus, wieder andere tauchten spurlos unter.

Gut gemacht.

Nach dreißig meiner vierzig Minuten war ich ziemlich optimistisch.

Fünf Minuten später war ich das nicht mehr.

Weil die Feds aufkreuzten.

Zwei weitere Wagen hielten direkt am Union Square West. Schwarze Crown Vics, frisch gewaschen und auf Hochglanz poliert. Acht Männer stiegen aus. Ich spürte, wie die Leute vom NYPD nervös wurden, wie sie die Neuankömmlinge beobachteten, und ahnte, dass sie Blicke wechselten, die besagten: *Was, zum Teufel, machen diese Kerle hier?*

Das NYPD hatte kein Interesse an mir. Bei FBI und Verteidigungsministerium sah die Sache anders aus.

Ich blickte zu Gandhi auf. Auch er wusste mir keinen Rat.

Ich zog erneut das Handy heraus und drückte auf den grünen Knopf, um Theresa Lees Nummer aufzurufen. Mit ihr hatte ich zuletzt telefoniert. Ich drückte noch mal auf den grünen Knopf, damit das Handy wählte. Sie meldete sich sofort.

Ich erklärte: »Die Feds sind hier. Wie ist das passiert?«

»Scheiße«, sagte sie. »Sie hören unseren Dispatcher ab – oder einer unserer Leute sucht einen besseren Job.«

»Wer hat hier Priorität?«

»Die Feds. Immer. Du solltest dich schleunigst aus dem Staub machen.«

Ich klappte das Handy zu und steckte es wieder ein. Die acht Männer aus den Crown Vics verschwanden im Schatten der Bäume. Auf dem Platz wurde es still. Irgendwo links von mir war

ein Buchstabe einer Leuchtreklame defekt. Er ging in unregelmäßigen Abständen flackernd und zischend an und aus. Im Mulch hinter mir hörte ich Ratten.

Ich wartete.

Zwei Minuten. Drei.

In der neununddreißigsten meiner vierzig Minuten nahm ich weit rechts von mir menschliche Bewegungen wahr. Schritte, gelegentlich ein Rascheln, helle Flecken in der Dunkelheit. Ich sah genauer hin und entdeckte durch Schatten und Halbdunkel huschende Gestalten.

Sieben Männer.

Was gut war. Je mehr jetzt kamen, desto weniger blieben später übrig.

Und was schmeichelhaft war. Lila riskierte über die Hälfte ihrer Crew, weil sie glaubte, ich würde schwer zu überwältigen sein.

Alle sieben Kerle waren klein, drahtig, wachsam und ähnlich gekleidet wie ich: Sie trugen dunkle Kleidungsstücke, weit genug, um ihre Waffen zu verbergen. Aber sie würden mich nicht



erschießen. Lilas Bedürfnis, an meine Informationen heranzukommen, war mein bester Schutz. Sie entdeckten mich und machten ungefähr dreißig Meter von mir entfernt halt.

Ich saß still.

Theoretisch hätte dies der einfache Teil sein sollen. Sie kommen näher, die Leute vom NYPD greifen ein, und ich gehe meines Weges, ohne aufgehalten zu werden.

Aber nicht mit den Feds auf der Bildfläche. Bestenfalls würden sie's auf uns alle abgesehen haben. Schlimmstenfalls wollten sie mich mehr als die anderen. Ich wusste, wo sich der USB-Stick befand. Lilas Kerle wussten es nicht.

Ich saß still.

Dreißig Meter von mir entfernt teilten die sieben Männer sich auf. Zwei blieben halb rechts von mir in Position. Zwei hasteten nach links, holten in weitem Bogen aus und waren zu meiner anderen Flanke unterwegs. Drei gingen weiter, um hinter mich zu gelangen.

Ich stand auf. Die beiden Kerle rechts von mir

setzten sich in Bewegung. Das Paar links von mir war mitten in seinem Umgehungsmanöver. Die drei hinter mir konnte ich nicht sehen. Ich vermutete, dass die Männer vom NYPD schon auf den Beinen waren. Auch die Feds waren vermutlich in Bewegung.

Eine fließende Situation.

Ich rannte los.

Geradeaus zu dem U-Bahn-Eingang sechs, sieben Meter vor mir. Die Treppe hinunter. Hinter mir hörte ich polternde Schritte. Laute Echos. Eine ganze Horde. Fast vierzig Kerle, die ich wie ein Rattenfänger in einer wilden Jagd hinter mir herzog.

Ich erreichte einen gekachelten Gang, der auf die unterirdische Plaza hinausführte. Diesmal spielte hier kein Geiger. Es gab nur abgestandene Luft, Müll und einen alten Mann, der ihn mit einem ausgefransten Besen von einem Meter Breite zusammenkehrte. Ich rannte an ihm vorbei, bremste auf den neuen Sohlen rutschend, änderte meine Richtung und spurtete zum R-Train stadtauswärts.

Ich setzte mit einer Flanke über das Drehkreuz, erreichte die Plattform und rannte ganz bis zu ihrem Ende weiter.

Und machte halt.

Und drehte mich um.

Hinter mir kamen drei einzelne Gruppen angerannt. Die erste bestand aus Lila Hoths sieben Kerlen. Sie hasteten auf mich zu, erkannten, dass ich in eine Sackgasse geraten war, und blieben stehen. Ich sah wölfische Genugtuung auf ihren Gesichtern, dann, wie sie zu der unvermeidlichen Schlussfolgerung gelangten: zu gut, um wahr zu sein. Manche Gedanken sind in jeder Sprache klar. Sie warfen sich herum, entdeckten hinter sich die Kerle von der Abteilung Terrorabwehr und unmittelbar hinter den Cops vier der acht Federal Agents.

Auf dem Bahnsteig hielt sich sonst niemand auf. Keine unbeteiligten Zivilisten. Auf dem Bahnsteig in Richtung Innenstadt saß ein einzelner Mann auf einer Bank. Jung. Vielleicht betrunken. Vielleicht bekifft. Er starrte zu dem plötzlichen Aufruhr

hinüber. Es war zwanzig vor vier Uhr morgens. Der Kerl wirkte benommen, als begriffe er nicht so recht, was sich ihm gegenüber abspielte.

Das Ganze hätte ein Bandenkrieg sein können. In Wirklichkeit sah er jedoch eine schnelle und effiziente Festnahme durch New Yorker Cops. Sie stürmten alle laut schreiend mit gezogenen Waffen und vorgewiesenen Plaketten heran, nutzten ihre athletischen Körper und ihre hohe zahlenmäßige Überlegenheit und überrannten die sieben Kerle einfach. Praktisch ohne Gegenwehr. Sie schlugen sie nieder, warfen sie auf den Bauch, fesselten ihnen die Hände auf dem Rücken und transportierten sie ab. Keine Pausen. Keine Verzögerungen. Keine Belehrungen über ihre Rechte. Nur maximale Geschwindigkeit und Brutalität. Eine perfekte Taktik. Buchstäblich Sekunden später waren sie wieder verschwunden. Echos hallten und verhallten. In der U-Bahn-Station wurde es erneut still. Der Typ auf der Bank starrte weiter herüber, aber plötzlich war da nur ein fast leerer Bahnsteig, an dessen Ende ich stand,

während die vier Federal Agents sich etwa zehn Meter von mir entfernt postiert hatten. Nichts zwischen uns. Überhaupt nichts. Nur grelles weißes Licht und leerer Raum.

Fast eine Minute lang passierte gar nichts. Dann sah ich jenseits der Gleise die vier anderen Feds auf dem Bahnsteig in Richtung Innenstadt auftauchen. Sie bauten sich genau mir gegenüber auf. Alle lächelten, als hätten sie einen cleveren Schachzug gemacht. Und das hatten sie. Eine erneute Flucht über die Gleise wäre zwecklos gewesen. Die vier Agenten auf meiner Seite versperrten mir den Weg zum Ausgang. Hinter mir hatte ich eine glatte weiße Wand und die Tunnelmündung.

Schachmatt.

Ich stand reglos da. Atmete die schlechte Luft ein, horchte auf das schwache Brausen der Lüftung und das Rumpeln entfernter Züge irgendwo im Untergrund.

Der mir am nächsten stehende Agent griff in sein Jackett und zog eine Pistole.

Er trat einen Schritt auf mich zu.

Er sagte: »Hände hoch!«

Nachtfahrplan. Zwanzig Minuten Abstand zwischen den Zügen. Wir hielten uns seit etwa vier Minuten hier unten auf. Folglich betrug das rechnerische Maximum bis zur Einfahrt des nächsten Zuges sechzehn Minuten. Das Minimum wäre gar keine Wartezeit gewesen.

Die minimale Wartezeit trat nicht ein. Der Tunnel blieb still und dunkel.

»Hände hoch!«, rief der Agent, ein Weißer von ungefähr vierzig Jahren, nochmals. Bestimmt ein ehemaliger Soldat. Verteidigungsministerium, nicht FBI. Vom gleichen Typ wie die drei Kerle, die ich schon erlebt hatte. Aber vielleicht ein bisschen älter. Vielleicht ein bisschen cleverer. Vielleicht ein bisschen besser. Vielleicht war dies keine zweite, sondern eine erste Mannschaft.

»Sonst schieße ich«, sagte der Chefagent. Doch das würde er nicht tun. Eine leere Drohung. Sie

wollten den USB-Stick. Ich wusste, wo er war, sie nicht.

Die mittlere Wartezeit bis zur Einfahrt des nächsten Zuges: acht Minuten. Sie konnte ebenso gut länger als kürzer sein. Der Kerl mit der Pistole machte einen weiteren Schritt auf mich zu. Seine drei Kollegen folgten. Die vier Feds jenseits der Gleise standen still. Der junge Kerl auf der Bank glotzte verständnislos herüber.

Der Tunnel blieb still und dunkel.

Der Chefagent sagte: »Dieser ganze Ärger könnte in einer Minute vorbei sein. Sagen Sie uns einfach, wo er ist.«

Ich fragte: »Wo was ist?«

»Das wissen Sie.«

»Welcher Ärger?«

»Wir verlieren allmählich die Geduld. Und Sie übersehen einen wichtigen Faktor.«

»Der wäre?«

»Was Sie an intellektuellen Fähigkeiten besitzen, dürfte kaum einzigartig sein. Tatsächlich sind sie wohl eher durchschnittlich. Das bedeutet: Wenn



Sie's rauskriegen konnten, können wir's auch rauskriegen. Und das bedeutet: Ihre weitere Existenz könnte aus Zweckmäßigkeitsgründen überflüssig werden.«

»Nur zu«, sagte ich. »Kriegen Sie's doch raus.«

Er hob die Pistole höher und gerader. Es war eine Glock 17. Vollgeladen ungefähr siebenhundert Gramm schwer. Die bei Weitem leichteste Dienstwaffe auf dem Markt. Teilweise aus Kunststoff hergestellt. Der Kerl hatte kurze dicke Arme. Wahrscheinlich konnte er diese Haltung endlos lange beibehalten.

»Letzte Chance«, sagte er.

Jenseits der Gleise stand der junge Mann von seiner Bank auf und ging davon. Mit langen, unregelmäßigen Schritten, nicht ganz in gerader Linie. Er war bereit, im Tausch für ein ruhiges Leben auf die schon vorgenommene Teilentwertung seiner Metrocard im Wert von zwei Dollar zu verzichten. Er erreichte den Ausgang und verschwand.

Keine Zeugen.

Die mittlere Wartezeit bis zum nächsten Zug: etwa sechs Minuten.

Ich sagte: »Ich weiß nicht, wer Sie sind.«

Der Kerl erwiderte: »Federal Agents.«

»Beweisen Sie's mir.«

Der Kerl zielte weiter auf meine Körpermitte, nickte aber dem Agenten hinter ihm zu, der in das Niemandsland zwischen uns vortrat. Dort blieb er stehen, griff in die Innentasche seines Jacketts und zog ein Etui aus Leder heraus. Er hielt es mir in Augenhöhe hin und ließ es aufklappen. Das Etui enthielt zwei Dienstaussweise. Ich konnte keinen davon entziffern. Sie waren zu weit entfernt, und beide steckten hinter verkratzten Plastikfenstern.

Ich trat vor.

Er trat vor.

Ich machte eineinviertel Meter vor ihm halt und erkannte im oberen Fach des Etuis einen Standardausweis des Militärgeheimdienstes Defense Intelligence Agency. Er sah echt aus, und seine Gültigkeit war nicht abgelaufen. Im unteren Fach steckte eine Art Bescheinigung oder

Ermächtigung, die besagte, dem Inhaber sei jede nur mögliche Unterstützung zu gewähren, da er in direktem Auftrag des Präsidenten der Vereinigten Staaten handle.

»Sehr nett«, sagte ich. »Besser, als sich den Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen.«

Ich trat zurück.

Er trat zurück.

Der Chefagent erklärte: »Nicht viel anders als das, was Sie früher gemacht haben.«

»In prähistorischer Zeit«, sagte ich.

»Was ist das, eine Egosache?«

Mittlere Wartezeit bis zur nächsten U-Bahn: fünf Minuten.

»Eine praktische Sache«, antwortete ich. »Will man etwas richtig gemacht kriegen, muss man's selbst machen.«

Der Mann senkte den Arm. Jetzt zielte er auf meine Knie.

»Ich schieße«, sagte er. »Sie denken oder reden oder erinnern sich nicht mit Ihren Beinen.«

Keine Zeugen.

Versagt alles andere, hilft nur noch reden.

Ich fragte: »Weshalb wollen Sie's?«

»Was?«

»Sie wissen, was.«

»Nationale Sicherheit.«

»Angriff oder Verteidigung?«

»Natürlich Verteidigung. Es würde unsere Glaubwürdigkeit beschädigen. Es würde uns um Jahre zurückwerfen.«

»Glauben Sie?«

»Das wissen wir.«

Ich sagte: »Arbeiten Sie weiter an diesen intellektuellen Fähigkeiten.«

Er zielte mit seiner Pistole genauer. Auf mein linkes Schienbein.

Er sagte: »Ich zähle bis drei.«

Ich sagte: »Viel Glück dabei. Melden Sie sich, wenn Sie nicht weiterwissen.«

Er sagte: »Eins.«

Dann: Auf dem Gleisbett neben mir begannen die Schienen leicht zu zittern. Seltsame metallische Harmonien eilten einem Zug voraus, der noch weit

entfernt im Tunnel war. Gleich danach folgten ein Schwall heißer Luft und ein tieferes Rumpeln. Scheinwerferlicht erhellte eine Biegung in der Tunnelwand. Eine Sekunde lang geschah nichts. Dann kam der Zug in Sicht, noch immer schnell, wegen der Kurve in leichter Schräglage. Er schwankte, verlor seine Schräge und kam herangerast. Dann packten die Bremsen quietschend und kreischend zu. Der Zug wurde langsamer und fuhr neben uns ein: eine silbrige Schlange aus rostfreiem Stahl und hellem Neonlicht, zischend, knirschend und ächzend.

Ein R-Train stadtauswärts.

Ungefähr fünfzehn Wagen, in jedem eine Handvoll Fahrgäste.

Zeugen.

Ich schaute zu dem Chefagenten hinüber. Die Glock 17 steckte wieder unter seinem Jackett.

Wir befanden uns am Nordende des Bahnsteigs. R-Trains bestehen aus älteren Wagen, die jeweils vier zweiflüglige Türen haben. Der Führerwagen hielt neben uns. Ich stand ziemlich ge-

nau an der ersten Tür. Die Feds waren den Türen drei und vier näher.

Auf der gesamten Zuglänge öffneten sich die Türen.

Ganz weit hinten stiegen zwei Leute aus. Sie gingen weg und verschwanden.

Die Türen blieben offen.

Ich wandte mich der U-Bahn zu.

Die Feds wandten sich der U-Bahn zu.

Ich trat vor.

Sie traten vor.

Ich blieb stehen.

Sie blieben stehen.

Ich musste mich entscheiden: Ich konnte durch die erste Tür einsteigen, worauf sie durch die Türen drei und vier einsteigen würden. *In denselben Wagen.* Wir konnten die ganze Nacht gemeinsam herumfahren. Oder ich konnte den Zug ohne mich abfahren lassen und mindestens zwanzig Minuten wie zuvor mit ihnen auf diesem Bahnsteig festsitzen.

Die Türen blieben offen.

Ich trat vor.

Sie traten vor.

Ich trat in den Wagen.

Sie traten in den Wagen.

Ich zögerte kurz, dann ging ich rückwärts,  
wieder auf den Bahnsteig hinaus.

Sie traten rückwärts hinaus.

Wir standen alle still.

Vor mir schlossen sich die Türflügel. Wie ein  
endgültiger Vorhang. Die Gummidichtungen  
knallten aneinander.

Ich spürte das Vibrieren starker Ströme in der  
Luft. Massive Anfahrströme. Die Motoren kamen  
heulend auf Touren. Fünfhundert Tonnen Stahl  
begannen zu rollen.

R-Trains bestehen aus älteren Wagen. Sie haben  
schmale Trittleisten unter und U-förmige  
Regenrinnen über den Türen. Ich machte einen Satz  
nach vorn, hakte meine Finger in die Regenrinne  
und fand mit den rechten Zehen Halt auf der  
Trittleiste. Dann mit den linken. Ich machte mich an  
Stahl und Glas so flach wie möglich, klebte wie

ein Seestern an der leicht gewölbten Flanke des U-Bahnwagens. Die MP5 bohrte sich in meine Brust. Ich klammerte mich mit Fingern und Zehen fest. Der Zug beschleunigte. Der Fahrtwind zerrte an mir. Die gemauerte Tunnelkante kam geradewegs auf mich zu. Ich hielt den Atem an, spreizte Arme und Beine noch weiter, zog den Kopf ein und legte das Gesicht ans Glas. Der Zug saugte mich seitlich in den Tunnel – mit kaum mehr als fünfzehn Zentimetern Abstand zur Tunnelwand. Ich blickte an meinem gestreckten Ellbogen vorbei und sah den Chefagenten weiter auf dem Bahnsteig stehen. Mit einer Hand bändigte er sein Haar, mit der anderen hob er seine Glock und ließ sie dann wieder sinken.



Die Fahrt war alptraumhaft. Unglaubliches Tempo, heulendes Dunkel, ohrenbetäubender Lärm, kaum erkennbare Hindernisse, die direkt auf mich zuzurasen schienen, extreme körperliche Belastung. Der ganze Zug schwankte, hüpfte, bockte, ruckte und schlingerte unter mir. Jeder einzelne Schienenstoß drohte, mich von der Tür loszureißen. Ich grub meine acht Finger in die flache Regenrinne und presste beide Daumenballen von unten dagegen, drückte die Zehen auf die Trittleiste und klammerte mich verzweifelt fest. Der Fahrtwind zerrte an meiner Kleidung. Die Türflügel flatterten und zitterten. Mein Kopf schlug mehrmals heftig dagegen.

So surfte ich neun Blocks weit. Dann erreichten wir die 23rd Street, und der Zug bremste scharf. Mein Gewicht verlagerte sich seitlich, sodass die linke Hand belastet und der rechte Fuß entlastet

wurde. Ich klammerte mich weiter fest und wurde mit fünfzig Stundenkilometern in die gleißende Helligkeit der U-BahnStation getragen. Der Bahnsteig flitzte an mir vorbei. Ich hing wie eine Klette an dem Führerwagen, bis er endlich am Nordende des Bahnsteigs hielt. Ich stemmte mich leicht nach außen, und die zweiflüglige Tür ging unter mir auf. Ich taumelte in den Wagen und brach auf dem nächsten Sitz zusammen.

Neun Blocks. Kaum anderthalb Minuten. Genug, um mir das U-Bahn-Surfen lebenslänglich zu verleiden.

In meinem Wagen saßen drei weitere Fahrgäste. Keiner von ihnen sah mich auch nur an. Die Türen schlossen sich knallend. Der Zug fuhr weiter.

Ich stieg am Herald Square aus, wo die 34th Street sich mit Broadway und Sixth Avenue vereinigt. Zehn vor vier Uhr morgens. Weiterhin im Zeitplan. Ich war zwanzig Blocks und ungefähr vier Minuten nördlich der U-Bahn-Station Union Square. Zu weit und zu schnell, als dass die Feds eine Fahndung nach mir hätten organisieren können. Ich

kam aus dem Untergrund herauf und folgte der imposanten Fassade von Macy's von Ost nach West. Dann ging ich auf der Seventh Avenue nach Süden bis zu dem Hotel, in dem Lila Hoth sich mit ihrer Crew verkrochen hatte.

Der Nachtportier saß hinter der Empfangstheke. Ich machte mir nicht die Mühe, seinetwegen den Reißverschluss meiner Jacke aufzuziehen. Ich trat nur vor ihn hin, beugte mich über die Theke und schlug ihm aufs Ohr. Er fiel von seinem Hocker. Ich setzte mit einer Flanke über die Theke, packte ihn am Kragen und riss ihn hoch.

Ich sagte: »Nennen Sie mir die Zimmernummern.«

Und das tat er. Fünf verschiedene Räume, nicht nebeneinander, alle im siebten Stock. Er sagte mir auch, welches die Frauen hatten. Die Männer waren auf die übrigen vier verteilt. Ursprünglich waren es dreizehn Männer und acht Betten gewesen. Fünf hätten auf dem Boden schlafen müssen.

Oder fünf waren als Wachposten eingeteilt.

Ich zog die Rolle mit schwarzem Gewebeband aus der Tasche und benutzte ungefähr acht Meter davon, um den Nachtportier an Armen und Beinen zu fesseln. Anderthalb Dollar in jedem Baumarkt, aber ebenso Bestandteil der Ausrüstung von Special Forces wie Tausenddollargewehre, Satellitentelefone und Navigationssysteme. Mit einem fünfzehn Zentimeter langen Streifen klebte ich ihm den Mund zu. Als Nächstes klaute ich seine Schlüsselkarte. Riss sie einfach von dem Spiralkabel an seinem Gürtel ab. Dann ließ ich ihn außer Sicht hinter der Theke liegen und ging zu den Aufzügen. Stieg ein und drückte auf den Knopf mit der höchsten Zahl, in diesem Fall eine Zehn. Die Tür ging zu, und die Kabine trug mich nach oben.

Jetzt zog ich den Reißverschluss meiner Jacke auf.

Ich rückte die Maschinenpistole vor meiner Brust zurecht, holte den Lederhandschuh aus der Tasche und streifte ihn über die linke Hand. Anders als das gedrungene Modell K mit dickem kleinem Griff unter der Mündung hat die MP5SD

keinen vorderen Griff. Bei der SD liegt die rechte Hand am Pistolengriff, während die linke den Schalldämpfer umfasst. Der innere Lauf weist dreißig Bohrungen auf. Die Treibladung der Patrone explodiert nicht, sondern verbrennt explosionsartig. Dabei entsteht ein superheißer Gasschwall. Ein Teil dieses Gases entweicht durch die dreißig Bohrungen, was den Schussknall dämpft und das Geschoss unterschallschnell macht. Ein Schalldämpfer wäre unsinnig, wenn das Geschoss selbst einen Überschallknall erzeugen würde. Nur eine langsame Kugel ist lautlos – genau wie bei dem VAL Silent Sniper. Das austretende Gas kommt aus den dreißig Bohrungen, dehnt sich aus und wirbelt durch die innere Schalldämpferkammer. Dann gelangt es in die zweite Kammer, dehnt sich noch mehr aus und wirbelt nochmals durcheinander. Durch Ausdehnung kühlt sich das Gas ab. Aber nicht sehr. Vielleicht von superheiß auf extrem heiß. Und das Schalldämpfergehäuse besteht aus Metall. Deshalb der Lederhandschuh. Wer mit der MP5SD schießen

will, braucht einen. Springfield war ein Mann, der einfach an alles dachte.

Auf der linken Seite der MP war ein Stellschieber angebracht, mit dem die Waffe gesichert und die Feuerart gewählt werden konnte. Bei älteren SD-Modellen, die ich kannte, hatte es drei Positionen gegeben: S, E und D. S für *Sicher*, E für *Einzel-* und D für *Dauerfeuer*. Deutsche Abkürzungen, obwohl Heckler & Koch seit vielen Jahren in britischem Besitz war. Vermutlich war man in Oberndorf traditionsbewusst. Aber Springfield hatte mir das neueste Modell SD4 besorgt. Hier gab es vier Schieberstellungen, die statt mit Buchstaben mit Piktogrammen bezeichnet waren. Für Ausländer oder Analphabeten. Ein einfacher weißer Punkt für *Sicher*, ein kleines weißes Geschoss für *Einzelfeuer*, drei Geschosse für Feuerstöße zu drei Schuss und eine lange Reihe von Geschossen für automatisches Dauerfeuer.

Ich wählte die Feuerstöße zu drei Schuss. Meine bevorzugte Einstellung. Mit einem kurzen Fingerdruck jagte man drei Schuss binnen einer

Viertelsekunde hinaus. Das unvermeidliche Auswandern der Mündung nach oben wurde durch Körperbeherrschung und das Gewicht des Schalldämpfers minimiert, sodass das Ergebnis drei tödliche Wunden waren, die eine etwa vier Zentimeter lange senkrechte Linie bildeten.

Damit war ich zufrieden.

Dreißig Schuss. Zehn Feuerstöße. Acht Zielpersonen. Einen Feuerstoß für jede, dazu zwei als Reserve für Notfälle.

Ein Klingelzeichen, dann öffnete sich die Tür im zehnten Stock. Ich bildete mir ein, wieder Lila Hoths Stimme zu hören, als sie von alten Feldzügen im Korengaltal erzählte: *Man solle die letzte Kugel für sich selbst aufsparen, weil man nicht lebend gefangen werden wolle – besonders nicht von den Frauen.*

Ich trat aus dem Aufzug in einen stillen Korridor hinaus.

Die Standardtaktik bei jedem Überfall: aus überhöhter Position angreifen. Der siebte Stock lag drei Etagen unter mir. Hingelangen konnte ich auf

zweierlei Weise: Treppe oder Aufzug. Ich bevorzugte die Treppe – vor allem mit einer Waffe mit Schalldämpfer. Eine clevere Defensivtaktik wäre es gewesen, einen Mann im Treppenhaus zu postieren. Als Frühwarnsystem für sie. Als leichte Beute für mich. Ihn konnte ich lautlos und in aller Ruhe erledigen.

Ins Treppenhaus führte eine zerschrammte Tür neben dem Aufzugsschacht. Ich öffnete sie lautlos und machte mich auf den Weg nach unten. Die Stufen bestanden aus mit einer dünnen Staubschicht bedecktem Beton. Jedes Stockwerk war mit einer handgemalten grünen Nummer an der Wand neben der Tür bezeichnet. Bis in die achte Etage hinunter war ich leise, danach superleise. Ich hielt inne und beugte mich weit über das Metallgeländer.

Kein Wachposten im Treppenhaus.

Der Treppenabsatz im siebten Stock war leer, was ich als enttäuschend empfand. Es machte meinen Job hinter der Tür fünfundzwanzig Prozent schwieriger. Fünf Kerle auf dem Korridor, nicht nur vier. Und die Lage der Zimmer bedingte, dass



einige von ihnen links und einige rechts von mir postiert sein würden. Drei und zwei oder zwei und drei. Ein langer Augenblick, in dem man in die falsche Richtung sah, dann ein blitzschnelles Herumwerfen.

Nicht einfach.

Aber es war kurz nach vier Uhr morgens. Bekanntlich der absolute Tiefpunkt. Sowjetische Mediziner hatten ihn wissenschaftlich erforscht.

Ich blieb vor der Tür zum Korridor stehen und atmete zweimal tief durch. Dann legte ich meine Hand im Lederhandschuh auf die Klinke und nahm Druckpunkt am Abzug der MP5SD.

Ich zog die Tür auf.

Ich blockierte sie mit einem Fuß in halb offener Stellung. Umfasste den Schalldämpfer der MP mit der Hand im Lederhandschuh. Sah mich um und horchte. Kein Laut. Nichts zu sehen. Ich trat auf den Korridor. Schaute in eine Richtung. Warf mich herum und sah in die andere.

Der Flur war leer.

Keine Aufpasser, keine Wachposten, überhaupt nichts. Nur ein langer schmuddeliger Läufer, schwaches gelbliches Licht und zwei Reihen geschlossener Türen. Nichts zu hören außer dem unterschwelligem Summen der Großstadt und gedämpften, weit entfernten Sirenen.

Ich schloss die Tür zum Treppenhaus hinter mir.

Ich kontrollierte die Zimmernummern und ging rasch zu Lilas Tür weiter. Legte mein Ohr an den Türspalt und horchte angestrengt.

Ich hörte nichts.

Ich wartete. Volle fünf Minuten. Zehn. Ohne einen Laut. Niemand kann länger still und stumm bleiben als ich.

Ich steckte die Schlüsselkarte des Nachtportiers in den Schlitz. Ein kleines Licht blinkte erst rot, dann grün. Dabei war ein Klicken zu hören. Ich drückte die Klinke herab und war in Bruchteilen einer Sekunde drinnen.

Das Zimmer war leer.

Das Bad war leer.

Allerdings gab es Anzeichen dafür, dass Zimmer

und Bad bis vor Kurzem benutzt worden waren. Die Klopapierrolle war angebrochen. Im Waschbecken standen Wassertropfen. Ein Handtuch fühlte sich feucht an. Das Bett war aufgedeckt. Die Sessel standen nicht an ihrem Platz.

Ich kontrollierte die vier anderen Zimmer. Alle leer. Alle hastig geräumt. Ganz geräumt. Nichts deutete darauf hin, dass eine Rückkehr beabsichtigt war.

Lila Hoth, einen Schritt voraus.

Jack Reacher, einen Schritt hinter ihr.

Ich streifte den Handschuh ab, zog meinen Reißverschluss wieder hoch und fuhr in die Hotelhalle hinunter. Ich setzte den Nachtportier auf, sodass er mit dem Rücken an der Theke lehnte, und riss ihm das Klebeband vom Mund.

Er sagte: »Nicht wieder schlagen.«

Ich fragte: »Warum sollte ich das nicht?«

»Nicht mein Fehler«, antwortete er. »Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Sie haben die Zimmernummern verlangt. Die habe ich Ihnen gegeben.«

»Wann sind sie abgehauen?«

»Ungefähr zehn Minuten nach Ihrem ersten Besuch.«

»Sie haben sie angerufen?«

»Ging nicht anders, Mann.«

»Wohin wollten sie?«

»Keine Ahnung.«

»Was haben sie Ihnen gezahlt?«

»Einen Tausender«, sagte er.

»Nicht schlecht!«

»Pro Zimmer.«

»Wahnsinn«, sagte ich. Das war es wirklich. Für dieses Geld hätten sie ins Hotel Four Seasons zurückgehen können. Nur durften sie das nicht riskieren – was der springende Punkt war.

Ich blieb im Halbdunkel auf dem Gehsteig der Seventh Avenue stehen. *Wohin wollten sie?* Und vor allem: Wie? Nicht mit Autos. Angekommen waren sie mit fünfzehn Personen. Dafür hätten sie mindestens drei Autos gebraucht. Und in verblichenen alten Hotelkästen mit nur einem Nachtportier gab es keinen Parkservice durch

Hoteldiener.

Taxis? Auf dem Hinweg möglich, wenn sie am späten Abend aus der Innenstadt gekommen waren. Aber um drei Uhr morgens von der Seventh Avenue wegfahren? Acht Personen hätten mindestens zwei leere Taxis gebraucht, die zufällig hätten vorbeikommen müssen.

Unwahrscheinlich.

U-Bahn. Möglich, sogar wahrscheinlich. Kaum einen Block weit von hier entfernt verkehrten drei Linien. Nachtfahrplan, maximal zwanzig Minuten Wartezeit auf dem Bahnsteig, dann ein Entkommen in Richtung Innenstadt oder stadtauswärts. Aber wohin? Das Ziel durfte keinen langen Fußmarsch am anderen Ende erfordern. Eine Gruppe von acht Personen, die einen Gehsteig entlanghastete, war sehr auffällig. Auf den Straßen waren sechshundert Federal Agents unterwegs. Das einzige noch infrage kommende Hotel, das ich kannte, lag noch weit westlich der unter der Eighth Avenue verkehrenden Linie. Mindestens eine Viertelstunde Fußmarsch. Da war die Gefahr, entdeckt zu

werden, viel zu groß.

Also die U-Bahn, aber wohin?

New York City. Fast achthundertdreißig Quadratkilometer. Genau gesagt 82880 Hektar. Acht Millionen Einzeladressen. Ich stand da und sortierte die Möglichkeiten wie eine Maschine.

Kein Treffer.

Dann lächelte ich.

*Sie reden zu viel, Lila.*

Ich glaubte, wieder ihre Stimme zu hören. Im Teesalon des Four Seasons. Sie sprach über die afghanischen Kämpfer. Beschwerte sich aus ihrer angeblichen Perspektive über sie. In Wirklichkeit prahlte sie mit ihren eigenen Leuten und spottete über die fruchtlosen Versuche der Roten Armee, sie zu stellen und vernichtend zu schlagen. Sie hatte gesagt: *Die Mudschaheddin waren clever. Sie hatten die Angewohnheit, wieder Stellungen zu besetzen, die wir als verlassen abgeschrieben hatten.*

Ich ging zum Herald Square zurück. Zum R-Train. Ich konnte an der Fifth Avenue und 59th

Street aussteigen. Von dort aus war es nur ein kurzer Weg zu den alten Gebäuden in der 58th Street.

Die drei Altbauten in der 58th Street sahen still und dunkel aus. Halb fünf Uhr morgens in einem Viertel, in dem die meisten Geschäfte nicht vor zehn Uhr öffneten. Ich beobachtete sie aus fünfzig Metern Entfernung. Aus einem dunklen Hauseingang jenseits der Madison Avenue. Die Tür mit der einzelnen Glocke war mit polizeilichem Tatort-Absperrband abgeriegelt. Das linke der drei Gebäude. Das mit dem ehemaligen Restaurant im Erdgeschoss.

Kein Licht hinter den Fenstern.

Keine sichtbaren Aktivitäten.

Das Absperrband schien intakt zu sein. Und es war garantiert mit einem offiziellen NYPD-Siegel gesichert. Mit einem kleinen Rechteck aus Papier, das in Höhe des Schlüssellochs Tür und Rahmen verband. Es klebte vermutlich noch unbeschädigt dort.



Was bedeutete, dass es einen Hintereingang geben musste.

Wegen des Restaurants war das sehr wahrscheinlich. Restaurants produzieren allen möglichen unangenehmen Müll. Den ganzen Tag lang. Er riecht schlecht und lockt Ratten an. Auf dem Gehsteig darf man ihn nicht einfach stapeln. Am besten kippt man ihn am Hinterausgang in verschlossene Tonnen, die man abends vors Haus rollt, damit sie nachts geleert werden.

Ich ging zwanzig Meter nach Süden, um meinen Blickwinkel zu erweitern. Sah keinen offenen Durchgang. Die Gebäude dieses Straßenblocks waren alle ohne Zwischenräume aneinanderggebaut. Neben der Tür mit dem Absperrband befand sich das Fenster des ehemaligen Restaurants. Daneben kam schon wieder eine Tür, die jedoch zum Nachbarhaus gehörte. Sie war schlicht und schwarz, unbeschriftet, leicht verkratzt, hatte keine Schwelle und war viel breiter als eine normale Tür. Und sie hatte außen keine Klinke. Nur ein Schlüsselloch. Ohne Schlüssel ließ sie sich nur

von innen öffnen. Ich wettete mit mir selbst, dass hinter ihr ein überbauter Durchgang lag, und rechnete mir aus, dass das Gebäude neben dem Restaurant im Erdgeschoss nur zwei Räume und darüber drei Räume breit war. Ab dem ersten Stock war der gesamte Straßenblock massiv. Aber in Straßenhöhe führten diskret verschlossene und überbaute Passagen zu den Hintereingängen.

Ich kehrte in den dunklen Hauseingang zurück. Unterwegs stellte ich einige Vermutungen an. Vierundvierzig Minuten, seit Lilas Männer mich hätten schnappen sollen. Vielleicht vierunddreißig, seit Lila den Anruf erwartet hatte, der ihr den Erfolg melden sollte. Vielleicht vierundzwanzig, seit sie endlich akzeptiert hatte, dass die Sache anscheinend danebengegangen war. Vielleicht vierzehn, seit sie erstmals versucht gewesen war, mich anzurufen.

*Sie reden zu viel, Lila.*

Ich zog mich tiefer ins Dunkel zurück und wartete. Die Straße vor mir war menschenleer. Auf der Madison Avenue fuhr gelegentlich ein Auto

oder Taxi vorbei. Auf der 58th Street herrschte überhaupt kein Verkehr. Nirgends ein Fußgänger. Keine Hundebesitzer, die ihre Lieblinge Gassi führten, keine nach Hause stolpernden Partygänger. Die Müllabfuhr war beendet. Die Bagelauslieferung hatte noch nicht begonnen.

Die Stadt, die niemals schläft, ruhte zumindest behaglich.

Ich wartete.

Drei Minuten später begann das Handy in meiner Tasche zu vibrieren.

Ich behielt das Restaurantgebäude im Auge, während ich das Handy aufklappte. Hob es ans Ohr und sagte: »Ja?«

Sie fragte: »Was ist passiert?«

»Sie haben sich nicht blicken lassen.«

»Hatten Sie das erwartet?«

»Ich habe nicht weiter darüber nachgedacht.«

»Was ist mit meinen Leuten passiert?«

»Die Cops haben sie geschnappt.«

»Wir können noch immer einen Handel abschließen.«

»Wie? Sie können es sich nicht leisten, weitere Männer zu verlieren.«

»Wir könnten uns irgendwie einigen.«

»Okay. Aber der Preis ist gerade gestiegen.«

»Auf wie viel?«

»Fünfundsiebzig.«

»Wo sind Sie jetzt?«

»Vor Ihrem Haus.«

Nun entstand eine Pause.

Hinter einem Fenster war eine Bewegung zu erkennen. Dritter Stock, das linke von zwei Fenstern. Ein dunkler Raum. Schwach, geisterhaft, aus fünfzig Metern kaum wahrnehmbar.

Vielleicht ein Vorhang, der leicht geöffnet wurde.

Vielleicht eine weiße Bluse.

Vielleicht nur Einbildung.

Sie sagte: »Nein, Sie sind nicht vor meinem Haus.«

Aber das klang nicht ganz überzeugt.

Sie fragte: »Wo sollen wir uns treffen?«

Ich sagte: »Wozu etwas vereinbaren? Sie

kommen ja doch nicht.«

»Ich schicke jemanden.«

»Das können Sie sich nicht leisten. Sie haben nur noch sechs Männer.«

Sie schien etwas sagen zu wollen, schwieg dann jedoch.

Ich sagte: »Times Square.«

»Okay.«

»Heute früh um zehn.«

»Wieso?«

»Ich möchte von Leuten umgeben sein.«

»Das ist zu spät.«

»Wofür?«

»Ich will das Ding jetzt.«

»Heute früh um zehn. Machen Sie, was Sie wollen.«

Sie sagte: »Bleiben Sie dran.«

»Wozu?«

»Ich muss mein Geld zählen. Um sicherzustellen, dass ich fünfundsiebzig habe.«

Ich zog den Reißverschluss meiner Jacke auf.

Ich streifte den Handschuh über.

Ich hörte Lila Hoths Atemzüge.

Fünzig Meter von mir entfernt öffnete sich die schwarze Tür. Die zu der überbauten Passage. Ein Mann trat heraus. Klein, dunkelhaarig, drahtig. Und wachsam. Er sah nach links und rechts, kontrollierte den Gehsteig. Er spähte über die Straße.

Ich steckte das Handy ein. Weiterhin eingeschaltet. Weiter auf Sendung.

Ich hob die MP5.

Maschinenpistolen sind eigentlich Nahkampfwaffen, aber viele sind bis zu mittleren Entfernungen so treffsicher wie Gewehre. Bis zu mindestens hundert Metern Entfernung war die H & K durchaus zuverlässig. Meine hatte Kimme und Korn aus Stahl. Ich stellte den Schieber auf Einzelfeuer und zielte auf die Rumpfmittle des Kerls.

Er trat fünfzig Meter von mir entfernt an den Randstein. Blickte forschend nach links, nach rechts und geradeaus. Er sah das gleiche Nichts wie ich. Nur kühle Luft und leichten Nachtnebel.

Er machte kehrt und ging zur Tür zurück.

Vor mir fuhr ein Taxi vorbei.

In fünfzig Metern Entfernung stieß der Kerl die Tür auf.

Ich wartete, bis eine deutliche Vorwärtsbewegung zu erkennen war. Dann drückte ich ab und traf ihn in den Rücken. Ein Blattschuss. Ein langsames Geschoss. Eine merkbliche Pause. Schuss, Treffer. Die SD wird als lautlos angepriesen, aber das ist sie nicht. Sie macht ein Geräusch. Lauter als das höfliche kleine Hüsteln, das man im Film hören würde. Aber nicht lauter als das Klatschen, mit dem ein Telefonbuch aus einem Meter Höhe auf einem Tisch landen würde. In jeder Umgebung wahrnehmbar, aber in einer Großstadt nicht weiter auffällig.

Fünfzig Meter von mir entfernt schlug der Kerl der Länge nach hin und blieb mit dem Oberkörper in dem Durchgang und den Beinen auf dem Gehsteig liegen. Ich jagte sicherheitshalber einen zweiten Schuss hinterher, ließ die MP5 an ihrem Gurt baumeln und zog das Handy wieder aus der

Tasche.

Ich fragte: »Sind Sie noch da?«

Sie sagte: »Wir zählen noch.«

Ihr habt einen weniger, dachte ich.

Ich zog den Reißverschluss zu. Setzte mich in Bewegung. Ich blieb auf der anderen Seite der Madison Avenue und ging einige Meter über die 58th Street hinaus weiter. Dann überquerte ich die Avenue und kam an die Fassaden gedrückt um die Ecke zurück. Ich musste in Lila Hoths totem Winkel bleiben. Ich kam an dem ersten Altbau vorbei. Dann an dem zweiten.

Zwölf Meter unter ihr sagte ich: »Ich muss jetzt gehen. Ich bin müde. Times Square, um zehn, okay?«

Sie sagte zwölf Meter über mir: »Okay, ich schicke jemanden.«

Ich klappte das Handy zu, steckte es wieder ein und schleifte den toten Kerl ganz in die Passage. Dann schloss ich langsam und leise die Tür hinter uns.



In der Passage brannte Licht. Eine einzelne schwache Glühbirne einer staubigen Schiffslampe. Ich erkannte den Toten als einen der Kerle aus Springfields Heimatschutzdossier. Er war die Nummer sieben der ursprünglichen neunzehn gewesen. An seinen Namen konnte ich mich nicht erinnern. Ich schleifte ihn ganz nach hinten. Der Boden bestand aus blank gewetztem altem Beton. Ich durchsuchte ihn. Kein Ausweis. Keine Waffe. Ich ließ ihn neben einer fahrbaren Mülltonne liegen, die mit Schmutz bedeckt war, der so uralt war, dass er nicht mehr stank.

Dann fand ich die ins Gebäude führende Tür, zog meinen Reißverschluss auf und wartete. Ich fragte mich, wie lange es dauern würde, bis sie sich Sorgen um den verschollenen Kerl machen würden. Weniger als fünf Minuten, vermutete ich. Ich fragte mich, wie viele losgeschickt werden

würden, um ihn zu suchen. Wahrscheinlich nur einer, aber ich hoffte auf mehrere.

Sie warteten sieben Minuten und schickten zwei Männer. Die innere Tür öffnete sich, und der erste Kerl trat aus dem Haus. Die Nummer vierzehn auf Springfields Liste. Während er einen Schritt in Richtung Straßenausgang machte, erschien der zweite Kerl hinter ihm. Die Nummer acht auf Springfields Liste.

Dann passierten drei Dinge.

Erstens blieb der vordere Kerl stehen. Er bemerkte, dass die Tür zur Straße geschlossen war, wofür es keine Erklärung gab. Sie ließ sich von außen nicht ohne Schlüssel öffnen. Deshalb hätte der erste Späher sie offen gelassen, während er den Gehsteig absuchte. Aber sie war geschlossen. Folglich musste der erste Späher schon wieder drinnen sein.

Der erste Typ drehte sich um.

Zweitens drehte der zweite Typ sich ebenfalls um. Er schloss lautlos und präzise die innere Tür. Ich ließ ihn gewähren.

Dann hob er den Kopf und sah mich.

Auch der erste Typ sah mich.

Drittens erschoss ich sie beide. Mit zwei Feuerstößen zu je drei Schuss, kurze, gedämpft ratternde Explosionen, jede nur eine Viertelsekunde lang. Ich zielte auf die Schlüsselbeingrube, sodass der jeweils letzte Schuss unter dem Kinn saß. Sie waren kleine Männer mit dünnen Hälsen. Ideale Ziele. In der überbauten Passage hörte sich die SD viel lauter an als draußen im Freien. So laut, dass ich mir Sorgen machte. Aber die innere Tür war aus massivem Holz und geschlossen. Bevor die Passage entstand, war sie die eigentliche Haustür gewesen.

Die beiden Männer gingen zu Boden.

Meine ausgeworfenen Patronenhülsen rollten klappernd über den Beton.

Ich wartete.

Keine unmittelbare Reaktion.

Acht Schuss verbraucht. Noch zweiundzwanzig übrig. Sieben Männer verhaftet, drei weitere

erschossen, drei noch auf den Beinen.

Dazu die Hoths selbst.

Ich durchsuchte die neuen Toten. Keine Ausweise. Keine Waffen. Keine Schlüssel, was bedeutete, dass die innere Tür unversperrt war.

Ich ließ die beiden Leichen neben der ersten im Schatten der Mülltonne zurück.

Dann wartete ich. Ich rechnete nicht damit, dass noch jemand durch die Tür kommen würde. Die alten Briten an der Nordwestgrenze hatten wahrscheinlich irgendwann gelernt, auf Rettungsmannschaften zu verzichten. Vermutlich auch die Rote Armee. Bestimmt kannten die Hoths ihre Geschichte. Das mussten sie. Swetlana hatte sie teilweise mitgeschrieben.

Ich wartete.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

Ich zog es heraus, sah auf die Anzeige. *Vertraulicher Anruf*. Lila. Ich ignorierte sie. Reden wollte ich nicht mehr. Ich steckte das Mobiltelefon wieder ein. Wenig später hörte es zu vibrieren auf.

Ich legte meine behandschuhten Finger auf die Klinke der inneren Tür. Drückte sie herunter und spürte, wie die Sperre entriegelt wurde. Ich war relativ entspannt. Drei Männer waren hinausgegangen. Also war anzunehmen, dass einer von ihnen zurückkam. Oder alle drei. Hielt drinnen jemand Wache, würde es eine tödliche Verzögerung geben, bis ich als Freund oder Feind identifiziert war. Eine Fünftelsekunde, vielleicht sogar länger.

Aber nicht für mich. Jeder, den ich sah, war mein Feind.

Ohne Ausnahme.

Ich stieß die Tür auf.

Hier befand sich niemand.

Vor mir lag ein leerer Raum. Die Küche des aufgegebenen Restaurants. Sie war unbeleuchtet und demontiert. Geblieben waren leere alte Schränke und Lücken in den Arbeitsplatten, wo man Geräte ausgebaut hatte, um sie in Gebrauchtwarenläden in der Bowery zu verkaufen. Alte Rohre an den Wänden zeigten, wo früher

Wasserhähne installiert gewesen waren. Aus der Decke ragten Stahlhaken, an denen früher Tiegel und Pfannen gehangen hatten. In der Mitte des Raums stand ein großer Steintisch. Kühl, glatt, nach jahrzehntelanger Benutzung kaum merklich konkav. Vielleicht hatte man darauf früher Pasta ausgerollt.

In neuerer Zeit war darauf Peter Molina ermordet worden.

Für mich stand fest, dass es sich um denselben Tisch handelte, den ich auf der DVD gesehen hatte. Daran zweifelte ich nicht eine Sekunde. Ich konnte sehen, wo die Videokamera aufgebaut gewesen sein musste und die Scheinwerfer gestanden hatten. An den Tischbeinen hingen noch die verknoteten Enden ausgefranster Seile, mit denen Peter an Knöcheln und Handgelenken gefesselt gewesen war.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

Ich achtete nicht darauf.

Ich schlich weiter.

Eine zweiflüglige Schwingtür führte in das

Restaurant. Rechts hinein, links heraus. Die Standardlösung für Lokale. Kein Gegenverkehr, keine Zusammenstöße. In die beiden Türflügel waren in Augenhöhe eines Mannes vor fünfzig Jahren verglaste Bullaugen eingelassen. Ich bückte mich ein wenig und spähte hindurch. Ein leerer Raum, groß und rechteckig. Keine Möbel außer einem verwaisten Stuhl. Auf dem Fußboden Staub und Rattenscheiße. Durch das große, vor Schmutz fast blinde Fenster fiel gelbliches Licht von der Straßenbeleuchtung herein.

Ich stieß den rechten Türflügel mit dem Fuß an. Die Angeln quietschten etwas, aber er öffnete sich. Ich trat ins Restaurant. Wandte mich nach links und noch mal nach links. Fand einen rückwärtigen Flur mit Toiletten. Zwei Türen, auf denen *Ladies* und *Gentlemen* stand. Messingschilder, richtige Wörter. Keine Piktogramme. Keine Symbolfiguren mit Rock oder Hose.

Außerdem zwei weitere Türen, je eine in den Seitenwänden. Messingschilder: *Privat*. Eine würde in die Küche zurückführen, die andere zur

Treppe und den oberen Stockwerken.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

Ich achtete nicht darauf.

Die Standardtaktik bei jedem Überfall: aus überhöhter Position angreifen. Nicht zu machen. Keine verfügbare Option. Ungefähr zur selben Zeit, als die israelische Liste aufgestellt wurde, hatte der britische SAS die Taktik entwickelt, sich von Dächern in hochgelegene Fenster abzuseilen oder Löcher ins Dach zu sprengen oder von den Dachböden benachbarter Häuser einzudringen. Schnell, dramatisch und meist sehr erfolgreich. Schöne Arbeit, wenn man sie kriegen konnte. Ich konnte es nicht. Ich blieb auf die Ochsentour angewiesen.

Zumindest vorläufig.

Ich öffnete die Tür zum Treppenhaus. Sie beschrieb einen Bogen durch einen winzigen Vorraum von kaum einem Meter Seitenlänge. Direkt vor mir, sodass ich sie fast berühren konnte, befand sich die Tür zum Eingangsbereich mit der Haustür. Der Tür mit dem einzelnen Klingelknopf



und dem polizeilichen Tatort-Absperrband.

Aus diesem Vorraum führte eine steile schmale Treppe nach oben. Auf halber Höhe änderte sie an einem Treppenabsatz die Richtung und war dann bis zum ersten Stock nicht mehr einzusehen.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

Ich zog es heraus und sah auf die Anzeige. *Vertraulicher Anruf*. Ich steckte es wieder ein. Es hörte bald zu vibrieren auf.

Ich nahm die Treppe in Angriff.

Die erste Hälfte einer Treppe, die ihre Richtung wechselt, legt man am sichersten mit Blick nach oben und breitbeinig rückwärtsgehend zurück. Rückwärtsgehend und mit Blick nach oben, weil man etwaigen Gegnern zugewandt sein muss. Breitbeinig, weil die Gefahr, dass Treppenstufen knarren, in der Mitte am größten und an den Rändern am geringsten ist.

So arbeitete ich mich bis zum Treppenabsatz vor, drehte mich halb um und legte den zweiten Abschnitt schräg nach vorn gewandt zurück. Oben betrat ich einen weiteren Vorraum, der doppelt so groß wie der untere, aber noch immer winzig war. Ein mal zwei Meter. Links ein Zimmer, rechts ein Zimmer, vor mir zwei Zimmer. Alle Türen geschlossen.

Ich stand still. An Lilas Stelle hätte ich je einen Kerl in den vor mir liegenden Räumen postiert. Ich

hätte sie mit schussbereiten Waffen angestrengt horchen lassen. Sie wären darauf vorbereitet gewesen, gleichzeitig ihre Türen aufzureißen, um parallele Schussfelder zu haben. So hätten sie mich beim Hinauf- oder Hinuntergehen erwischt. Aber ich war nicht Lila, und sie war nicht ich. Ich wusste nicht, wie sie ihre Leute verteilt hatte. Außer dass sie die wenigen Kerle, die ihr noch blieben, in ihrer Nähe würde haben wollen. Also mussten sie im dritten statt im zweiten Stock sein. Weil ich die Bewegung hinter einem Fenster im dritten Stock beobachtet hatte.

Genau gesagt am linken Fenster im dritten Stock, wenn man das Gebäude von außen betrachtete. Was bedeutete, dass ihr Zimmer von innen gesehen rechts lag. Ich bezweifelte, dass der Etagengrundriss sich von Stockwerk zu Stockwerk verändern würde. Dieses alte Gebäude war ein reiner Zweckbau, in dem es keine individuelle Aufteilung gab. Deshalb würde ein Rundgang durchs rechte Zimmer im ersten Stock nicht anders sein, als ginge ich zwei Stockwerke höher durch

Lilas Zimmer. Er würde mir die allgemeine Anordnung zeigen.

Ich nahm Druckpunkt am Abzug der MP5 und legte meine behandschuhten Finger auf die Türklinke. Drückte sie herunter. Spürte, wie die Verriegelung nachgab.

Ich öffnete die Tür.

Ein leerer Raum.

Tatsächlich eine leere und teilweise demolierte Einzimmerwohnung. Sie war ebenso tief, aber nur halb so breit wie das Restaurant im Erdgeschoss. Ein langer, schmaler Raum. Ein begehbare Kleiderschrank, ein Bad, eine Kochnische, ein Wohnschlafzimmer. Der Grundriss war mit einem Blick erkennbar, weil alle Trennwände bis auf die Stehbalken herausgerissen waren. Die Badeinrichtung existierte noch: seltsam nackt hinter senkrecht angeordneten alten Kanthölzern, die wie Rippen, wie die Gitterstäbe eines Käfigs aussahen. Auch die Kücheneinrichtung war intakt. Der Fußboden bestand aus Pitchpine, auf der im Bad ein altmodischer Mosaikboden und im

Küchenbereich Linoleumfliesen lagen. Der ganze Raum roch nach Ungeziefer und verrottetem Gipskarton. Das Fenster zur Straße hin war rußgeschwärzt. Es wurde durch die Feuertreppe diagonal geteilt.

Ich trat lautlos ans Fenster. Die Feuertreppe sah aus wie eine Standardkonstruktion. Eine schmale Eisentreppe kam von oben herunter und bildete unter den Fenstern im ersten Stock einen Laufsteg. An seinem Ende lag der mit Gegengewichten belastete letzte Abschnitt bereit, um sich unter dem Gewicht eines Flüchtenden auf den Gehsteig herabzusinken.

Das Fenster war ein Schiebefenster. Seine untere Hälfte ließ sich zwischen der Doppelscheibe der oberen hinaufschieben. Wo die Hälften sich trafen, wurden sie durch einen einfachen Messingriegel arretiert. An die untere Fensterhälfte hatte man altmodische Messinggriffe geschraubt. Sie waren ebenso wie der Fensterrahmen schon viele Male überstrichen worden.

Ich zog den Riegel zurück, steckte je drei Finger in die Griffe und ruckte daran. Die untere Fensterhälfte bewegte sich zwei, drei Zentimeter nach oben, dann klemmte sie. Ich wendete mehr Kraft auf. Zuletzt fast so viel wie bei den Eisenkäfigen im Keller des ehemaligen Feuerwehrhauses. Das Schiebefenster bewegte sich ruckelnd nach oben, klemmte mal links, mal rechts, leistete immer neuen Widerstand. Ich ging in die Hocke, schob meine Schulter unter das Querholz und kam langsam hoch. Das Fenster glitt zwanzig Zentimeter höher, dann war es endgültig blockiert. Ich machte einen Schritt zurück. Kühle Nachtluft strömte herein. Die Öffnung war ungefähr einen halben Meter hoch.

Mehr als genug.

Ich schob ein Bein übers Fensterbrett, knickte den Oberkörper ab, schlängelte mich hindurch und zog das andere Bein nach.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

Ich achtete nicht darauf.

Ich stieg die Eisentreppe hinauf, setzte dabei

langsam und lautlos einen Fuß vor den anderen. Auf halber Höhe befand mein Kopf sich auf Höhe der Fensterbretter im dritten Stock, sodass ich die auf die Straße hinausführenden Fenster sehen konnte.

Beide waren mit Vorhängen verschlossen. Schmutzig braunes altes Baumwollgewebe hinter rußgeschwärztem Glas. Dahinter kein sichtbares Licht. Keine Geräusche. Keine erkennbaren Aktivitäten. Ich drehte mich um und schaute auf die Straße hinunter. Keine Fußgänger. Keine Passanten. Kein Verkehr.

Ich stieg zum vierten Stock hinauf. Diese Etage war anders. Keine Vorhänge. Leere Räume. Die Fußböden waren fleckig, die Decken hingen an einigen Stellen durch. Schäden von Regenwasser.

Die Schiebefenster im vierten Stock waren arretiert. Mit den gleichen einfachen Messingriegeln, die ich unten gesehen hatte und denen ich nicht beikommen konnte, ohne die Scheiben einzuschlagen. Was Krach machen würde. Wozu ich aber bereit war – nur nicht schon

jetzt. Ich wollte den richtigen Zeitpunkt abwarten.

Ich verschob den Nylongurt, bis die MP5 auf meinem Rücken hing, und setzte einen Fuß aufs Fensterbrett. Dann richtete ich mich auf und griff nach dem bröckelnden Dachsim hoch über meinem Kopf. Ich machte einen Klimmzug, bekam ein Bein über die Kante und hievte mich aufs Dach. Kein eleganter Anblick. Aber ich bin eben kein gelenkiger Turner. Zuletzt lag ich bäuchlings, keuchend und mit gespreizten Armen und Beinen auf dem von Unkraut bedeckten Dach. Ich blieb einen Augenblick liegen, um Atem zu schöpfen, richtete mich dann kniend auf und sah mich nach einer Falltür um. Ich entdeckte eine ungefähr zehn Meter hinter mir, wo ich den Treppenabsatz im obersten Stock vermutete. Sie bestand aus einem schlichten Holzrahmen mit übergreifendem Deckel, beide Teile mit Bleiblech beschlagen und durch ein Scharnier miteinander verbunden. Wahrscheinlich von innen mit einer Haspe und Vorhängeschloss verriegelt. Das Schloss würde massiv, die Haspe jedoch an den Rahmen geschraubt und der



Holzrahmen von Alter, Fäulnis und eindringendem Wasser geschwächt sein.

Kein Problem.

Die Standardtaktik bei jedem Überfall: aus überhöhter Position angreifen.

Um die Falltür herum war das Bleiblech mit einem Filzhammer festgeklopft worden. Nirgends eine scharfe Ecke. Ich schob meine behandschuhten Finger unter die Kante gegenüber dem Scharnier und ruckte kräftig daran. Ergebnislos. Nun machte ich Ernst. Zwei Hände, acht Finger, gebeugte Knie, tief Luft holen. Ich schloss die Augen. An Peter Molina mochte ich nicht denken. Also dachte ich an Lila Hoths irres Lächeln, als sie vor laufender Kamera versucht hatte, den Puls des ermordeten Taxifahrers aus Kabul zu finden.

Ich riss den Deckel hoch.

Im nächsten Augenblick geriet die Nacht aus den Fugen.

Ich hatte gehofft, die Befestigungsschrauben der Haspe aus der Falltür oder dem Rahmen reißen zu können, doch sie wurden aus beiden Teilen gerissen. Vorhängeschloss und Haspe fielen in

freiem Fall drei Meter tief und schlugen krachend auf dem Holzboden auf. Ein unüberhörbar lautes, schepperndes Geräusch, gefolgt vom Klirren der Haspe und dem Geklapper sechs einzelner Schrauben.

Nicht gut.

Gar nicht gut.

Ich klappte die Falлтür auf und hockte mich an den Rand, um zu lauschen und die Lage zu peilen.

Einige Sekunden lang passierte nichts.

Dann hörte ich, wie unter mir im vierten Stock eine Tür geöffnet wurde.

Ich zielte mit der MP5.

Noch eine Sekunde Pause. Dann kam ein Kopf in Sicht. Schwarzhaarig. Ein Kerl. Mit einer Pistole in der Hand. Er entdeckte das Vorhängeschloss auf dem Fußboden. Ich glaubte das Räderwerk in seinem Kopf arbeiten zu sehen: *Vorhängeschloss, Fußboden, Schrauben, senkrechter Fall*. Er blickte nach oben. Ich erkannte sein Gesicht. Die Nummer elf auf Springfields Liste. Er sah mich. Die Wolken über mir wurden vom Widerschein der

Großstadt erhellt. Ich musste recht gut zu sehen sein. Er zögerte. Ich nicht. Ich erschoss ihn mehr oder weniger senkrecht durch die Schädeldecke. Mit einem kurzen Feuerstoß. Er brach dumpf auf dem Boden aufprallend zusammen. Ich beobachtete noch einen Moment die Treppe, bevor ich durch die Falлтür sprang und mit den Füßen voraus neben dem Kerl landete, was wieder ziemlichen Lärm verursachte.

Mit Geheimhaltung war jetzt Schluss.

Elf Schuss verbraucht, neunzehn übrig, vier Männer erledigt, zwei noch auf den Beinen. Und die Hoths.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

*Nicht jetzt, Lila.*

Ich schnappte mir die Pistole des Kerls, stieß die Tür des linken vorderen Zimmers auf, trat in den Schatten zurück, lehnte mich mit einer Schulter an die Wand und nahm die Treppe in Augenschein.

Niemand kam herauf.

Ein Patt.

Die Pistole, die ich dem Toten abgenommen

hatte, war eine Sig Sauer P220 mit einem dicken aufgeschraubten Schalldämpfer. Made in Germany. Neun-Millimeter-Para, neun Patronen in einem Griffmagazin. Die gleiche Munition, mit der meine MP5 geladen war. Ich drückte die Geschosse heraus und ließ sie lose in meine Tasche gleiten. Die leere Waffe legte ich auf den Fußboden. Dann trat ich wieder in den Flur hinaus und ging in das vordere rechte Zimmer. Es war kahl und leer. Ich schritt den Grundriss ab, wie ich ihn von unten in Erinnerung hatte. Einbaukleiderschrank, Bad, Küche, Wohnschlafzimmer. Als ich ungefähr in der Zimmermitte angekommen war, stampfte ich kräftig auf. Eines Mannes Fußboden ist eines anderen Mannes Zimmerdecke. Ich stellte mir vor, dass Lila direkt unter mir stand und horchte. Ich wollte sie aufrütteln, wollte Urängste in ihr wecken. Das beunruhigendste Gefühl von allen: *Dort oben ist jemand.*

Ich stampfte nochmals auf.

Diesmal gab es eine Reaktion.

Sie bestand aus einem Geschoss, das den

Fußboden kaum einen Meter rechts von mir durchschlug. Es riss ein gezacktes Loch, bohrte sich in die Zimmerdecke über mir und hinterließ Staub und Rauchspuren in der Luft.

Aber keinen Schussknall. Sie benutzten alle Schalldämpfer.

Ich schoss zurück, einen kurzen Feuerstoß durchs selbe Loch nach unten. Dann zog ich mich an die Stelle zurück, an der ich unter mir ihre Kochnische vermutete.

Vierzehn Schuss verbraucht. Sechzehn übrig. Neun lose in der Tasche.

Ein weiterer Schuss durchschlug den Fußboden. Gut zwei Meter von mir entfernt. Ich schoss zurück. Sie schossen zurück. Ich schoss noch mal zurück, dann rechnete ich mir aus, dass sie anfangen, das Schema zu begreifen, und schlich auf den Flur und zur Treppe hinaus.

Dort zeigte sich, dass sie genau die gleiche Überlegung angestellt hatten: dass ich in einen gewissen Rhythmus verfallen war. Ein Kerl war dabei, sich an mich anzuschleichen. Die Nummer

zwei auf Springfields Liste. Er hielt eine weitere Sig Sauer P220 in der Hand, mit aufgesetztem Schalldämpfer. Er entdeckte mich zuerst. Drückte überhastet ab und verfehlte mich. Ich ihn nicht. Mein Feuerstoß aus drei Schüssen begann am Nasensattel und stieg bis zur Stirnmitte an. Blut und Gehirnmasse spritzten an die Wand hinter ihm, und er stürzte rückwärts die Treppe hinunter, die er eben heraufgekommen war.

Die Waffe polterte mit ihm nach unten.

Meine ausgeworfenen Patronenhülsen rollten leise klirrend über den Fußboden.

Dreiundzwanzig Schuss verbraucht. Sieben übrig, dazu neun lose in der Tasche.

Ein Mann noch auf den Beinen. Und die Hoths.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

*Zu spät für Verhandlungen, Lila.*

Ich ignorierte sie. Ich stellte mir vor, wie sie eine Etage unter mir kauerte. Swetlana an ihrer Seite. Ein letzter Kerl zwischen mir und ihnen. Wie würden sie ihn einsetzen? Sie waren nicht dumm, sie waren die Erbinnen einer langen kämpferischen

Tradition. Ihre Vorfahren hatten zweihundert Jahre lang einen Guerillakrieg im Bergland geführt. Sie wussten, was sie taten. Sie würden den Kerl nicht einfach die Treppe hinaufschicken. Nicht noch mal. Das war zwecklos. Sie würden versuchen, mich zu umgehen. Sie würden den Kerl die Feuertreppe hinaufschicken. Sie würden mich am Telefon ablenken, damit der Kerl durchs Fenster zielen und mir in den Rücken schießen konnte.

Wann?

Entweder sofort oder viel später. Einen Mittelweg gab es nicht. Sie würden mich überraschen wollen oder darauf setzen, dass ich mich langweilte.

Sie entschieden sich für sofort.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

Ich trat in das linke Zimmer und kontrollierte die Aussicht. Aus meiner Perspektive stieg die Eisentreppe von rechts nach links an. Ich würde den Kopf des Mannes sehen, wenn er von unten heraufkam. Was gut war. Doch mein Schusswinkel war nicht gut. Die Neun-Millimeter-Para ist eine



Munition für Handfeuerwaffen und gilt als geeignet für den Einsatz in Städten. Die Geschosse bleiben viel eher stecken, statt ihr Ziel wie Gewehrkugeln zu durchschlagen. Bei unterschallschnellen Para-Geschossen ist das noch wahrscheinlicher. Garantien gibt es jedoch keine. Und auf der anderen Straßenseite gab es unbeteiligte Nichtkombattanten. Schlafzimmerfenster, schlafende Kinder. Glatte Durchschüsse konnten sie erreichen, zufällige Abpraller auch. Und Querschläger oder Splitter, und glatte Fehlschüsse erst recht.

Lauter potenzielle Kollateralschäden.

Ich schlich durch den Raum und drückte mich an die Wand neben dem Schiebefenster. Spähte hinaus. Nichts zu sehen. Ich streckte einen Arm aus und entriegelte das Fenster. Versuchte es hochzuschieben. Das Fenster klemmte. Ich schaute erneut hinaus. Noch immer nichts. Ich trat vor die Scheibe, packte die Griffe und ruckte daran. Das Fenster bewegte sich, klemmte, bewegte sich wieder, schoss dann nach oben und schlug mit

solcher Gewalt an, dass die Scheibe von oben bis unten zerbrach.

Ich drückte mich wieder an die Wand.

Horchte angestrengt.

Hörte den gedämpften Klang von Gummisohlen auf Eisen. Ein stetiger leiser Rhythmus. Er kam rasch herauf, ohne jedoch zu rennen. Ich ließ ihn kommen. Ich ließ ihn ganz heraufkommen. Ich ließ ihn Kopf und Schultern durchs Fenster strecken. Schwarzes Haar, dunkler Teint. Die Nummer fünfzehn auf Springfields Liste. Ich richtete mich darauf ein, parallel zur Fensterwand zu schießen. Er sah nach links. Er sah nach rechts. Er sah mich. Ich drückte ab. Ein kurzer Feuerstoß mit drei Schuss. Er bewegte den Kopf.

Ich schoss daneben. Der erste oder vielleicht der letzte Schuss riss ihm ein Ohr ab, aber er blieb am Leben und bei Bewusstsein, schoss wild zurück und verschwand wieder nach draußen. Ich hörte ihn gegen das Geländer des schmalen Laufstegs fallen.

Jetzt oder nie!

Ich nahm die Verfolgung auf. Er kroch mit dem Kopf voraus die Stufen hinunter. Schaffte es bis zum dritten Stock, wälzte sich auf den Rücken und hob seine Pistole, als sei sie bleischwer. Ich kam hinter ihm die Treppe herabgestürmt, beugte mich von der Fassade weg und traf ihn mit einem Feuerstoß mitten ins Gesicht. Seine Waffe flog sich überschlagend zwei Stockwerke tiefer und blieb drei Meter über dem Gehsteig hängen.

Ich atmete ein.

Ich atmete aus.

Sechs Männer erledigt. Sieben verhaftet. Vier wieder zu Hause. Zwei unter Bewachung im Krankenhaus.

Neunzehn von neunzehn.

Das Fenster im dritten Stock war hochgeschoben. Die Vorhänge waren aufgezogen. Ein Einzimmerapartment. Verwahrlost, aber nicht demoliert. Lila und Swetlana Hoth standen in der Kochnische nebeneinander.

Neunundzwanzig Schuss verbraucht.

Einer übrig.

Ich glaubte wieder Lilas Stimme zu hören: *Man muss die letzte Kugel für sich selbst aufsparen, weil man nicht lebend gefangen werden will – besonders nicht von den Frauen.*

Ich stieg über die Fensterbank und trat in den Raum.

Die Einzimmerwohnung hatte den gleichen Grundriss wie das demolierte Apartment im ersten Stock. Vorn das Wohnschlafzimmer, die Kochnische, das Bad und der begehbare Kleiderschrank an der Rückwand. Die Trennwände standen noch. Die Gipskartonplatten waren nicht heruntergerissen. Die beiden Deckenlampen brannten. An einer Wohnzimmerwand stand ein hochgeklapptes Schrankbett. Die restliche Einrichtung bestand aus zwei Holzstühlen. In der Kochnische gab es zwei Arbeitsflächen und einen Wandschrank. Ein winziger Bereich, in dem Lila und Swetlana Seite an Seite eingeklemmt standen. Swetlana links, Lila rechts. Swetlana trug ein braunes Hauskleid, Lila eine schwarze Cargohose und ein weißes T-Shirt. Das Hemd war aus Baumwolle, die Hose aus reißfestem Nylon. Ich vermutete, dass sie bei jeder

Bewegung rascheln würde. Sie sah so schön wie immer aus. Langes dunkles Haar, strahlend blaue Augen, makelloser Teint. Ein fragendes kleines Lächeln auf den Lippen. Als hätte ein avantgardistischer Modefotograf sein bestes Model in eine verwahrloste städtische Umgebung gestellt.

Ich zielte mit der MP5. Schwarz und bedrohlich. Die Waffe war heiß. Sie stank nach Pulver, Öl und Rauch.

Ich befahl: »Legt die Hände auf die Tischplatte.«

Die beiden Frauen gehorchten. Vier Hände erschienen. Zwei braun und knotig, zwei blass und schmal. Wie Seesterne gespreizt, zwei grob und quadratisch, zwei länger und zarter.

Ich sagte: »Tretet zurück und stützt euch darauf.«

Sie gehorchten. Das machte sie weniger beweglich. Sicherer für mich.

Ich erwiderte: »Ihr seid nicht Mutter und Tochter.«

Lila sagte: »Nein, das sind wir nicht.«

»Wer seid ihr also?«

»Lehrerin und Schülerin.«

»Gut. Ich möchte keine Tochter vor den Augen ihrer Mutter erschießen. Oder eine Mutter vor ihrer Tochter.«

»Aber Sie würden eine Schülerin vor den Augen ihrer Lehrerin erschießen?«

»Vielleicht die Lehrerin zuerst.«

»Dann tun Sie's doch.«

Ich blieb regungslos stehen.

Lila sagte: »Wenn Sie's ernst meinen, müssen Sie's jetzt tun.«

Ich beobachtete ihre Hände. Achtete auf Spannung oder Anstrengung oder sich bewegende Sehnen oder verstärkten Druck auf die Fingerspitzen. Auf Anzeichen dafür, dass sie ihren beengten Raum verlassen wollten.

Dafür gab es keine Anzeichen.

Das Handy in meiner Tasche vibrierte.

In dem stillen Raum machte es ein kleines Geräusch. Ein Surren, ein Summen, ein Schleifen. Ein rhythmisches kleines Pulsieren. Das Gerät

hüpfte und summtte an meinem Oberschenkel.

Ich starrte Lilas Hände an. Flach. Still. Leer.  
Kein Telefon.

Sie sagte: »Vielleicht sollten Sie doch  
rangehen.«

Ich nahm den Griff der MP5 in die linke Hand  
und zog das Mobiltelefon aus der Tasche.  
*Vertraulicher Anruf.* Ich klappte es auf, hob es ans  
Ohr.

Theresa Lee sagte: »Reacher?«

Ich fragte: »Was?«

»Wo, zum Teufel, hast du gesteckt? Ich versuche  
seit zwanzig Minuten, dich zu erreichen.«

»Ich hatte zu tun.«

»Wo bist du?«

»Woher hast du diese Nummer?«

»Du hast mich auf dem Handy angerufen, weißt  
du das nicht mehr? Deine Nummer steht in der  
Anruferliste.«

»Wieso wird deine Nummer nicht angezeigt?«

»Weil ich aus dem Dienst anrufe. Wo um alles in  
der Welt steckst du?«



»Was ist los?«

»Also pass auf. Du hast falsche Informationen. Die Heimatschutzbehörde hat sich noch mal gemeldet. Einer der Tadschiken hat in Istanbul seine Maschine verpasst. Er ist stattdessen über London und Washington eingereist. Also sind es nicht neunzehn, sondern zwanzig Männer.«

Lila Hoth bewegte sich, und der zwanzigste Mann trat aus dem Bad.

Wissenschaftler messen die Zeit bis zur Pikosekunde. Bis zum billionsten Teil einer Sekunde. Sie rechnen damit, dass in dieser kurzen Zeitspanne alles Mögliche passieren kann. Universen können entstehen, Elementarteilchen beschleunigt, Atome gespalten werden. Was mir in den ersten paar Pikosekunden zustieß, war eine ganze Ansammlung verschiedener Dinge. Als Erstes ließ ich das Handy sinken – weiterhin aufgeklappt, weiter eingeschaltet. Bis es auf Höhe meiner Schulter angelangt war, gellten ganze Sätze aus Gesprächen mit Lila in meinen Ohren. Erst vor Kurzem hatte ich von der Madison Avenue aus mit ihr telefoniert. Ich hatte gesagt: *Sie haben nur noch sechs Kerle*. Sie hatte etwas antworten wollen, dann jedoch geschwiegen. Sie hatte sagen wollen: *Aber ich habe sieben*. Wie bei anderer Gelegenheit, als sie beinahe gesagt hätte: *Aber das*

*ist nicht in meiner Nähe!* Ein nur gehauchter Vokal. Diesmal hatte sie rechtzeitig den Mund gehalten. Sie hatte dazugelernt.

Ausnahmsweise hatte ich zu viel geredet.

Und zu wenig zugehört.

Als das Handy in Hüfthöhe angelangt war, konzentrierte ich mich auf den zwanzigsten Mann. Er sah genau wie seine vier oder fünf Vorgänger aus. Er hätte ihr Bruder oder Cousin sein können, was er vermutlich auch war. Jedenfalls eine vertraute Erscheinung. Klein, sehnig, schwarzhaarig, nicht mehr ganz jung. Seine Körpersprache war wachsam und aggressiv. Er trug eine schwarze Jogginghose, dazu ein dunkles Sweatshirt. Er war Rechtshänder. In der rechten Hand hielt er eine Pistole mit Schalldämpfer, die er in weitem Bogen hochriss. Er wollte damit auf mich zielen. Sein Zeigefinger nahm schon den Druckpunkt am Abzug. Er wollte mich in die Brust schießen.

Ich hielt die MP5SD in der linken Hand. Ihr Magazin war leer. Die letzte Patrone steckte

bereits im Lauf. Sie musste treffen. Ich wollte die Hand wechseln, wollte nicht auf meiner schwächeren Seite, mit meinem schwächeren Auge schießen.

Keine andere Wahl. Der Wechsel von links nach rechts hätte eine halbe Sekunde gedauert. Fünfhundert Milliarden Pikosekunden. Zu lange. Der Arm des Mannes war schon beinahe hoch genug. Als das Handy auf Kniehöhe angelangt war, klatschte meine rechte Hand von unten gegen den MP-Lauf. Ich drehte mich leicht zur Seite, richtete mich auf und zog den Griff etwas an die Brust. Meine Rechte beendete ihre Aufwärtsbewegung und umfasste den Lauf. Mein linker Zeigefinger betätigte übertrieben ruhig den Abzug. Halb links vor mir bewegte sich Lila. Sie trat in den Raum hinaus. Mein Finger krümmte sich ganz, und die MP5 schoss, und mein letzter Schuss traf den zwanzigsten Mann ins Gesicht.

Das Handy prallte auf den Fußboden. Mit einem Geräusch wie das Vorhängeschloss.

Die letzte leere Patronenhülse wurde

ausgeworfen und rollte klackend über den Holzboden.

Der zwanzigste Mann brach zusammen, war nach einem Treffer ins Kleinhirn tot, bevor er den Boden erreichte.

Ein Kopfschuss. Ein Volltreffer. Für die linke Hand nicht schlecht. Nur hatte ich auf seine Rumpfmittle gezielt.

Lila bewegte sich weiter. Glitt vorwärts, beugte sich herab, schnappte sich etwas.

Sie kam mit der Pistole des toten Kerls hoch. Eine weitere Sig Sauer P220, ebenfalls mit Schalldämpfer.

Made in Germany.

Mit einem Griffmagazin für neun Schuss.

Stürzte Lila sich auf die Pistole, war das die einzige Schusswaffe in dem Apartment. Dann waren aus ihr mindestens drei Schüsse durch die Zimmerdecke abgegeben worden.

Maximal sechs Schuss übrig.

Sechs gegen null.

Lila zielte mit der Pistole auf mich.

Ich zielte mit der MP5 auf sie.

Sie sagte: »Ich bin schneller.«

Ich fragte: »Glauben Sie?«

Weit links von mir sagte Swetlana: »Ihr Magazin ist leer.«

Ich sah zu ihr hinüber. »Sie sprechen Englisch?«

»Ziemlich gut.«

»Ich habe oben nachgeladen.«

»Bockmist. Ich sehe von hier aus, dass Feuerstöße zu drei Schuss eingestellt sind. Aber Sie haben nur noch einen Schuss abgegeben. Folglich war das Ihre letzte Patrone.«

So standen wir uns scheinbar endlos lange gegenüber. Die P220 in Lilas Hand war unerschütterlich stabil. Lila befand sich knapp fünf Meter von mir entfernt. Hinter ihr breitete sich das Blut des toten Kerls über den ganzen Boden aus. Swetlana war in der Kochnische. In der Luft hingen alle möglichen Gerüche. Durchs offene Fenster wehte eine Brise herein, brachte die Raumluft in Bewegung und zog im Treppenhaus nach oben und durch das Loch im Dach ab.

Swetlana sagte: »Weg mit der Waffe!«

Ich sagte: »Sie wollen den USB-Stick.«

»Sie haben ihn nicht.«

»Aber ich weiß, wo er ist.«

»Das wissen wir auch.«

Ich schwieg.

Swetlana sagte: »Sie haben ihn nicht – aber Sie wissen, wo er ist. Also haben Sie ein deduktives Verfahren benutzt. Glauben Sie etwa, einzigartig begabt zu sein? Glauben Sie, dass andere keine deduktiven Verfahren anwenden können? Wir besitzen alle dieselben Informationen. Daher können wir alle zu denselben Ergebnissen gelangen.«

Ich schwieg.

Sie sagte: »Als Sie uns erklärt haben, Sie wüssten, wo er sei, haben wir nachzudenken begonnen. Sie reden zu viel, Reacher. Sie haben sich überflüssig gemacht.«

Lila sagte: »Legen Sie die MP weg. Beweisen Sie ein bisschen Würde. Stehen Sie nicht wie ein Idiot mit einer leer geschossenen Waffe im

Anschlag da.«

Ich blieb unbeweglich stehen.

Lila senkte ihren Arm und schoss in den Fußboden vor meinen Füßen. Sie traf einen Punkt dicht vor den Zehenkappen meiner Stiefel und genau gleich weit von beiden entfernt. Kein einfacher Schuss. Sie war eine erstklassige Schützin. Der Holzboden splitterte. Ich fuhr leicht zusammen. Der Schalldämpfer der Sig Sauer war lauter als der meiner H & K. Als schläge man mit einem Telefonbuch auf einen Tisch, statt es nur fallen zu lassen. Ein dünner Rauchfaden von verbranntem Holz schlängelte sich in die Höhe. Die leere Patronenhülse wurde in weitem Bogen ausgeworfen und rollte klackend davon.

Noch fünf Schuss.

Lila sagte: »Weg mit der Waffe.«

Ich streifte den Gurt über meinen Kopf. Hielt die MP am Griff neben meinem Bein hängend. Sie nützte mir nichts mehr, außer ich verwendete sie als drei Kilo schwere Metallkeule. Und ich bezweifelte, dass ich nahe genug an eine der



beiden Frauen herankommen würde, um eine Keule einsetzen zu können. Und falls das gelang, würde ich mich lieber auf meine Fäuste verlassen. Eine drei Kilo schwere Metallkeule ist gut. Aber eine hundertfünfzehn Kilo schwere menschliche Keule ist besser.

Swetlana sagte: »Werfen Sie sie hierher. Aber vorsichtig. Treffen Sie eine von uns, sterben Sie.«

Ich schwang die MP langsam und ließ sie dann los. Sie segelte sich überschlagend durch die Luft, kam mit der Mündung voraus auf und knallte an die Rückwand des Raums.

Swetlana befahl: »Jetzt runter mit der Jacke.«

Lilas Pistole zielte auf meinen Kopf.

Ich gehorchte. Ich zog meine Windjacke aus und warf sie durch den Raum. Sie landete neben der Kochnische. Swetlana kam hervor und durchsuchte die Taschen. Sie fand die neun Schuss Para und die angebrauchte Rolle Gewebepackband. Die neun losen Patronen stellte sie in einer ordentlichen kleinen Reihe auf die Arbeitsplatte; die Klebepackbandrolle legte sie daneben.

Sie sagte: »Handschuh.«

Ich gehorchte. Ich zog den Lederhandschuh mit den Zähnen ab und warf ihn zu der Jacke.

»Stiefel und Socken.«

Ich hüpfte von einem Fuß auf den anderen, lehnte mich Halt suchend an die Wand hinter mir, löste die Schnürbänder und zog meine Stiefel und Socken aus. Dann warf ich sie einzeln auf den größer werdenden Haufen.

Lila sagte: »Ziehen Sie das Hemd aus.«

Ich sagte: »Nur wenn auch Sie Ihr T-Shirt ausziehen.«

Sie senkte den Arm und schoss nochmals in den Boden zwischen meinen Füßen. Das Klatschen des Schalldämpfers, das splitternde Holz, der aufsteigende Rauchfaden, das Klacken der wegrollenden Patronenhülse.

Vier übrig.

Lila sagte: »Nächstes Mal schieße ich Ihnen ins Bein.«

Swetlana sagte: »Ihr Hemd!«

Also zog ich zum zweiten Mal in fünf Stunden

auf Wunsch einer Frau mein T-Shirt aus. Ich blieb mit dem Rücken zur Wand stehen und warf das T-Shirt mit einem Überkopfwurf auf den Haufen. Lila und Swetlana verbrachten einen Augenblick damit, meine Narben zu betrachten. Sie gefielen ihnen anscheinend. Besonders die Splitterwunde. Lilas rosige Zungenspitze lugte feucht zwischen ihren Lippen hervor.

Swetlana sagte: »Jetzt Ihre Hose.«

Ich sah Lila an und sagte: »Ihre Waffe ist leer geschossen, glaube ich.«

Sie entgegnete: »Nein. Ich habe vier Schuss übrig. Zwei Beine und zwei Arme.«

Swetlana befahl: »Ziehen Sie die Hose aus.«

Ich knöpfte sie auf, öffnete den Reißverschluss, schob den steifen Jeansstoff hinunter. Ich schlüpfte an die Wand gelehnt aus den Beinen und beförderte die Hose mit einem Tritt auf den Haufen. Swetlana hob sie auf. Durchsuchte die Taschen. Machte aus meinen Habseligkeiten ein Häufchen neben den neun losen Patronen und der Klebebandrolle. Mein Geld, ein paar Scheine und einige Münzen. Mein

abgelaufener alter Reisepass. Meine Bankkarte. Die Metrocard. Theresa Lees Visitenkarte vom NYPD. Und meine Klappzahnbürste.

»Nicht gerade viel«, meinte Swetlana.

»Alles, was ich brauche«, sagte ich. »Nichts Überflüssiges.«

»Sie sind ein armer Mann.«

»Nein, ich bin ein reicher Mann. Alles zu haben, was man braucht, entspricht der Definition von Wohlstand.«

»Also der amerikanische Traum: reich zu sterben.«

»Gleiche Chancen für alle.«

»Zu Hause besitzen wir mehr als Sie.«

»Ich mag keine Ziegen.«

Dann trat Stille ein. Im Raum war es feucht und kühl. Ich stand nur mit meinen neuen weißen Boxershorts bekleidet da. Lilas Hand hielt weiter die P220, ohne im Geringsten zu zittern. An ihrem Unterarm zeichneten sich sehnige Muskeln wie Stricke ab. Neben dem Bad blutete der tote Mann weiter. Draußen war es fünf Uhr morgens, und die

Großstadt begann zu erwachen.

Swetlana hastete umher, machte aus meiner MP, meinen Stiefeln und meiner Kleidung ein ordentliches Bündel, das hinter die Küchentheke flog. Als Nächstes folgten die beiden Stühle. Sie hob mein Handy auf, schaltete es aus und warf es achtlos weg. Sie räumte auf, sorgte dafür, dass der Wohnbereich freiblieb. Er war ungefähr dreieinhalb mal sechs Meter groß. Ich stand mit dem Rücken mitten an einer der langen Wände. Lila ging vorn um mich herum, achtete auf gebührenden Abstand und hielt die Pistole weiter auf mich gerichtet. Sie machte in der entferntesten Ecke beim Fenster halt, befand sich jetzt schräg seitlich von mir.

Swetlana trat in die Kochnische. Ich hörte, dass eine Schublade klappernd aufgezoogen und wieder geschlossen wurde. Sah Swetlana zurückkommen.

Mit zwei Messern.

Die Messer waren lange Fleischermesser. Zum Ausnehmen oder Filetieren oder Entbeinen. Sie hatten schwarze Griffe. Stahlklingen. Bösertige

dünne Schneiden. Swetlana warf eines davon Lila zu. Sie fing es geschickt mit der freien Hand am Griff auf. Swetlana stellte sich in die gegenüberliegende Ecke. Damit war ich zwischen ihnen eingeklemmt. Lila stand fünfundvierzig Grad links, Swetlana fünfundvierzig Grad rechts von mir.

Lila verdrehte den Oberkörper und ramnte den Schalldämpfer der P220 in den Winkel, in dem die beiden Wände zusammenstießen. Sie ertastete mit dem Daumen die Sperre am Griff und ließ das Magazin herausfallen. Es knallte in der Ecke auf den Fußboden. Ich sah, dass es drei Patronen enthielt. Also steckte noch eine im Lauf. Lila warf die Pistole in die andere Ecke, hinter Swetlana. Waffe und Magazin lagen nun sechs Meter voneinander entfernt hinter den beiden Frauen.

»Wie eine Schatzsuche«, erklärte Lila. »Die Pistole schießt nur mit eingeschobenem Magazin. Damit sich kein Schuss lösen kann, wenn versehentlich eine Patrone im Lauf bleibt. Die Deutschen sind sehr sicherheitsbewusst. Also

müssen Sie sich die Waffe und dann das Magazin holen. Oder umgekehrt. Aber erst müssen Sie natürlich an uns vorbeikommen.«

Ich schwieg.

Sie sagte: »Sollten Sie's bei einer verzweifelten Attacke verletzt schaffen, rate ich Ihnen, die erste Kugel für sich selbst zu verwenden.«

Dann lächelte sie und machte einen Schritt nach vorn. Das tat auch Swetlana. Sie hielten ihre Messer tief. Finger unter dem Griff, Daumen auf der Oberseite. Wie Straßenkämpfer. Wie Expertinnen.

Die langen Klingen glitzerten im Licht der Deckenlampen.

Ich stand still.

Lila sagte: »Wir werden dies mehr genießen, als Sie sich vorstellen können.«

Ich tat nichts.

Lila sagte: »Verzögerung ist gut. Sie erhöht die Vorfreude.«

Ich stand still.

Lila sagte: »Aber wenn uns die Warterei

langweilig wird, kommen wir und erledigen Sie.«

Ich sagte nichts. Stand still.

Dann griff ich hinter mich und brachte das Benchmade 3300 zum Vorschein, das ich mir mit Gewebeband ans Kreuz geklebt hatte.



Ich drückte mit meinem Daumen den Entriegelungsknopf, und die Klinge sprang mit einem Laut heraus, der ein Mittelding zwischen einem Klicken und einem dumpfen Schlag war. Ein in dem stillen Raum ziemlich lautes Geräusch. Ein unerfreulicher Laut. Ich mag keine Messer. Ich habe sie noch nie gemocht. Ich kann nicht wirklich gut mit ihnen umgehen.

Aber mein Selbsterhaltungstrieb ist mindestens so stark wie der jedes anderen Menschen.

Vielleicht stärker als bei den meisten.

Seit meinem fünften Lebensjahr war ich in unzählige Kämpfe verwickelt gewesen, von denen ich nur sehr wenige verloren hatte. Und ich gehöre zu den Typen, die genau hinsehen und lernen. Ich hatte Messerkämpfe in aller Welt beobachtet. In Fernost, Europa, dem trockenen Wüstenland außerhalb von Militärstützpunkten im Süden der

USA, auf Straßen, in Hinterhöfen, vor Bars und Spielsalons.

Die wichtigste Regel lautete: auf keinen Fall frühzeitig verletzt werden. Nichts schwächt rascher als hoher Blutverlust.

Swetlana war mindestens einen Kopf kleiner als ich, ziemlich stämmig, mit nicht sehr großer Reichweite. Lila war größer, beweglicher, geschmeidiger. Trotzdem rechnete ich mir aus, dass ich mich auch gegen fünfzehn Zentimeter längere Klingen im Vorteil befand.

Außerdem hatte ich dem Spiel soeben eine neue Wendung gegeben, auf die sie sich erst einstellen mussten.

Und die beiden kämpften aus Spaß, während ich um mein Leben kämpfte.

Ich wollte in die Kochnische, deshalb tänzelte ich auf Swetlana zu, die mir den Weg dorthin versperrte. Sie stand auf den Zehenspitzen, hielt das Messer in Kniehöhe, führte Scheinangriffe nach links und rechts. Auch ich senkte meine Klinge und imitierte jede ihrer Bewegungen. Sie

stieß zu. Ich wich aus. Die Klinge zischte an meinem Oberschenkel vorbei. Ich verlagerte mein Gewicht nach vorn und traf ihr Gesicht mit einer linken Geraden. Meine Faust streifte ihre Augenbraue und krachte seitlich an ihre Nase.

Sie glotzte mich verblüfft an. Wie die meisten Messerkämpfer glaubte sie, hier gehe es nur um Stahl. Sie vergaß, dass Leute zwei Hände haben.

Während sie zurücktaumelte, griff Lila von links an. Mit tief gehaltener Klinge. Zustoßend, täuschend, wieder zustoßend. Ihr Mund zu einer hässlichen Grimasse verzerrt. Hoch konzentriert. Sie begriff, dass dies kein Spiel mehr war. Kein Spaß. Sie griff an, wich zurück, täuschte, wechselte die Richtung, blieb ständig in Bewegung. Einige Zeit lang tänzelten wir so durch den Raum: hektisch, außer Atem, mit ruckartigen Bewegungen, Staub, Schweiß und Angst in der Luft, ihre Augen auf meine Klinge gerichtet, meine ständig zwischen ihren Messern hin und her wechselnd.

Swetlana griff an. Wich wieder zurück. Lila kam

auf mich zu, hoch aufgerichtet, auf den Zehenspitzen tänzelnd. Ich blieb in gebeugter Haltung und stieß mit meiner Klinge nach Lilas Gesicht. Vor Anstrengung grunzend, mit voller Gewalt, als wollte ich einen Baseball hundert Meter weit werfen. Lila wich aus. Sie wusste, dass mein wilder Stoß sie verfehlen würde, weil sie sich darauf konzentrierte, dass er sie verfehlte. Swetlana wusste, dass er sein Ziel verfehlen würde, weil sie Lila blind vertraute.

Ich wusste, dass er Lila verfehlen würde, weil ich genau das vorhatte.

Ich stoppte meinen heftigen Stoß mitten in der Bewegung, wechselte die Angriffsrichtung und überraschte Swetlana mit einer böartigen Rückhand an ihre Stirn. Das war ein massiver Treffer. Ich spürte, wie die Klinge über Knochen schrammte. Eine abgetrennte Haarlocke fiel auf ihre Brust. Das Benchmade funktionierte genau wie angepriesen. D2-Stahl. Man hätte einen Zehner auf die Schneide fallen lassen können und zwei Fünfer herausbekommen. Die Klinge hinterließ eine

fünfzehn Zentimeter lange waagrechte Schnittwunde zwischen Swetlanas Haaransatz und ihren Augenbrauen. Legte den Schädelknochen frei.

Sie torkelte nach hinten und blieb stehen.

Keine Schmerzen. Noch nicht.

Stirnwunden sind niemals tödlich. Aber sie bluten stark. Binnen Sekunden lief ihr Blut in die Augen. Nahm ihr die Sicht. Hätte ich Stiefel angehabt, hätte ich sie auf der Stelle erledigen können. Mit einem Tritt gegen die Knie zu Fall bringen, dann ihren Kopf zu Brei treten. Aber ich wollte keinen Knochenbruch riskieren, indem ich barfuß auf sie eintrat. Eingeschränkte Beweglichkeit hätte mich sehr bald das Leben gekostet.

Ich tänzelte rückwärts.

Lila griff sofort wieder an.

Ich blieb in gebeugter Haltung und wich ihrer Klinge aus, die zischende Bogen beschrieb. Links, rechts. Ich stieß an die Wand hinter mir. Ich wartete den richtigen Augenblick ab, in dem ihre Hand mit dem Messer sich vor ihrem Körper

befand, drehte mich halb um und rempelte sie mit einem Bodycheck zur Seite. Kreiselte weiter bis zu der Stelle, wo Swetlana herumtapste und versuchte, sich das Blut aus den Augen zu wischen. Ich schlug ihren Arm mit dem Messer weg, trat einen Schritt auf sie zu, brachte ihr einen blutenden Schnitt oberhalb des Schlüsselbeins bei und wich wieder zurück.

Dann traf Lila mich.

Sie hatte erkannt, wie sie meinen Vorteil, was die Reichweite betraf, wettmachen konnte. Sie hielt ihr Messer ganz am Ende des Griffs nur mit den Fingerspitzen fest. So stürzte sie sich auf mich. Ihre Schultern waren vorgeschoben. So versuchte sie, jeden zusätzlichen Zentimeter Reichweite für sich zu nutzen. Sie machte mit nach vorn gesetztem steifem Bein vor mir halt, beugte sich geduckt nach vorn und stach nach meinem Bauch.

Und traf ihn.

Eine schlimme Verletzung. Ein wilder Hieb, ein starker Arm, eine rasiermesserscharfe Klinge. Sehr schlimm. Ein langer schräger Schnitt unter meinem

Nabel und über dem Gummizug meiner Boxershorts. Keine Schmerzen. Noch nicht. Nur ein kurzes eigenartiges Warnsignal meiner Haut.

Ich hielt einen Augenblick inne. Ungläubig. Dann tat ich, was ich immer mache, wenn jemand mir wehtut. Ich wich nicht zurück, sondern ging zum Angriff über. Durch ihren Schwung befand ihr Messer sich hinter meiner Hüfte. Meine eigene Klinge hielt ich tief. Ich brachte Lila einen tiefen Schnitt am Oberschenkel bei, stieß mich von der Wand ab und traf ihr Gesicht mit einer linken Geraden. Ein schwerer, lähmender Schlag. Sie kreiselte weg und torkelte in Richtung Swetlana, deren Gesicht jetzt eine blutüberströmte Maske war. Sie schwang das Messer nach links. Dann nach rechts. Dabei riss ihre Deckung auf. Ich trat vor und schlitzte ihr die Innenseite des rechten Unterarms bis zum Knochen auf. Adern, Sehnen, Bänder. Sie heulte auf. Nicht vor Schmerzen. Die würden später kommen. Oder überhaupt nicht mehr. Sie heulte vor Angst auf, weil sie erledigt war. Ihren Arm konnte sie nicht mehr gebrauchen.

Ich warf sie mit einem Boxhieb an die Schulter herum und stach sie in die Niere. Die gesamte Klingenlänge mit einem einzigen brutalen Hieb. Das war ungefährlich, weil es dort keine Knochen gab. Keine Gefahr, dass die Klinge in einem Knochen stecken blieb. Die Niere ist sehr stark durchblutet. Das kann jeder Dialysepatient bestätigen. Unser ganzes Blut fließt täglich mehrmals durch die Niere. In Swetlanas Fall gelangte es nur noch hinein, aber nicht mehr hinaus.

Swetlana sank auf die Knie. Lila schüttelte ein wenig den Kopf, um wieder klar denken zu können. Ihre Nase war gebrochen, ihr makelloses Gesicht ruiniert. Sie griff mich an. Ich täuschte eine Linksbewegung vor, wich aber nach rechts aus. Wir tänzelten um Swetlanas kniende Gestalt herum. Beschrieben einen Vollkreis. Ich erreichte wieder meinen Ausgangspunkt und verschwand in der Kochnische. Trat zwischen die beiden Arbeitsflächen und packte einen der Holzstühle, die Swetlana dort deponiert hatte. Warf ihn linkshändig nach Lila. Sie drehte sich halb zur



Seite, duckte sich und bekam ihn schmerzhaft krachend in den Rücken.

Ich kam wieder aus der Küche, trat hinter Swetlana, packte mit der linken Hand ihr Haar und riss ihren Kopf zurück. Beugte mich nach vorn und schnitt ihr die Kehle durch. Von einem Ohr zum anderen. Selbst mit der scharfen Benchmade-Klinge war das Schwerstarbeit. Ich musste ziehen, zerren und sägen. Muskeln, Knorpel, Fett, hartes Fleisch, Sehnen. Der Stahl kratzte über Knochen. Aus der durchtrennten Luftröhre stieg ein unheimliches Gurgeln auf. Ein Ächzen und Keuchen. Aus den großen Arterien schossen Blutströme, die sich pulsierend über ihren Oberkörper ergossen. Blut spritzte an die Wand gegenüber. Es floss auch über meine Hand und machte sie glitschig. Ich ließ Swetlanas Haar los und stieß sie nach vorn. Ihr Gesicht landete mit einem dumpfen Schlag auf dem Fußboden.

Ich trat keuchend zur Seite.

Lila stand mir schwer atmend gegenüber.

In dem Raum schien es siedend heiß zu sein,

gleichzeitig war er von kupfrigem Blutgeruch erfüllt.

Ich sagte: »Eine erledigt.«

Sie sagte: »Eine steht noch.«

Ich nickte. »Die Schülerin scheint besser zu sein als die Lehrerin.«

Sie fragte: »Wer sagt, dass ich die Schülerin war?«

Ihr Oberschenkel blutete stark. Ihre schwarze Nylonhose war zwanzig Zentimeter weit aufgeschlitzt, und ich sah, dass Blut ihr Bein hinunterlief. Ihr Schuh war schon voller Blut. Meine Boxershorts waren voller Blut und vorn rot, nicht mehr weiß. Ich blickte an mir herab und sah Blut aus meinem Bauch quellen. Viel Blut. Das war schlecht. Aber die alte Narbe hatte mich gerettet. Meine Schrapnellwunde, die ich mir vor langer Zeit in Beirut zugezogen hatte. Das furchige Narbengewebe, das von den ungeschickten M\*A\*S\*H\*-Stichen zurückgeblieben war, hatte Lilas Klinge aufgehalten und abgelenkt. Sonst wäre die Stichwunde viel länger und tiefer gewesen. Ich

hatte mich viele Jahre über die schlampige Arbeit bei der Notoperation geärgert. Jetzt war ich den Chirurgen dafür dankbar.

Lilas gebrochene Nase begann stärker zu bluten. Blut lief ihr in den Mund; sie hustete und spuckte. Starrte zu Boden. Sah dort in einer größer werdenden Blutlache Swetlanas Messer liegen. Das Blut begann bereits zu stocken. Es versickerte in den alten Bodenbrettern. Lief in die Ritzen zwischen ihnen. Lila bewegte den linken Arm. Dann erstarrte sie wieder. Sich nach Swetlanas Messer zu bücken hätte sie verwundbar gemacht. Mich jedoch ebenso. Ich war anderthalb Meter von der P220, sie anderthalb Meter von dem Magazin entfernt.

Schmerzen setzten ein. Mein Kopf sumnte, der Raum drehte sich vor meinen Augen. Mein Blutdruck fiel ab.

Lila sagte: »Wenn Sie lieb darum bitten, lasse ich Sie laufen.«

»Ich bitte um nichts.«

»Sie können nicht gewinnen.«

»Träumen Sie nur weiter.«

»Ich bin bereit, bis zum Tod zu kämpfen.«

»Das entscheiden nicht Sie. Diese Entscheidung ist schon gefallen.«

»Sie würden eine Frau umbringen?«

»Das habe ich gerade getan.«

»Eine wie mich?«

»Besonders eine wie Sie.«

Sie spuckte noch einmal aus und atmete keuchend durch den Mund ein, hustete schmerzhaft. Sie betrachtete ihr Bein. Dann nickte sie und sagte: »Okay.« Sie sah mit ihren strahlend blauen Augen zu mir auf.

Ich blieb unbeweglich stehen.

Lila sagte: »Wenn Sie's ernst meinen, müssen Sie's jetzt tun.«

Ich nickte. Ich meinte es ernst. Also tat ich's. Ich war geschwächt, aber das stellte kein Hindernis dar. Lilas Beinverletzung machte sie langsam. Sie bekam nicht mehr richtig Luft. Ihre Nebenhöhlen waren zertrümmert. In ihrer Kehle sammelte sich Blut an. Sie war von meinen Faustschlägen

benommen und fühlte sich schwindlig. Ich schnappte mir den zweiten Stuhl aus der Kochnische und griff sie damit an. Nun war meine Reichweite unübertrefflich. Ich trieb sie vor mir her in eine Ecke und schlug zweimal mit dem Stuhl zu, bis sie ihr Messer fallen ließ und selbst zu Boden ging. Ich hockte mich neben sie und erwürgte sie. Langsam, weil meine Kräfte rasch erlahmten. Aber ich wollte die Klinge nicht benutzen. Ich mag keine Messer.

Anschließend kroch ich in die Kochnische zurück und wusch das Benchmade unter dem Wasserhahn ab. Dann benutzte ich die Dolchspitze, um schmetterlingsartige Formen aus dem schwarzen Gewebeband zu schneiden. Ich hielt die Schnittwunde mit den Fingern zusammen und klammerte sie mit den gut haftenden Schmetterlingsformen fest. Anderthalb Dollar. In jedem Baumarkt erhältlich. Gehört zu jeder Ausrüstung. Ich hatte Mühe, mich wieder anzuziehen. Steckte mein ganzes Zeug ein, schlüpfte in meine Schuhe.

Danach setzte ich mich auf den Fußboden. Nur eine Minute lang. Aber die Pause dauerte länger. Ein Arzt oder Sanitäter hätte gesagt, ich sei bewusstlos geworden. Ich denke lieber, ich sei nur eingeschlafen.

Ich wachte in einem Krankenhausbett auf. Ich trug ein Nachthemd aus Papier. Die Uhr in meinem Kopf zeigte 16.05 Uhr an. Rund zehn Stunden später. Der Geschmack in meinem Mund sagte mir, dass ich mit Chemie vollgepumpt worden war. Ich hatte einen Clip am Finger. Die von ihm wegführende Litze musste auch ins Stationszimmer führen. Der Clip hatte wohl eine Veränderung der Pulsfrequenz gemeldet, denn kaum eine Minute nach meinem Aufwachen kam ein ganzer Trupp von Leuten herein. Eine Ärztin und ein Krankenpfleger, dann Jacob Mark und Theresa Lee, dann Springfield und zuletzt Sansom.

Die Ärztin machte ungefähr eine Minute lang Wirbel, kontrollierte mein Krankenblatt und starrte auf die Monitore. Dann griff sie nach meinem Handgelenk, um meinen Puls zu fühlen, was mir angesichts ihrer Hightech-Apparate ziemlich

überflüssig erschien. Als Antwort auf Fragen, die ich nicht gestellt hatte, erklärte sie mir, ich sei im Bellevue Hospital und mein Zustand erstaunlich gut. Ihre Kollegen in der Notaufnahme hatten die Wunde gesäubert und genäht und mir nach einer Bluttransfusion Antibiotika und eine Tetanusspritze verabreicht. Sie ermahnte mich, vier Wochen lang nichts Schweres zu heben, und ging. Der Krankenpfleger verließ mit ihr den Raum.

Ich schaute Theresa Lee an und fragte: »Was ist mit mir passiert?«

»Das weißt du nicht mehr?«

»Natürlich weiß ich das noch. Aber wie lautet die offizielle Version?«

»Du bist im East Village auf der Straße gefunden worden. Mit einer ungeklärten Stichverletzung. Das kommt häufig vor. Sie haben dein Blut untersucht und Spuren von Barbituraten gefunden. Daraus haben sie auf einen Streit zwischen Dealern geschlossen.«

»Haben sie das den Cops gemeldet?«

»Die Cops vertrete ich.«



»Wie bin ich nach East Village gekommen?«

»Gar nicht. Wir haben dich direkt hergebracht.«

»Wir?«

»Mr Springfield und ich.«

»Wie habt ihr mich gefunden?«

»Wir haben den Handystandort ermitteln lassen.

Damit waren wir schon mal in der richtigen Gegend. Die genaue Adresse war Mr Spingfields Idee.«

Springfield sagte: »Eine bestimmte Führerin der Mudschaheddin hat uns erzählt, wie ihre Leute vor fünfundzwanzig Jahren scheinbar aufgegebene Stellungen wieder besetzt haben.«

Ich fragte: »Wird's noch Probleme geben?«

Sansom antwortete: »Nein.«

Einfach so.

Ich sagte: »Wissen Sie das bestimmt? In diesem Haus liegen neun Leichen.«

»Die Leute aus dem Verteidigungsministerium sind jetzt dort. Sie werden jeglichen Kommentar verweigern. Mit wissendem Lächeln. Damit jeder den Erfolg letztlich für ihr Verdienst hält.«

»Und was ist, wenn der Wind dreht? Das kommt vor. Wie Sie selbst am besten wissen.«

»Am Tatort sieht's reichlich chaotisch aus.«

»Ich habe dort Blutspuren zurückgelassen.«

»Dort gibt's jede Menge Blut. Das Gebäude ist schon sehr alt. Nimmt jemand Gentests vor, findet er hauptsächlich DNA von Ratten.«

»An meiner Kleidung ist Blut.«

Theresa Lee sagte: »Das Krankenhaus hat deine Sachen verbrannt.«

»Wieso?«

»Biogefährdung.«

»Sie waren ganz neu.«

»Sie waren von Blut getränkt. Mit Blut will heutzutage keiner mehr was riskieren.«

»Fingerabdrücke meiner rechten Hand«, fuhr ich fort. »An den inneren Fenstergriffen und der Falлтür.«

»Das Gebäude ist alt«, erklärte Sansom. »Es wird abgerissen und durch einen Neubau ersetzt, bevor der Wind dreht.«

»Patronenhülsen«, sagte ich.

Springfield entgegnete: »Standardmunition der Army. Sie werden begeistert sein. Wahrscheinlich spielen sie den Medien eine Hülse zu.«

»Fahnden sie noch immer nach mir?«

»Das können sie nicht. Es würde ihrer Darstellung widersprechen.«

»Revierkämpfe«, sagte ich.

»Die Sie allem Anschein nach gerade gewonnen haben.«

Sansom fragte: »Wo ist der USB-Stick?«

Ich sah zu Jacob Mark hinüber. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Er sagte: »Geht schon.«

Ich sagte: »Sie werden einiges zu hören bekommen.«

Er sagte: »Okay.«

Ich setzte mich im Bett auf, was überhaupt nicht wehtat. Offenbar hatten sie mich mit Schmerzmitteln vollgepumpt. Ich zog die Knie an, machte ein Zelt aus der Bettdecke, hob das Papiernachthemd hoch und warf einen Blick auf die Wunde. Konnte sie natürlich nicht sehen, da ich

von den Hüften bis zum Brustkorb in einem dicken Verband steckte.

Sansom sagte: »Sie haben gesagt, Sie könnten uns bis auf fünf Meter hinbringen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Jetzt nicht mehr. Seither ist viel Zeit vergangen. Wir müssen auf Koppelnavigation zurückgreifen.«

»Klasse! Sie haben von Anfang an Scheiß erzählt. Sie wissen nicht, wo er ist.«

»Wir kennen den ungefähren Ablauf«, sagte ich. »Sie haben fast drei Monate lang geplant und sind in der letzten Woche an die Ausführung gegangen. Sie haben Peter entführt, um Susan mit ihm zu erpressen. Sie ist von Annandale hergefahren, hat in einem vierstündigen Stau festgesessen – sagen wir von neun Uhr abends bis ein Uhr morgens – und war erst kurz vor zwei in Manhattan. Ich nehme an, dass sich genau feststellen lässt, wann sie den Holland Tunnel verlassen hat. Von dort aus müssen wir zurückrechnen, damit wir wissen, wo genau sie um Mitternacht im Stau gestanden hat.«

»Was nützt uns das?«

»Weil sie den USB-Stick um Mitternacht aus dem Autofenster geworfen hat.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil sie bei ihrer Ankunft kein Handy bei sich hatte.«

Sansom sah zu Lee hinüber. Lee nickte. Sagte: »Schlüssel und Geldbörse. Das war alles. Auch nicht in ihrem Wagen. Das FBI hat eine genaue Liste angelegt.«

Sansom sagte: »Nicht jeder hat ein Handy.«

»Richtig. Und dieser Kerl bin ich. Der weltweit einzige Mann, der kein Handy besitzt. Aber jemand wie Susan muss eines gehabt haben.«

Jacob Mark sagte: »Sie hatte eines.«

Sansom fragte: »Und?«

»Die Hoths haben ein Ultimatum gestellt. Sehr wahrscheinlich Mitternacht. Susan ist nicht aufgekreuzt, also haben sie ihre Drohung wahrgemacht – und das auch bewiesen. Sie haben Susan ein Foto aufs Handy geschickt. Vielleicht einen kleinen Videofilm von Peter auf der Steinplatte. Schlag Mitternacht hat Susans Leben

sich dramatisch verändert. Sie hat hilflos im Stau gestanden. Das Mobiltelefon in ihrer Hand ist ihr plötzlich schrecklich und widerwärtig erschienen. Sie hat es aus dem Fenster geworfen. Und den USB-Stick gleich hinterher, als Symbol für all ihr Leid. Handy und USB-Stick liegen noch irgendwo im Müll neben der I-95. Das ist die einzige mögliche Erklärung.«

Keiner sprach.

Ich sagte: »Wahrscheinlich auf dem Mittelstreifen. Susan dürfte unbewusst auf der Überholspur geblieben sein, weil sie's eilig hatte. Wir hätten das Handy anpeilen können, aber dafür dürfte es jetzt zu spät sein. Sein Akku ist bestimmt leer.«

Schweigen im Raum. Nur das Summen und Piepsen der medizinischen Geräte.

Sansom sagte: »Das ist verrückt. Die Hoths müssen gewusst haben, dass sie den USB-Stick nicht mehr bekommen würden, sobald das Foto gesendet war. Sie haben ihr Druckmittel aus der Hand gegeben. Susan hätte geradewegs zur Polizei

fahren können.«

»Zwei Antworten«, sagte ich. »In gewisser Beziehung *waren* die Hoths verrückt. Sie waren Fundamentalisten. Sie konnten in der Öffentlichkeit ihre Rolle spielen, aber darunter haben sie alles in Schwarz und Weiß gesehen. Ohne Abstufungen. Eine Gefahr war eine Gefahr. Mitternacht war Mitternacht. Und ihr Risiko war minimal. Sie haben Susan von einem Mann beschatten lassen. Er hätte sie daran gehindert, zu den Cops zu gehen.«

»Von wem?«

»Von dem zwanzigsten Mann. Ich glaube nicht, dass er versehentlich nach Washington geraten ist. Bestimmt hat er in Istanbul kein Flugzeug verpasst. Das war eine späte Umplanung. Sie haben plötzlich gemerkt, dass sie jemanden in Washington brauchten. Oder eher jenseits des Flusses, in einer der Schlafstädte des Pentagons. Also ist der zwanzigste Mann direkt dorthin geflogen. Dann ist er Susan nachgefahren – fünf bis zehn Autos hinter ihr, wie man's eben macht. Das war in Ordnung, bis der Verkehr ins Stocken geriet. Im Stau sind

fünf bis zehn Wagen Abstand so schlimm wie eine Meile. Man sitzt fest, hat vielleicht einen großen Geländewagen vor sich, der einem die Sicht nimmt. Er hat nichts gesehen, ist jedoch bei Susan geblieben. Er befand sich in dem Zug, hat ein NBA-Trikot getragen. Als ich ihn wiedergesehen habe, ist er mir gleich bekannt vorgekommen. Aber das konnte ich nicht überprüfen, weil ich ihm im nächsten Augenblick ins Gesicht geschossen habe. Danach war es nicht mehr gut zu erkennen.«

Wieder Schweigen. Dann fragte Sansom: »Wo war Susan also um Mitternacht?«

Ich sagte: »Das müssen Sie sich ausrechnen. Zeit, Entfernung, Durchschnittstempo. Besorgen Sie sich eine Landkarte, ein Lineal, Papier und Bleistift.«

Jacob Mark stammte aus Jersey. Er begann von State Troopers zu erzählen, die er kannte. Und davon, wie die Troopers helfen würden. Sie waren Tag und Nacht auf der I-95 unterwegs. Sie kannten sie wie ihre Westentasche. Sie hatten Überwachungskameras. Ihre Aufnahmen konnten



die Berechnungen ergänzen. Auch die Autobahnmeisterei würde kooperieren. Alle schmiedeten eifrig Pläne. Auf mich achtete niemand mehr. Ich ließ mich aufs Kissen zurücksinken, während die anderen nacheinander hinausgingen. Springfield als Letzter. Er blieb an der Tür stehen, starrte mich forschend an und fragte: »Was empfinden Sie, wenn Sie an Lila Hoth denken?«

Ich antwortete: »Ich fühle mich gut.«

»Tatsächlich? Mir ginge es anders. Sie sind um ein Haar von zwei Frauen erledigt worden. Das war schlampige Arbeit. So was macht man richtig oder gar nicht.«

»Ich hatte nicht viel Munition.«

»Sie hatten dreißig Schuss. Sie hätten Einzelfeuer wählen sollen. Diese kurzen Feuerstöße waren ein Ventil für Ihren Frust. Sie haben sich von Emotionen hinreißen lassen. Davor hatte ich Sie gewarnt.«

Er musterte mich sekundenlang ausdruckslos. Dann trat er auf den Korridor hinaus, und ich sah

ihn nie wieder.

Zwei Stunden später kam Theresa Lee zurück. Sie brachte eine große Tragetasche mit und erklärte, das Krankenhaus brauche mein Zimmer, deshalb bringe das NYPD mich in einem Hotel unter. Sie hatte mir Klamotten gekauft, die sie mir zeigte: Schuhe, Socken, Jeans, Boxershorts und ein Hemd, alle in denselben Größen wie die Sachen, die das Krankenhauspersonal verbrannt hatte. Schuhe, Socken, Jeans und Boxershorts waren in Ordnung. Das Hemd fand ich ein bisschen komisch. Es bestand aus weicher, verwaschener Baumwolle, die fast eine Art dünnen Filz bildete. Es war ziemlich eng, hatte lange Ärmel und wurde am Hals mit drei Knöpfen geschlossen. Es glich einem altmodischen Unterhemd. Darin würde ich wie mein Großvater aussehen. Oder wie ein kalifornischer Goldgräber aus dem Jahr 1849.

»Danke«, sagte ich.

Sie erzählte mir, die anderen seien noch dabei zu rechnen. Sie stritten über Susans Route von der Turnpike zum Holland Tunnel. Die Einheimischen

benützten eine Abkürzung, die entgegen der Straßenbeschilderung in eine falsche Richtung zu führen schien.

Ich sagte: »Susan war nicht von hier.«

Sie stimmte mir zu. Auch sie glaubte, Susan sei der ausgeschilderten Route gefolgt.

Dann sagte sie: »Das Bild werden sie nicht finden, weißt du.«

Ich fragte: »Glaubst du?«

»Oh, sie werden den USB-Stick finden, klar. Aber sie werden behaupten, er sei defekt gewesen oder überfahren und beschädigt worden oder habe letztlich doch nichts Belastendes enthalten.«

Ich gab keine Antwort.

»Verlass dich drauf«, sagte sie. »Ich kenne Politiker, und ich kenne die Regierung.«

Dann fragte sie: »Was empfindest du, wenn du an Lila Hoth denkst?«

Ich antwortete: »Letztlich bereue ich nur, Susan in der U-Bahn angesprochen zu haben. Ich wollte, ich hätte ihr ein paar Stationen länger Zeit gelassen.«

»Ich habe mich geirrt. Sie hätte unmöglich darüber hinwegkommen können.«

»Ganz im Gegenteil«, widersprach ich. »Ist in ihrem Auto eine Socke gefunden worden?«

Lee ging in Gedanken die FBI-Liste durch. Dann nickte sie.

»Gewaschen?«, fragte ich.

»Ja«, sagte sie.

»Stell dir also vor, wie Susan aufricht. Sie durchlebt einen Albtraum. Aber sie weiß noch nicht genau, wie schlimm er ist. Sie will nicht glauben, dass er so schrecklich sein könnte, wie sie befürchtet. Vielleicht ist alles nur ein grausiger Scherz oder eine leere Drohung. Oder ein Bluff. Aber sie weiß es nicht genau. Angezogen ist sie wie fürs Büro. Schwarze Hose, weiße Bluse. Sie ist zu einer unbekannten Aktion in der großen bösen Stadt unterwegs. Sie ist eine selbstständige Frau, sie lebt in Virginia, sie geht seit Jahren mit Militär um. Also nimmt sie ihren Revolver mit. Er steckt vermutlich noch in der Socke, in der sie ihn in der Schublade aufbewahrt. Sie wirft ihn in ihre

Umhängetasche und verlässt das Haus. Sie gerät in einen Stau. Sie telefoniert, um sich zu entschuldigen. Vielleicht wird sie von den Hoths angerufen. Sie wollen nicht zuhören. Sie sind fanatisch und Ausländerinnen. Sie verstehen nichts. Sie halten die Sache mit dem Stau für eine dumme Ausrede.«

»Dann bekommt sie um Mitternacht eine Nachricht.«

»Und sie verändert sich. Der springende Punkt ist, dass sie dafür *Zeit* hat. Sie steckt im Stau fest. Sie kann nicht durchstarten. Sie kann nicht zu den Cops laufen. Sie kann nicht mit hundert Sachen gegen einen Brückenpfeiler rasen. Sie ist gefangen. Sie muss dasitzen und nachdenken. Keine Alternative. Und sie gelangt zu einem Entschluss. Sie wird ihren Sohn rächen. Sie macht einen Plan. Sie zieht den Revolver aus der Socke. Starrt ihn an. Sie sieht ihre alte schwarze Daunenjacke auf dem Rücksitz liegen. Vielleicht liegt sie seit letztem Winter dort. Sie braucht dunkle Kleidung. Sie zieht die Jacke an. Irgendwann löst der Stau

sich auf. Sie fährt nach New York weiter.«

»Und verhält sich in der U-Bahn so auffällig, dass du sie für eine Selbstmordattentäterin hältst.«

»Sie war ein normaler Mensch. Vielleicht lösen Vorbereitungen für die Ermordung eines anderen die gleichen Emotionen aus, als bereitete man sich auf einen Selbstmord vor. Genau das hat sie getan. Sie war zu dieser Ebene unterwegs. Aber sie war noch nicht ganz dort. Ich habe sie zu früh gestört. Also hat sie aufgegeben und den anderen Ausweg gewählt. Vielleicht wäre sie bis zur 59th Street wieder zur Besinnung gekommen.«

»Besser, dass ihr dieser Kampf erspart geblieben ist.«

»Vielleicht hätte sie ihn gewonnen. Lila hätte nicht damit gerechnet, dass sie eine Waffe ziehen würde. Das Überraschungsmoment wäre auf ihrer Seite gewesen.«

»Sie hatte einen Revolver mit sechs Schuss. Die anderen hatten zweiundzwanzig.«

Ich nickte. »Sie wäre umgekommen, klar. Aber vielleicht wäre sie zufrieden gestorben.«

Einen Tag später besuchte Theresa Lee mich im Hotel. Sie erzählte mir, Sansom habe an der I-95 einen ungefähr eine Meile langen wahrscheinlichen Bereich festgelegt, den die Autobahnmeisterei mit orangeroten Leitkegeln abgesperrt habe. Nach dreistündiger Suche hatten sie Susans Handy gefunden. Nur Sekunden später wurde kaum einen Meter entfernt der USB-Stick entdeckt.

Er war überfahren worden. Er war völlig zerquetscht. Er ließ sich nicht mehr auslesen.

Am nächsten Tag verließ ich New York. Ich zog nach Süden. Die folgenden zwei Wochen verbrachte ich größtenteils damit, mir vorzustellen, was das Foto gezeigt haben mochte. Ich stellte alle möglichen Spekulationen an, die von Verstößen gegen die Scharia bis zum vertrauten Umgang mit Haustieren reichten. Mit diesen ausgedachten grässlichen Szenarien aus dem Zelt im Korengaltal wechselten sich lebhafte Erinnerungen daran ab, wie ich Lila Hoth im Gesicht getroffen hatte. Die linke Gerade, das Knirschen von Knorpel und Knochen unter meiner Faust. Das ruinierte

Aussehen. Vor meinem inneren Auge lief diese Episode immer wieder ab. Ich wusste nicht, warum. Ich hatte sie mit dem Messer verletzt und später erwürgt, aber daran konnte ich mich kaum noch erinnern. Vielleicht widersprach es meinen unerschütterlichen Wertvorstellungen, eine Frau zu schlagen. Was gänzlich unlogisch war.

Allmählich verblassten die Bilder jedoch, und es langweilte mich, mir Osama bin Laden im Umgang mit Ziegen vorzustellen. Inzwischen war ein Monat vergangen. Meine Wunde war sehr gut verheilt, die Narbe schmal und weiß. Die Stiche wirkten klein und ordentlich. Mein Unterleib sah wie eine Illustration in einem Lehrbuch aus: hier eine mustergültige Naht, dort ein abschreckendes Beispiel. Aber ich vergaß nie, dass diese ersten unbeholfenen Stiche meine Rettung gewesen waren. So hatte der Kreis sich endlich geschlossen. Ein positives Vermächtnis, eine Folge der Autobombe in Beirut, die von Unbekannten zum Einsatz gebracht worden war.